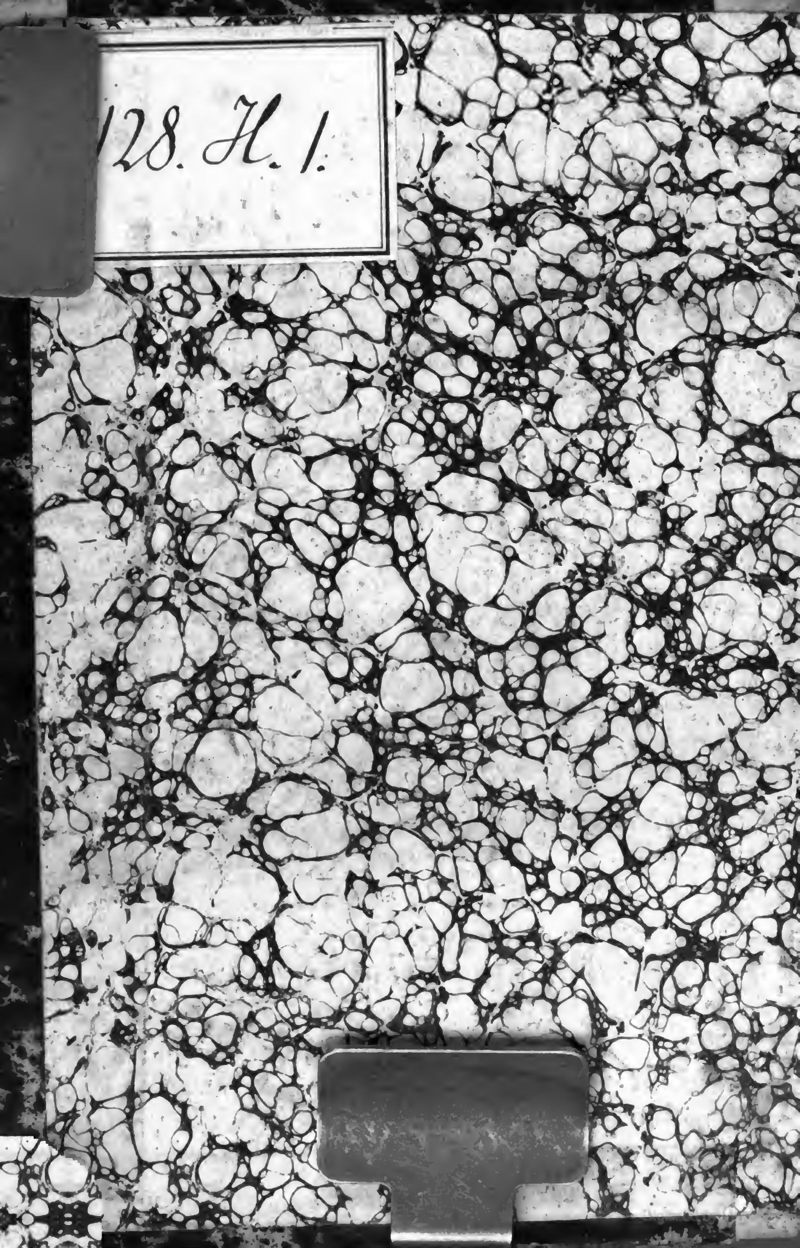
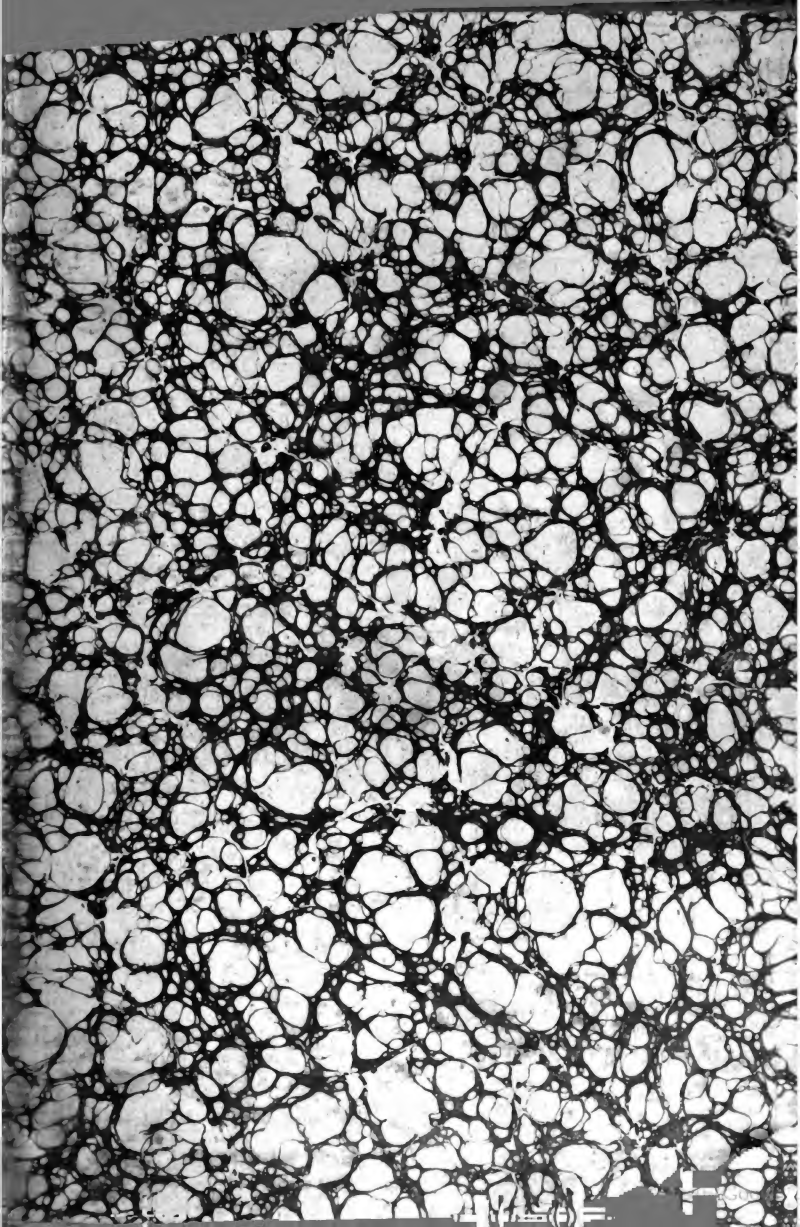



128. H. 1.





Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Achtzehnter Band.

Bis zum Rubicon.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1867.

Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Achtzehnter Band.

Bis zum Rubicon.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

In der Plautinischen Straße.

Rom erwachte an einem milden Vorfrühlingstage zu einem eigenthümlichen Doppelleben.

Während sich die öffentlichen Plätze schmückten und durch die Via Lata ein unermeßlicher Menschenstrom dem Thore sich zuwälzte, herrschte in den engen und gewundenen Seitenstraßen, in welche die fünf- und sechsstöckigen Häuser mit ihren geschwärzten Backsteinmassen und ihren morschen Schindeldächern düster hineinragten, der gewöhnliche geschäftliche Verkehr.

An den gemauerten Ladentischen der in die Straße hinausgebauten Häuservorsprünge standen die Verkäufer und boten ihre Waaren feil.

Doch war es im Ganzen nur der Kleinverkehr, der heute seinen regelmäßigen Fortgang nahm.

Der Krämer und Händler war auf seinem gewöhnlichen Platze, der Barbier hatte wie gewöhnlich die Hausschwelle mit Beschlag belegt, daß der Bewohner des Hauses sich den Zutritt zu seiner Behausung beinahe erzwingen mußte; der Fleischer hantierte mit seinen Waaren und warf die Knochen dem Nachbar Garküchler zu, der seine Küche bis weit in die Straße vorgeschoben hatte, daß die Straßenwandler einen weiten Umweg machen mußten, um an dem dampfenden und rußgeschwärzten Etablissement vorbeizukommen.

Auch Gevatter Weinhändler, dessen Bude eine an dem Hausvorsprunge angeschmiedete Weinflasche kenntlich machte, versah sein Amt wie gewöhnlich, aber die großen Magazine und Kaufläden, in welchen die spanische Wolle und die chinesische Seide, die feine Leinwand aus Aegypten und das Heilkraut aus Sicilien lagen, in welchen die griechische Auster dem wohlschmeckenden Alpenkäse und den Seefischen des schwarzen Meeres zur Seite lag, waren heute geschlossen, denn welcher Reiche in Rom hätte heute daran gedacht, etwas zu kaufen?

Der Juwelenhändler, der seine den Gründen des rothen Meeres entstammte Perle und seinen den Edelsteingruben Indiens entnommenen Diamant nicht schon gestern an den Mann gebracht, würde sich heute vergeblich

bemüht haben, die kostbare Waare los zu werden, denn heute war ein Tag, an welchem das reiche Rom an seinen Gebäuden und an seinen Frauen zur Schau trug, was es ihnen an Pracht und Schmuck in den letzten Tagen nur immer aufzudrängen vermocht hatte.

Heute schienen die prachtvollen Lorbeer- und Platanengänge des Marsfeldes ihre Fortsetzung bis in das Innere der Stadt gefunden zu haben.

An die großen, mit lustigem Vogelgesang angefüllten Gärten, welche die Paläste der stattlichen Via Lata und der daranstoßenden breiten und bequemen Straßen umgaben und sich zwischen die säulengetragenen Hallen, Kuppeln und Giebeldächer wohlthuend einschoben, schlossen sich die in hängende Gärten umgewandelten Dächer und Balkone an.

Der bis zu den Wolken ragende Koloß des Amphitheaters war grün überkleidet, die Mauergemälde, welche die Wände der Hallen und Tempel zierten, waren mit Laubgewinden umgeben und ganze Lorbeerwälder schienen sich aus der lieblichen Gegend von Capua nach Rom verpflanzt zu haben, um die Ueberwölbung des Pantheons, die Ehrensäulen, das Forum des Friedens und den Tempel der Göttin Roma zu schmücken.

Und zwischen dem frischen Grün sprühten allerorten schlanke Wasserstrahlen in die Höhe; die kleinen Seen,

in welchen sich das durch die riesigen Wasserleitungen der Stadt zugeführte Wasser sammelte, schienen insgesammt zu Ehren des Tages lebendig geworden zu sein.

Der Sonnenstrahl färbte die zu außerordentlicher Höhe aufsteigenden Wässer bunt, und wie er sich in das zu Staubbächen zerstiebende Wasser mischte, das die Ungeheuer in den Grotten ausspieen, aus welchen diese Seen gespeist wurden, so war es, als ergösse sich ein Meer von Perlen und Diamanten über die nächste Umgebung.

In der schmalen Plautinischen Straße saß vor einem Tische, auf welchem Stoffe zu Gewändern umherlagen, ein junges Mädchen und träumte von den Herrlichkeiten, welche heute an den Quartieren der Reichen zu schauen waren.

Zuweilen raffte sich das Mädchen aus seinem Sinnen auf und seine zarte weiße Hand fuhr dann glättend über eins der kostbaren babylonischen Kleider, die vor ihm ausgebreitet lagen, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzuregen.

Es hätte übrigens der purpurnen Lockvögel nicht bedurft, um das Geschäft des alten Epidius in Flor zu bringen.

Wer an der Bude vorbeikam und das liebliche

kaum sechzehnjährige Wesen erblickte, das die Schätze Babylons hütete, blieb gewiß stehen, und hatte er anders Geld in seinem Beutel, so trat er auch heran und legte sich etwas von dem bunten Waarenlager zu, selbst wenn kein dringendes Bedürfniß den Ankauf rechtfertigte.

Während der Bäcker vor dem Hause, das gegen die Nachbarhäuser etwas zurückstand und in die Reihe derselben mit einer Art von Arkade eintrat, unter welcher der alte Epidius sein Geschäft etablirt hatte, seine Waare ausrief und durch seine Stentorstimme die dieser Waare bedürftigen Leute sogar an die unregelmäßigen Fenster der obern Stockwerke rief, die keine so gleichartige Reihe bildeten wie die Fenster der drei untern Stockwerke, trat Epidius an seine Tochter mit den Worten heran:

„Weißt Du, Urbilia, daß heute Nacht wieder ein Unfug in unserer Straße vorgefallen ist? Es lebt sich doch traurig in diesem Rom. Nicht nur, daß man hier so viel an Miethzins für ein paar kleine Stuben in der finstern Plautinischen Straße zahlen muß, daß man dafür auf dem Lande ein Haus sammt Gärtchen als freies Eigenthum erhalten könnte, so ist man auch noch seines Lebens nicht sicher!"

„Die Reichen haben es besser, mein Vater!" sagte

Urbilia leise. „Denen fallen in ihren lichten und breiten Quartieren nicht die Dächer über den Köpfen zusammen wie uns, deren Wohnungen aus hölzernem Fachwerk bestehen, sodaß uns jeder knarrende Laut, den das ausgetrocknete Getäfel von sich gibt, erschrecken muß. Man sagt, daß wieder einer von den Unglücklichen gestorben ist, welche vorgestern in unserer Straße durch den Einsturz des Hauses verschüttet wurden."

„Nicht diese Unsicherheit war es, Urbilia, die ich meinte, als ich auf das anspielte, was in dieser Nacht vorging!" bemerkte Epidius. „Es waren wieder ein paar adlige Strolche in unserer Gasse, welche harmlose Nachtwandler, die ihnen in den Weg kamen, auf ausgebreiteten Mänteln prellten. Nachbar Cotilius hat es mir so eben berichtet und mir halb und halb die Schuld gegeben, daß ich dem Uebermuth der jungen Adligen Vorschub leiste, indem ich Dich im Geschäfte verwende. Das zieht die Strolche in die Plautinische Straße, sagt Cotilius, und kommen sie am Tage, so gewöhnen sie sich auch bald in der Nacht zu kommen."

Urbilia machte eine Geberde der Ungeduld und verzog den kleinen Mund zu einem spöttischen Lächeln, welches den Vater nicht abhielt fortzufahren:

„Cotilius will in dem einen der Patricier, der bei dem nächtlichen Auftritte den Ton angab, einen vor-

nehmen jungen Müßiggänger erkannt haben, der sich viel in der Plautinischen Straße und vornehmlich in der Gegend unseres Hauses umhertreiben soll. Er soll ein junger Mann von hohem und schlankem Wuchse, bleicher Hautfarbe, durchdringenden schwarzen Augen und scharfer Adlernase, übrigens kaum achtzehn Jahre alt sein. Kannst Du Dich keines jungen Menschen erinnern, auf welchen die Beschreibung des Cotilius paßte?"

Epidius sah die Tochter forschend an, und die Röthe, welche ihre Wange bedeckte, entging ihm nicht.

„Ich glaube, ich werde die Gewänder von Babylon nicht länger Deiner Obhut anvertrauen dürfen", sagte er hastig und setzte mit einer Art hämischer Schadenfreude hinzu: „Cotilius hat sehr gut daran gethan, daß er einen Dachziegel unter die übermüthigen Patricier warf. Der unerwartete Zwischenfall trieb sie in eilige Flucht, da sie von der Furcht erfaßt wurden, ein Dach mache Miene einzustürzen."

Während Epidius das radicale Verfahren seines Nachbars, nächtliche Excedenten zur Ordnung zu rufen, belobte, hatten sich rechts und links die Hämmer und Sägen der Werkstätten in Bewegung gesetzt und wetteiferten in ihrem Kreischen mit dem Geräusch, das die

Räder der Lastwagen erzeugten, welche, nachdem sie ihre Waarenmassen während der Nacht in der Stadt abgestreift hatten, durch die Seitenstraßen, in denen sie nur zu oft mit den scharf hervorstehenden Häuservorsprüngen in Collision kamen, ihren Rückzug antraten.

„Warum geht Ihr nicht in die Via Lata?“ fertigte Epidius einen Bettler ab, der sich seinem Laden genähert hatte, um in zudringlicher Weise mit singendem Tonfalle ein Almosen zu erlangen.

„Wenn Ihr neugierig seid, geht selbst hin!“ wandte sich der Bettler höhnisch gegen den Kaufmann. „Weil die trägen und neugierigen Lehrer den heutigen Festtag benutzt haben, die Kinder aus der Straßenschule nach Hause zu schicken, so glaubt Ihr wohl, daß Ihr von der Anhörung jedes Geräusches dispensirt seid? Ihr irrt Euch, guter Bürger! Wenn auch die Kinderschule Euch gegenüber heute nicht im Chor buchstabirt, so sollt Ihr doch mein Geheul so lange anhören, bis Ihr mir die Mittel gewährt, mit einem Herumträger von Erbsenbrei oder Würsten zu unterhandeln!“

Epidius mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und dem unverschämten Bettler ein Almosen geben.

Der Bettler war mit demselben kaum verschwunden, als ein Menschenschwall die Straße daherkam, dieselbe bis auf den letzten Winkel ausfüllend.

Es war ein Drängen und Stoßen, daß einer auf die Füße des Andern trat und Epidius seiner Tochter zurief:

„Hüte den Purpur von Babylon, Urbilia! Ich sehe in dem Gedränge Gesichter, die mir nicht gefallen!"

Urbilia wußte nicht, was sie früher thun sollte, die Gewänder in Acht nehmen oder die Neger anstaunen, welche, abenteuerlich angethan, Papagaien auf den Köpfen trugen.

Die Afrikaner, welche die seltenen Thiere trugen, waren es eben gewesen, die durch ihren seltsamen Aufzug das Gedränge verursacht hatten, da sich ihnen alle Müßiggänger anschlossen.

„Was sind diese Papagaien gegen die Löwen und Elephanten, die den Triumphwagen ziehen werden!" ließ sich eine Stimme im Gedränge dicht neben Urbilia vernehmen, deren sanftes blaues Auge aufblitzte.

Epidius, der sich, die Rippenstöße, die auf ihn niederregneten, nicht achtend, mittlerweile zu seiner Tochter hindurchgedrängt hatte, nahm das begehrliche Aufblitzen ihrer Augen wahr, als sie von den Löwen und Elephanten hörte, und sagte:

„Mir kommt es vor, als ob Du heute lieber in der Via Lata als in der Plautinischen Straße wärst!"

„Ich leugne es nicht, mein Vater", flüsterte Urbilia schüchtern, „daß ich begierig wäre, etwas von dem Glanze zu sehen, den die Reichen und Großen heute entfalten werden!"

„Du beneidest diese Reichen und Großen?" fragte der Vater mit scharfer Stimme, welche das Mädchen abschreckte, überhaupt eine Antwort zu geben.

„Keine Antwort ist auch keine Antwort!" sagte Epidius mit sanfterer Stimme. „Habe Geduld, Urbilia. Noch ist nicht aller Tage Abend, und Manche, die in ihrer Jugend babylonische Gewänder verkauft haben, durften sich in reiferem Alter mit solchen kostbaren Kleidern schmücken."

Urbilia lächelte wehmüthig und ungläubig vor sich hin.

Der Alte aber sagte:

„Reich und groß kann ich Dich vor der Hand nicht machen, Urbilia, aber dazu kann ich Dir verhelfen, daß Du die Reichen und Großen siehst, wie das Dein Herzenswunsch ist. Ich will den Kram hüten, Du aber magst mit der Sklavin Domna einen Spaziergang nach der Via Lata unternehmen, wenn Du mir versprichst, nicht lange zu bleiben und jedem Gedränge vorsichtig aus dem Wege zu gehen!"

Zweites Kapitel.

Die Entführung.

Urbilia war glücklich über die erlangte Erlaubniß und tauchte, die Sklavin Domna zur Seite, in das bunte Festtagsleben, welches die Via Lata an diesem Tage zur Schau trug.

Ein unbeschreibliches Gewühl herrschte daselbst.

Man sah die Farben aller Rassen, die Trachten aller Völker und hörte die Sprachen aller Länder.

Hohe Staatsbeamte wurden, von ihrer hundertköpfigen Clientelschaft umschwirrt, in prächtigen Sänften dem Thore entgegengetragen, in dessen Nähe man sich in eitlen Versuchen erschöpfte, die monströsen Elephanten, die der Triumphator aus Afrika mitgebracht, durch die schmalen, auf keine solchen Kolosse berechneten Eingänge hindurchzubringen.

Pompejus, der heute über Afrika triumphirte, hatte geschworen, er werde seinen Einzug in Rom nicht in einem von Pferden gezogenen gewöhnlichen Wagen, sondern mit einem Viergespann von Löwen und Elephanten halten, die er drüben in Afrika selbst erjagt.

Sulla hatte ihm, dem vierundzwanzigjährigen Manne, der weder Prätor noch Consul war, die Ehre des Triumphs lange nicht zugestehen wollen, obwohl er bereitwilligst seine Verdienste anerkannt, ihm den Beinamen des Großen beigelegt und ihn sogar mit entblößtem Haupte empfangen hatte.

Erst als Pompejus erbittert in die Worte ausgebrochen war: „Siehe Dich vor, Sulla, die aufgehende Sonne wird von mehr Menschen verehrt als die untergehende", hatte der alte Dictator seinen Widerstand aufgegeben und dies durch die halb im Zorne gesprochenen Worte bekundet: „So halte der bartlose Knabe seinen Triumph, wenn er es durchaus so haben will!"

Die Löwen, welche man in einen großen Käfig gethan, der auf Rädern ruhte, bildeten eine Art freilich widerstrebenden Viergespanns.

Man hatte ihnen Zügel in den Rachen gelegt, und Mohrenknaben, die mit wilden Thieren umzugehen wußten, hielten die Disciplin in dem Käfige so ziemlich aufrecht, der an den Wagen des Triumphators

gekoppelt werden sollte, damit es den Anschein gewänne, als ob der Wagen von den Löwen gezogen würde.

Die eigentlichen Zugkräfte sollten jedoch die Elephanten sein.

Wenn man eben diesen zu Liebe nicht das Thor niederreißen wollte, so mußte Pompejus auf die volle Lösung seines Schwurs verzichten, die Elephanten außerhalb Roms lassen und sich damit begnügen, dem Löwenviergespann ein halbes Dutzend Pferde vorzuspannen.

Während die Legionen in Reih und Glied traten, um dem siegreichen Feldherrn das Geleite zu geben, rangirten sich kahlgeschorene Aegypter in linnenen Talaren um die Göttin Isis, die im Triumphzuge eine Rolle spielen sollte.

Kostbare Pergament- und Papyrusrollen glänzten in den Händen junger Sklaven, und gefangene Fürstensöhne in hohen Mützen und bunten Gewändern fügten sich in finsterem Ernst in das Schicksal, dem Triumphator kettenbelastet folgen zu müssen.

Unter den kostbaren, bisher in Rom unbekannten Sachen, die Pompejus bei seinem Triumphzuge zur Schau stellen wollte, befanden sich auch Ebenholzbäume und Balsamstauden, schön gemaserte Scheiben kostbaren

Holzes vom Atlas, riesige Blöcke rothen Marmors aus den Brüchen Afrikas.

Zwerge und Riesen illustrirten den Zug, und Pompejus hatte alle wadenlosen, kurzarmigen, dreiäugigen spitzköpfigen Menschen, die er auf seinem Kriegszuge gefunden, zu einer kleinen Heerschaar von Mißgeburten zusammenkoppeln lassen, die noch mehr das Staunen der Römer herausforderten als die fünfzig Ellen lange Schlange, die er mit sich führte, als das Rhinoceros und der Tiger, als der Vogel Phönix sogar und das Gerippe des Walfisches, der sich an die Küsten Afrikas verirrt hatte, in welches der Triumphator zur Ergötzung des Volkes fünfzig Leoparden hatte sperren lassen, die wie Katzen durcheinander sprangen.

In diesem Gewühl bewegte sich Urbilia mit ihrer Begleiterin, und was sie sah, regte ihre Neugierde an, mehr zu sehen, und so kam sie immer weiter von dem Hause ihres Vaters ab und sah sich mit einem Male durch einen ungeheuren Menschenschwarm auf die Stufen eines Palastes gedrängt.

Es war das tausendköpfige Gefolge Sulla's, welches der Sänfte des Dictators folgte, der sich nach dem Palaste eines ihm befreundeten Patriciers begab, um aus den Fenstern desselben den Triumphzug zu sehen.

Dieses immense Gefolge füllte die Via Lata so vollständig, daß die freie Circulation für einige Minuten ganz gehemmt war und Jeder sich glücklich schätzte, wenn er einen sichern Platz fand, der ihm in so lange eine Zufluchtsstätte bot, als das wüste Getümmel die Communication aufhob.

Während Urbilia Mühe hatte, ihren Platz zu behaupten, und sich von der sie eindämmenden Volksmenge hin und her schieben lassen mußte, sah sie einen jungen Mann aus einer Seitenstraße in die Via Lata einbiegen und sich rücksichtslos in das Gedränge mischen. Freilich schien es für den Ankömmling von vornehmem Aussehen, den eine Schaar von Freunden und Freigelassenen umgab, kein Gedränge zu geben; denn ihm und seinem Anhange wich Alles aus, und Alles schien ihn zu kennen, sodaß sich für ihn und sein zahlreiches Gefolge inmitten des Gewühls eine Gasse bildete, die er unangefochten passirte.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher das Volk dem jungen Manne Platz machte, hatte zur Folge, daß sich die Massen rückwärts nur noch mehr zu einer wie festgestampften Menschenmauer stauten und den Zug Sulla's ins Stocken brachten, obwohl dessen vierundzwanzig Lictoren die Gasse offen zu erhalten sich mühten.

Man sah, wie der Dictator den Kopf zum Fenster der Sänfte heraussteckte, um das Hinderniß zu entdecken, das sich seinem Fortkommen so unerwartet entgegenstellte.

Als Sulla's Auge den jungen Mann von elegantem Aussehen erkannte, der den Zipfel seiner Toga mit aristokratischer Nonchalance über das sorgfältig zurückgekämmte Haar seines edelgeformten Kopfes geworfen hatte, sagte er zu dem ihm zunächststehenden Freigelassenen so laut, daß es die Umstehenden weit und breit vernehmen konnten:

„Wieder dieser junge Mensch mit dem lockern Gürtel und dem noch lockerern Lebenswandel! Er scheint es darauf angelegt zu haben, mir allerorten in den Wurf zu kommen, aber immer wie zufällig, denn mein Haus meidet er mit auffallender Absichtlichkeit!"

Der junge Mann, mit dem sich Sulla mißmuthig beschäftigte, war inzwischen unbekümmert durch die hohle Gasse geschritten, die sich ihm erschlossen hatte. Er grüßte anmuthig nach rechts und links, nickte bald diesem, bald jenem lächelnd, hob hier den Zipfel seiner Toga vor einem höhergestellten und ältern Bürger, als entblöße er sein Haupt, und wenn er, seine Aufmerksamkeiten mit einem jedes Herz gewinnenden Ausdrucke nach allen Richtungen vertheilend, auf die

Fransen seiner Toga trat, so stand ihm selbst dieser unvorhergesehene falsche Schritt gut zu Gesicht.

Als der Jüngling der Sänfte Sulla's so nahe kam, daß er nicht umhin konnte, den Dictator zu grüßen, so that er dies, ohne das Haupt zu neigen, mit einem so souveränen Anstand, daß die stolze Art, wie er den Zipfel seiner Toga hob, das allgemeinste Aufsehen erregte.

Urbilia hatte den vornehmen jungen Mann, der das Volk so ganz auf seiner Seite zu 'haben schien, daß es sich nicht einmal durch die Anwesenheit Sulla's behindern ließ, ihm die Honneurs zu machen, kaum erblickt, als das zarte Weiß ihrer Wangen einer dunklen Röthe Platz machte, die eine Fortsetzung des auffälligen Farbenwechsels zu sein schien, der über ihr Antlitz hingegangen, als ihr Vater von dem jungen Patricier gesprochen hatte, der zum Verdruß des guten Bürgers Cotilius die nächtliche Ruhe der Plautinischen Straße getrübt, nachdem er sich in derselben zu öftern Malen auch am Tage hatte sehen lassen.

Als der Vater den jungen Patricier nach den Andeutungen des Nachbars Cotilius geschildert, hatte Urbilia sofort gewußt, wer gemeint sei.

Der Jüngling mit dem hohen und schlanken Wuchse, mit der zarten, einnehmenden Gestalt, mit der bleichen

Hautfarbe, der kühnen Adlernase und dem durchdringenden Auge, das an das Auge des Falken mahnte, war Niemand anders als der junge Mann, der hier so ungenirt Sulla in den Weg trat.

Die Schilderung des Cotilius paßte Zug für Zug auf den, der es bereits verstanden hatte, Urbilia's Aufmerksamkeit durch sein wiederholtes Auftauchen in der Plautinischen Straße auf sich zu ziehen.

Er hatte immer ein paar freundliche Worte für das junge Mädchen gehabt, ohne sich irgend etwas Ungebührliches gegen dasselbe herauszunehmen.

Beredter aber als seine freundlichen Worte hatten sein gewinnendes Lächeln und der Adel seines ganzen leutseligen Auftretens zu Urbilia's Herzen gesprochen und ihr ein solches Wohlgefallen eingeflößt, daß es sie unwillkürlich kränkte und verdroß, als der Nachbar Cotilius den Verdacht aussprach, daß der junge Patricier, der sich an den nächtlichen Ungezogenheiten betheiligt, derselbe sei, der bereits zum öftern durch sein gesetztes und würdevolles Auftreten einen guten Eindruck auf sie gemacht.

In Urbilia's nächster Nähe standen mehrere Bürger, welche offenbar gleichfalls von sympathischen Gefühlen fur den jungen Patricier, dessen Erscheinen Sulla's großartigen Aufzug in Verwirrung gebracht

hatte, beseelt waren, denn sie riefen ihm von ihrem erhöhten Standpunkte ein begeistertes: „Sei gegrüßt, Cajus Julius!“ zu und schwenkten die Hände grüßend gegen ihn.

Diese Huldigungen veranlaßten den jungen Mann, nachdem er Sulla begrüßt hatte, nach der Richtung zu blicken, von welcher die ihn feiernden Rufe kamen.

Als er den lächelnden Blick die Palasttreppe emporschweifen ließ, fiel ihm Urbilia ins Auge.

Er schien überrascht und ließ das Auge lange auf der lieblichen Gestalt des Mädchens haften, sodaß sich beider Blicke begegneten, bis Urbilia den ihrigen senkte, ohne daß die Röthe von ihrem Antlitz gewichen wäre.

Der Zug Sulla's hatte sich wieder in Bewegung gesetzt und die Straße bot wieder so weit Raum, daß man sich in ihr bewegen konnte.

Der junge Mann, den seine Freunde Cajus Julius genannt hatten, machte einige Schritte gegen die Palasttreppe, auf welcher Urbilia stand und vor der sich die Menge nur langsam und theilweise verlief, weil es Viele vorzogen, ihren erhöhten Standpunkt beizubehalten, welcher ihnen einen freien Ueberblick über das bunte Straßengewühl gestattete.

Es war offenbar, daß Cajus Julius sich mit dem Gedanken trug, zu Urbilia zu dringen, denn nachdem

er einige Schritte gemacht hatte, sah er wieder in die Höhe und suchte das Mädchen im Gedränge zu erspähen.

In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein Mann, der um zehn Jahre älter zu sein schien.

Wenigstens ließ ihn sein wüstes, abgelebtes Aussehen um so viel älter erscheinen.

Er war bleich und übernächtig, hatte blutunterlaufene Augen und einen trägen, schleppenden Gang.

Er führte ein zahlreiches Gefolge mit sich, welches sich mit jenem des Cajus Julius vermischte, sodaß beide Haufen durch einander standen und mit einander fraternisirten.

„Wenn Du Dich wohlbefindest, Cajus Julius Cäsar, so freut es mich!“ sagte der Aeltere zu dem Jüngern, indem er ihm die Hand reichte. „Was fesselt Dich an diese Stelle, während Alles dem Thore zueilt, von der Begierde getragen, den anmuthigen Pompejus zu sehen, der schon zu lange dem großen Alexander ähnlich sah, als daß ihm der Ruhm und die Ehren Alexander's auf die Länge hätten entgehen können?“

Es lag ein feiner Hohn in der Anspielung, welche der Sprecher auf die bekannte Aehnlichkeit des Pompejus mit Alexander von Macedonien machte, die so augenfällig und jedem Kinde in Rom geläufig war, daß

eines Tages der Consul Philippus in einem öffentlichen Plaidoyer für Pompejus scherzhaft bemerkt hatte: „Meine Vorliebe für meinen Clienten Pompejus ist eine natürliche, denn widernatürlich wäre es, wenn Philippus (so hieß bekanntlich der Vater Alexander's von Macedonien) dem Alexander nicht in Liebe zugethan sein sollte."

„Sieh jenes schönes Mädchen", sagte Cajus Julius Cäsar zu dem Andern; „ich sage Dir, Lucius, es interessirt mich mehr als der ganze Pompejus. Ich denke eben nach, wie ich mich demselben nähern könnte. Am liebsten wäre es mir, wenn Du mir Deine guten Dienste liehst, um mich in den Besitz desselben zu setzen."

„Bei Bacchus, meinem Lieblingsgotte, das heißt nicht wenig verlangt!" lachte der Andere.

„Ich dachte nur, daß Dein Ruf durch eine solche freundschaftliche Aufopferung für mich keine große Einbuße mehr erleiden kann!" meinte der Andere scherzhaft. „Ich bin noch jung und möchte nicht vorzeitig in den Verdacht schwarzer Thaten kommen!"

Während die beiden Patricier so scherzten, übte die Volksmenge in Urbilia's Nähe eine herbe Kritik an dem Aeltern, welche das von dem Jüngern im Scherze gebrauchte Schlagwort von den schwarzen Thaten in drastischer Weise illustrirte.

„Seht den Wüstling, den Lucius Sergius Catilina!" murmelte ein alter Mann, der hinter Urbilia stand und über deren Schultern mit einem jüngern Bürger conversirte, der ihm befreundet schien. „Ich sehe den Cajus Julius Cäsar nicht gern mit ihm verkehren. Er wird von dem Abenteurer anziehen!"

„Es ist wahr", sagte der Jüngere finster, „Cäsar sollte sich erinnern, daß er der Neffe des Marius ist, und sich den Sullaner Catilina vom Leibe halten. Es würde mich nicht wundern, wenn Catilina dem Cäsar bei der Durchbringung seines Vermögens behülflich wäre, nachdem er mit dem eigenen in so erstaunlich kurzer Zeit aufgeräumt hat!"

„Und wie hat er unter Sulla gestohlen!" fiel der Aeltere ein. „Er hat wenigstens zehn Rittergüter verschlungen! Wehe dem, den er haßte! Er verlor dabei Leben und Vermögen! Was war das Verbrechen des Marius Gradidianus? Was Anderes, als daß er eine schöne Villa in den sabinischen Vorbergen besaß, nach der es Catilina gelüstete? Darum fand man ihn eines Tages mit ausgestochenen Augen und ausgeschnittener Zunge todt vor seiner Villa liegen und seinen Namen auf der Proscriptionsliste!"

Urbilia fühlte sich von Schauder durchrieselt, während der jüngere der beiden Bürger lebhaft das Wort nahm:

„Es gibt sogar Leute, welche gesehen haben wollen, daß Catilina den blutigen Kopf des Gradidianus zur Wohnung des Sulla trug!“

„Man muß nicht Alles glauben, was sich der Pöbel erzählt!“ mischte sich ein Bürger ins Gespräch, der bisher unbetheiligt an demselben gewesen und ein Sullaner zu sein schien, während die beiden andern es mit dem unglücklichen Marius hielten, dessen Partei kürzlich ein so tragisches Ende genommen, in Rom aber immer noch viele Freunde und Anhänger hatte, die nur der von Sulla geübte Terrorismus abhielt, sich offen zu ihr zu bekennen.

„Ist das vielleicht auch Pöbelgeschwätz, daß Catilina seinen eigenen Bruder ermordet und dann dessen Namen auf die Proscriptionsliste gesetzt hat, als ob er noch lebe?“ fertigte der ältere Marianer hämisch den Sullaner ab. „Besitzt er nicht den silbernen Adler des Marius und bringt er ihm nicht Menschenopfer? Ist er nicht ein Heuchler, ein Verschwender, ein Prasser?“

„Genug!“ schrie der Sullaner. „Halte inne in der Beschimpfung der besten Freunde Sulla's, oder —“

„Oder was?“ schrieen die beiden Marianer wie in einem Tone, der wie trotzige Herausforderung klang, und kehrten sich gegen den Sullaner, der seinerseits

seine Freunde aufrief, ihm beizustehen, sodaß einen Augenblick lang ein ernstes Handgemenge bevorzustehen schien.

Urbilia floh entsetzt und zog ihre Sklavin Domna mit sich die Treppe hinab.

Cäsar, der von unten die Bewegung auf der Treppe gewahrte und Urbilia eilig und verstört herabkommen sah, sagte zu Catilina:

„Das schöne Kind scheint sich droben im Gedränge nicht wohl gefühlt zu haben. Sie geht vielleicht nach Hause. Wer weiß, ob mir je wieder die Sonne einer so guten Gelegenheit, in ihren Besitz zu kommen, lacht wie heute!“

„Ist es Dir wirklich Ernst damit?“ fragte Catilina verwundert.

Cäsar nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Sie gefällt mir wie keine zweite!“

„Dann laß mich machen!“ rief Catilina lachend.

„Was hast Du vor?“

„Ich schaffe Dir das Mädchen. Eine Hand wäscht die andere. Du wirst mir schon wieder dienen!“

Catilina wollte sich entfernen und winkte seinem Anhange, der wohl aus anderthalb- bis zweihundert Menschen — Freunden, Clienten und Freigelassenen — bestand. Aber er kehrte sich noch einmal um und rief Cäsar zu:

„Komm heute Nacht in meine Villa in den sabinischen Vorbergen, wenn es Dir anders nicht vor dem Schatten des Marius Gradidianus graut! Findest Du auch mich nicht draußen, so wirst Du doch sicherlich etwas dort finden, was Dir wohlgefallen wird!“

Damit kehrte er dem Freunde den Rücken und entfernte sich, den Anhang mit sich fortziehend, in der Richtung, welche Urbilia mit Domna eingeschlagen hatte.

Er rief seinen Vertrauten, den Freigelassenen Narcissus, an seine Seite und flüsterte ihm zu:

„Siehst Du jenes reizende, leichtfüßige Mädchen, Narcissus?“

„Das da vor uns geht und dem die Sklavin kaum nachkommen kann?“

„Dasselbe! Ich möchte, daß Du die beiden Frauenzimmer geschickt in Deine Gewalt brächtest!“

„Wohin befiehlst Du, Herr, daß ich sie bringe?“ forschte der Freigelassene.

„Auf mein Landhaus in den sabiner Vorbergen! Aber die Sache darf beileibe kein Aufsehen machen!“

„Besorge nichts, Herr! Kannst Du die Hälfte Deiner Leute entbehren?“

Catilina nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Die Sänfte auch?“

Catilina nickte abermals mit dem Kopfe.

Narcissus verließ ihn und eilte, den Anhang Catilina's von dem Vorhaben zu verständigen.

Dann folgte er mit ungefähr achtzig von Catilina's Leuten der dem Thore, durch welches Pompejus seinen Einzug halten sollte, zueilenden Urbilia.

Je weiter sie kamen, desto größer wurde das Gedränge, sodaß man zuletzt nur noch Schritt vor Schritt vorwärts kommen konnte.

Jetzt machte sich in der Gegend des Thores ein starkes Drängen bemerkbar, als ob sich der Triumphzug in Bewegung setzen würde.

Narcissus recognoscirte spähenden Blicks das Terrain und fand es für sein unlauteres Vorhaben günstig.

Ein schmales Gäßchen zweigte sich in der Gegend, in welcher Urbilia stand, von der Via Lata ab.

Es war unschwer vorauszusehen, daß Urbilia mit ihrer Begleiterin dies Gäßchen zu gewinnen suchen würde, um von dort aus mit freiem Rücken den Zug an sich vorbeipassiren zu lassen.

Mit einer Handbewegung dirigirte er die Sänfte in die schmale Gasse und gab dann seinem Anhange einen Wink, sich bereit zu halten.

Während er sich mit etwa vierzig Begleitern dem vom Thore heranbrandenden Menschenschwalle entgegen-

warf und so manövrirte, daß er Urbilia unwillkürlich gegen das Gäßchen drängte, um ihr über den Posten, den sie einnehmen wollte, keine freie Wahl zu lassen, bogen andere seiner Mithelfer in dieselbe Gasse ein und nahmen in Urbilia's Rücken Stellung.

Jetzt wälzten sich die vollen Volkswogen, Alles mit sich reißend, vom Thore her, und hinter den ungestüm andrängenden Massen wurden schon die Schilde und Speere der Soldaten, die Adler der Legionen sichtbar.

Diesen Moment wilden Andrangs und bis zum Fieberhaften gespannter Neugierde benutzte Narcissus und drängte wie zufällig Urbilia in die schmale Gasse, welche ganz öde war, weil Alles, was Füße und Augen hatte, in der Via Lata war.

Während Alles mit sich und dem Zuge beschäftigt war, machten auf den Wink des Freigelassenen zwanzig Männer gleichzeitig gegen Urbilia und Domna Fronte, erfaßten sie und warfen sie, ohne den Angefallenen Zeit zu lassen, sich zu besinnen, in die Sänfte, verhüllten die Fenster derselben, und fort ging es im Sturmschritte dem Landhause Catilina's zu.

Vierzig Freigelassene bildeten die Sauvegarde des Zugs, und das Geschrei der Frauenzimmer verhallte ungehört.

Drittes Kapitel.

Das Landhaus in den sabiner Vorbergen.

Pompejus hatte seine Ehren dahin, und die Menge, die ihm zugejauchzt, hatte sich längst verlaufen, sodaß Rom, als die Nacht sich über die müde Stadt senkte, so still war wie an gewöhnlichen Tagen.

Die Abbenddämmerung hatte sich kaum über den Stadtkoloß zu legen begonnen, als aus einem Palaste in der Gegend des Berges Janiculus derselbe junge Mann, der heute die Entführung des jungen Mädchens aus der Plautinischen Straße veranlaßt hatte, heraus- trat und eine Gondel bestieg, welche sofort von sechs kräftigen Ruderern in Bewegung gesetzt wurde, sodaß sie pfeilschnell an den Anlagen, welche hier am linken Ufer des Tiber eben im Entstehen begriffen waren, dahin und der sublicischen Brücke zuschoß.

Der junge Mann betrachtete einen Augenblick die Gärten, die er eben hier mit großem Geldaufwande schuf und die das Volk bereits die Gärten Cäsar's nannte, streifte dann mit einem aufmerksamen Blicke den Prachtbau, der etwas weiter gleichfalls auf seine Kosten der Erde entstieg und zur Abhaltung von Seegefechten bestimmt war, und ließ sich dann unter dem Baldachin nieder, der die Mitte der Gondel zeltartig bedeckte.

Das Fahrzeug schoß rasch unter der palatinischen Brücke, an dem Tarpejischen Felsen und an der Insel vorüber, welche die Tempel des Aesculap und des Faun trug, und streifte dann, dem Laufe des Flusses folgend, jene Gegend, durch welche sich vor acht Stunden der Triumphzug bewegt hatte.

Denn von der Triumphbrücke aus, unter welcher das Schiff hindurchmußte, hatte man einen freien Blick auf das Marsfeld und die Via Lata bis gegen das Capitolium und das Forum hin.

Das Schiff ging, Dank den gleichmäßigen und unermüdlichen Anstrengungen der Ruderer, so schnell, daß Cäsar in vier Stunden an der Stelle angekommen war, bei welcher diejenigen landeten, die nach Eretum, der ersten größern Stadt in den sabinischen Vorbergen, wollten.

Bei dem Landungsplatze erwartete Cäsar ein Pferd, welches die Diener besorgt hatten, die ihrem Herrn vorangeeilt waren.

Das Thier brachte Cäsar in zwei Stunden zu dem Landhause Catilina's.

Narcissus, der Lieblingsfreigelassene Catilina's, empfing ihn und meldete ihm, daß es ihm gelungen sei, Urbilia in einem wohlverwahrten Tragsessel nach der Villa zu bringen, ohne irgendwelches Aufsehen zu erregen, und daß weder Jemand um ihr Versteck wisse, noch daß sie selbst eine Ahnung habe, wo und in wessen Gewalt sie sich befinde.

Cäsar dankte dem Freigelassenen in seiner gewohnten gewinnenden Weise und ersuchte ihn, Urbilia's Sklavin Domna mit der Meldung zu ihrer Gebieterin zu schicken, daß sich ihr Entführer die Erlaubniß erbitte, vor sie hinzutreten.

Cäsar wollte Urbilia nicht viel Zeit lassen, sich auf seine Ankunft vorzubereiten, und nahm sich kaum die Mühe, seinen Anzug zu ordnen und sein ein wenig in Unordnung gerathenes Haar glatt zu streichen.

Indem er den nachlässig um den Leib geschlungenen Gürtel etwas straffer zog und den Purpurbesatz der Toga in kokette Falten legte, welche den von derselben herabhängenden Goldfransen freien Spielraum gestatte-

ten, verzog sich sein kleiner, regelmäßiger, von einer etwas entwickelten Oberlippe bedeckter Mund zu einem selbstzufriedenen Lächeln.

Er schien des günstigen Eindrucks, den seine Erscheinung auf ein jugendliches Mädchenherz machen mußte, gewiß zu sein.

Urbilia befand sich inzwischen in unbeschreiblicher Aufregung.

Ihr war der Besuch eines ihr unbekannten Mannes gemeldet worden, der sich als ihr Entführer hatte bezeichnen lassen.

Mit der Neugierde, den Kühnen kennen zu lernen, der so viel Interesse für sie empfand, daß er sich unterfangen hatte, sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen, stritt eine sich mächtig regende Zornaufwallung um die Oberhand, die jedoch ein dunkler Hintergedanke, der sich ihr heute schon mehrmals aufgedrängt, unwillkürlich dämpfte.

Urbilia wußte nicht, warum ihr, so oft sie sich über die Frage, wer wohl ein Interesse haben könnte, sich ihrer Person zu bemächtigen, den Kopf zerbrach, immer der junge Patricier mit dem blassen Gesichte, den durchdringenden Augen und der edlen wundervollen Haltung, den sie zuweilen in der Plautinischen Straße und zuletzt in der Via Lata gesehen, in den Sinn kam.

Wer beschreibt daher ihr Erstaunen, als sie sich, bei dem Geräusche, das die sich öffnende Thür machte, von dem Ruhebette, auf dem sie bis dahin gelegen, aufspringend, wirklich dem Jüngling gegenübersah, mit dem sich schon früher, heute aber ganz besonders ihre Gedanken mit Vorliebe beschäftigt hatten.

Sie war von seiner Erscheinung so überrascht, daß ihr der Laut des Unmuths, mit dem sie dem Eindringling entgegentreten wollte, auf der Zunge erstarb.

„Verzeihe, daß ich Dich störe, holde Urbilia!" sagte Cäsar mit jener wohllautenden und sanft vibrirenden Stimme, die ihm eigen war und deren Klang insbesondere auf Frauenherzen eine fast unwiderstehliche Wirkung übte.

„Du — Du also bist es, der mich meinem Vater entriß!" rief Urbilia lebhaft, aber lange nicht so heftig und zornig, wie der Ton ihrer Stimme sicherlich geklungen hätte, wenn es ein Anderer gewesen wäre, der sich so bei ihr eingeführt hätte. „Und Du kennst meinen Namen?"

„Du wunderst Dich darüber?" entgegnete Cäsar sanft. „Ich mußte Dich doch nennen, wenn meine Gedanken an Dir hingen, und ist es nicht das Erste, was der Mensch thut, der sich des Segens bewußt wird, den eine Göttin über ihn ausgießt, daß er nach dem Namen

derselben fragt? Die Leute nennen Dich Urbilia, ich nenne Dich meine Aphrodite."

Es war nicht zu verkennen, daß die Worte Cäsar's den günstigen Eindruck, den seine ganze Art und Weise aufzutreten auf Urbilia gemacht, noch verstärkten.

Dennoch bemühte sie sich ihrer Rede einen herben Klang zu geben, als sie Cäsar's Galanterie mit den Worten abwehrte:

„Du strebst vergeblich, mich durch schöne Worte zu berücken. Das Einzige, was Du thun kannst, wenn Du das Unrecht, das Du an mir begangen, wieder gut machen willst, ist, daß Du mich so schnell wie möglich meinem Vater wiedergibst, der über den Verlust seiner Tochter, den er sich nicht zu erklären wissen wird, ganz außer sich sein wird!"

„Dein Vater hat Dich vier Lustren*) besessen", warf Cäsar scherzend ein, „gönne mir einige Tage! Ich würde Dich, müßte ich Dich jetzt fahren lassen, schwerer vermissen, als Dich der Vater missen dürfte, der in Dir doch nur eine gewissenhafte Hüterin seiner Waaren und seines Reichthums gesehen hat! Er wird bald eine Andere finden, die den Kunden die babylonischen Ge-

*) Ein Lustrum gleich fünf Jahren.

wänder zeigen wird, wo aber fände ich ein zweites Wesen von den Reizen und der Lieblichkeit Urbilia's?"

Cäsar streckte gegen das sich scheu zurückziehende Mädchen zärtlich seine Hand aus, an welcher ein kostbarer Ring prangte, in den die Figur der bewaffneten Venus gravirt war.

„Du willst mir tagelang Deine Gesellschaft aufdringen?" warf Urbilia ein. „Du willst mich nicht zu meinem Vater zurückführen und spottest noch über ihn? Wie kannst Du unter solchen Umständen erwarten, daß ich Dir vertraue? Dir, dessen Namen und Stand ich nicht einmal kenne?"

„Meinen Namen und Stand begehrst Du kennen zu lernen, Urbilia?" wandte Cäsar lächelnd ein. „Warum begnügst Du Dich nicht damit, daß das Bekenntniß meines Wohlwollens für Dich meinen Zügen eingeprägt ist? Wenn Du meiner offenen Stirn, meinem zutraulichen Lächeln, meinem geraden Blicke und meiner sanften Werbung nicht traust, was frommt es Dir zu wissen, daß ich Cajus Julius Cäsar heiße und daß das Blut von Königen und Göttern in meinen Adern rollt? Sieh diesen Ring, Urbilia, das Bild, das er Dir zeigt, ist das jener erhabenen Göttin, der Du an Liebreiz wenig nachstehst und von welcher die Julische Familie, der ich angehöre, ihren Ursprung herleitet!"

Urbilia schwieg verwirrt, denn sowohl das, was Cäsar gesprochen, als der würdevolle Ton, in welchem er es gesprochen, imponirten ihr mächtig.

Macht, Ehre, Glanz und Reichthum machten auf Urbilia einen großen Eindruck, wie schon die halb-unterdrückten Seufzer verrathen hatten, mit denen sie dem Vater ihre niedrige Stellung und das kleinliche Abhängigkeitsverhältniß, in dem er sie gefangen hielt, vorgeworfen hatte.

Und hier hatte sie der Zufall einem Manne gegenüber geführt, der sich der seltensten Vorzüge der Geburt und socialen Stellung rühmte und, wie sein ganzes nobles Auftreten, sein elegantes Wesen und seine vornehme Haltung bezeugten, gewiß nicht mit Unrecht rühmte.

Die Pracht, die in der innern Einrichtung des Landhauses, in das man sie gebracht, herrschte, unterstützte die Reden Cäsar's und wurde unwillkürlich sein Fürsprecher bei einem Geschöpfe, das für Eindrücke von Wohlleben und Glanz nicht unempfänglich war.

Cäsar besaß bei all seiner Jugend so viel Menschenkenntniß, um zu erkennen, daß Urbilia auf dem besten Wege sei, sich gefangen zu geben. Er war daher bemüht, den bereits errungenen Vortheil möglichst zu verfolgen.

„Sieh, Urbilia, freut Dich so wenig, was Du hier

siehst", sagte er in einnehmendem Tone, „daß Du Dich so bald davon trennen willst, um zu Deiner gewöhnlichen, mehr einer Sklavin als einer Tochter der Grazien würdigen Beschäftigung zurückzukehren? Warum willst Du mit dem Wohlleben, das Dich hier umgibt, so rasch und unbesonnen brechen, daß Du es Dir nicht einmal bei Tage besehen und abwarten willst, welchen Eindruck das Schöne dann auf Deine empfänglichen Sinne machen wird? Der heutige Tag war nicht maßgebend, Urbilia; die Aufregung ließ Dich die Dinge anders sehen, als sie in Wirklichkeit sind, und zeigte sie in einer viel unfreundlichern Beleuchtung. Betrachte morgen unbefangen diese Gemälde, diese Bildsäulen, das Geschmeide und die Purpurgewänder, die für Dich bestimmt sind, und wenn Du Dich dann noch nicht wohl fühlst in Deiner gegenwärtigen Umgebung und Dich nach dem abstoßenden Getümmel der Plautinischen Straße mit ihren einstürzenden Häusern, ihren Bettlern und Garküchen zurücksehnst, dann magst Du ruhig ziehen! Aber wenn Du daran Gefallen finden solltest", fuhr Cäsar in noch wärmerem und einschmeichelnderem Tone fort, „ein Heer von Sklavinnen zu befehligen, Deine schönen weißen Arme mit Gold und Diamanten zu behängen, Deinen reizenden Körper in den feinsten Wohlgerüchen Indiens zu baden, Deinen zarten Fuß

auf Tiger- und Löwenfelle zu legen und Dein strahlendes Auge auf den Meisterwerken griechischer Kunst haften zu lassen, dann sollst Du Wunder erleben, die Dich berauschen sollen. Dann wird meine Liebe zum Zauberer werden, der Dir Landhäuser aus der Erde stampfen wird, zehnmal größer und prachtvoller eingerichtet als dieses; dann will ich Dich mit Gärten umgeben, in denen Du Dich verirren sollst, deren Duft, Blumenpracht und Vogelgesang Dich in Träume einlullen soll, die Dir nur ein Bild zeigen werden, das Bild des Mannes, der Dich liebt und Alles daransetzen möchte, um Deine Gegenliebe zu erlangen!"

Urbilia hatte, je länger und eindringlicher Cäsar sprach, nicht gewußt, was mit ihr vorging, ob sie lebte, wachte oder träumte.

Sie horchte der Musik seiner Worte und fühlte eine Leere, als diese endlich verstummte.

„Willst Du bleiben, Urbilia?" nahm Cäsar, ohne der vollständig Ueberrumpelten Zeit zu gönnen, sich zu fassen und zu sich und zu voller Besinnung zu kommen, wieder sanft das Wort. „Willst Du es versuchen, Dich in die Verhältnisse, die Dich jetzt umgeben, einzuleben? Willst Du mir auch erlauben, wiederzukommen und mich nach Deinen Wünschen zu erkundigen?"

Jetzt schien es, als ob Urbilia wieder zum klaren

Ueberschauen der Situation käme, in der sie sich befand, und mit einer Stimme, in der bange Zweifel widerklangen, hauchte sie die Frage hin:

„Und mein Vater, mein armer Vater?“

„Laß mich für seine Beruhigung sorgen, Urbilia!“ rief Cäsar. „Er wird auf geheimnißvolle Art die Mittheilung bekommen, daß seine Tochter wohl aufgehoben sei und unversehrt zu ihm zurückkehren werde. Wenn dieser ersten Botschaft nach einiger Zeit eine zweite folgen wird, in welcher Du ihn eigenhändig auffordern wirst, Deinetwegen außer Sorge zu sein, wird er sich in das Unvermeidliche ergeben und geduldig dem Zeitpunkte entgegensehen, wo Dich ihm die Götter wieder zuführen werden!“

Urbilia stimmte Cäsar's Vorschlägen, die in so überzeugendem Tone vorgetragen worden waren, zwar nicht zu, aber sie widersprach ihnen auch nicht und ließ Cäsar mit dem Bewußtsein scheiden, daß er eine Ueberwundene in Catilina's Landhause zurücklasse.

Viertes Kapitel.

Vor dem Hause des Pompejus.

Es war ziemlich spät am Morgen, als Cäsar nach Rom zurückkehrte.

Sein Weg führte ihn an dem von Pompejus bewohnten Hause vorüber und er war eben daran, den glücklichen Mann zu beneiden, der in einem Alter, in welchem Andere erst ins Feld zu ziehen pflegen, bereits die Ehren des Triumphs genossen und den Beinamen des Großen sich erworben, als er die Pforte des Pompejanischen Hauses sich öffnen und einer Sänfte Raum geben sah, welche zwei Diener trugen und der eine Anzahl weinender Sklavinnen folgten.

Cäsar, der in der Sänfte des Pompejus Gemahlin zu erkennen glaubte, ließ seine Sklaven halten und verließ seinen Tragsessel, um sich Antistia zu nähern,

die er von Kindesbeinen an gekannt, da sein und Antistia's Vater zu gleicher Zeit das Prätorenamt in Rom bekleidet hatten.

„Es soll mich freuen, Antistia, wenn Du Dich wohl befindest", redete er die Gemahlin des Pompejus an, „oder sollte Dir oder den Deinen irgend ein Unfall zugestoßen sein, da Deine Sklavinnen weinen und Du selbst verweinte Augen hast? Pompejus ist doch wohl?"

„Frage mich nicht mehr nach Pompejus!" schluchzte Antistia, indem aus ihren Augen ein Thränenstrom hervorbrach. „Er ist für mich verloren und ich verlasse so eben sein Haus für immer!"

„Du des Pompejus Haus?" stammelte Cäsar in gerechter Verwunderung. „Wie deute ich mir das? Wache oder träume ich?"

„Leider wachst Du, Cäsar, und wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, vor diesem Hause des Unglücks und des Unrechts länger zu verweilen, so kannst Du noch Manches sehen, was Dich nicht weniger überraschen dürfte!" lautete die mit thränenerstickter Stimme gegebene Antwort. „Du kannst eine Leiche aus dem Hause des großen Pompejus tragen und eine Frau in dasselbe Haus einziehen sehen, welche ihm gleich ein Kind unter dem Herzen mitbringt!"

„Du sprichst in Räthseln, Antistia!“ rief Cäsar starr vor Staunen. „Eine Leiche? Wessen Leiche?“

„Die meiner Mutter!“ wehklagte Antistia. „Sie hat sich den Tod gegeben, um die Schmach nicht zu überleben, ihre geliebte Tochter vom Manne verstoßen zu sehen!“

„Du bist verstoßen?“ rief Cäsar, dessen Verwunderung mit jeder Wendung, die das Gespräch nahm, wuchs. „Pompejus hätte Dich verstoßen, Dich, die treueste aller Frauen, Dich, die er so sehr liebte und jetzt so lange entbehrte? Nicht möglich! Noch denke ich lebhaft jenes Tages, wo er mir strahlenden Gesichts begegnete. Ich war ein Knabe von zwölf Jahren und ging mit meinem Vater. Da kam Pompejus vom Forum, wo er seinen jüngst verstorbenen Vater gegen eine Anklage vertheidigt hatte, welche der Pöbel gegen den Todten geschleudert, der ihm seiner Sparsamkeit wegen verhaßt gewesen. „Hast Du über Deine Feinde gesiegt, Pompejus?“ fragte mein Vater den heiter drein schauenden Mann. „Ich habe zwiefach gesiegt“, gab dieser, indem ein sonniges Lächeln sein Gesicht verklärte, zurück; „einmal über die Ankläger meines Vaters, dessen Andenken heute beschimpft werden sollte, nachdem der Pöbel bereits seine Leiche beschimpft hatte, das zweite Mal über das Herz meines Richters, auf

welchen meine Vertheidigungsrede einen so günstigen Eindruck gemacht hatte, daß er mich fragte, ob ich sein Schwiegersohn werden wolle.“ Und als mein Vater an Pompejus die Frage richtete, ob er den ehrenvollen Antrag angenommen, da antwortete Pompejus nichts, sondern begnügte sich mit dem Kopfe zu nicken, aber ich werde das zufriedene Lächeln nie vergessen, mit dem er diese stumme Antwort begleitete!“

„Was erzählst Du mir da, Cäsar!“ murmelte Antistia unter strömenden Thränen. „An welche Zeiten mahnst Du mich, Grausamer, in meinem Unglück!“

„Ich kann's nicht glauben, daß er Dich lassen konnte“, rief Cäsar in heftiger Bewegung; „Dich, die Tochter jenes Antistius, der für ihn gestorben, der seinen Abfall von Marius so schwer hatte büßen müssen! Nimm mir's nicht übel, Antistia, aber ich bin der Neffe des Marius und kann es nicht loben, daß er, der Erste, von Marius abfiel und zum Sulla hinüberlaufend den übrigen Generalen und Offizieren des Marius das schlimmste Beispiel gab.“

„Schmähe den Pompejus nicht!“ flehte Antistia. „Denn hat er mich auch verstoßen, so kann ich ihn doch nicht hassen und mag sein Bild nicht geschwärzt sehen!“

„Ich achte Dein Zartgefühl, edle Antistia“, ver-

theidigte sich Cäsar eifrig, „und will Pompejus nicht schmähen. Halte meine tadelnden Worte dem Neffen des Marius zu gute. Aber laß mich Dich an Deines edlen Vaters beklagenswerthes Ende erinnern, laß mich Dir die Jammerscene im Senate ins Gedächtniß zurückrufen, wo nach des Pompejus Abfall die dem Marius ergebenen Senatoren auf Deinen Vater eindrangen, ihm die Anklage ins Antlitz scheuderten, daß auch er ein verkappter Sullaner sei, und ihm den Dolch ins Herz stießen, noch ehe er den Mund zu seiner Vertheidigung öffnen konnte."

„O daß Du mich daran mahnst in dieser Stunde!" jammerte Antistia händeringend.

„Darum kann ich's nicht glauben", beharrte Cäsar mit Bestimmtheit, „oder ich müßte glauben, ein böser Dämon habe Gewalt bekommen über Pompejus."

„So ist's auch!" seufzte Antistia. „Und dieser böse Dämon, dieser Mörder meines Glücks heißt Sulla!"

„Sulla!" rief Cäsar überrascht und von einem Gedanken ergriffen, dem er durch die rasche Frage Ausdruck gab: „Sulla hat ihm befohlen —"

„Sein Weib zu verstoßen!" ergänzte Antistia traurig. „Muß man nicht sagen, daß er Pompejus für den Triumph, den er ihm nur widerstrebend bewilligte,

schwer büßen ließ? Mit wahrhaft raffinirter Grausamkeit hat er sich den Tag des Triumphs ausgesucht, um mich und uns alle tödtlich zu treffen und Pompejus so für seine Eitelkeit zu bestrafen. Denn wer weiß, ob er so rücksichtslos auf der augenblicklichen Durchführung seines Willens bestanden hätte, wenn ihn Pompejus nicht durch die schroffe Geltendmachung des eigenen Willens, durch die Ertrotzung des Triumphs gereizt hätte. O welch eine entsetzliche Nacht war es, die auf diesen Triumphtag folgte!"

Wieder flossen Antistia's Thränen unaufhaltsam und sie setzte, Cäsar's Trostworte von sich abweisend, nach einer kurzen Pause hinzu:

„Aber laß mich von dieser Stelle scheiden, Cäsar, damit ich nicht noch Zeugin des traurigen Schauspiels des Einzugs meiner Nachfolgerin in diesen Hallen sein muß!"

„Wen muß Pompejus auf Sulla's Geheiß heirathen?" forschte Cäsar gespannt.

„Aemilia, Sulla's Stieftochter!" lautete die in leisem Tone gesprochene Antwort.

„Aemilia ist ja längst die Gattin eines Andern!" wandte Cäsar fast verstört ein.

„Was hat das dem Tyrannen gegenüber zu bedeuten? Was ist ihm die Heiligkeit des Ehebandes?

Hat er nicht erst Piso gezwungen, sich von Annia, der Wittwe des Cinna, zu trennen?"

„Aber Aemilia", beharrte Cäsar, „geht nicht das Gerücht von ihr, daß sie sich Mutter fühle?"

„Was kümmert auch diese Thatsache den Tyrannen?" warf Antistia mit schmerzlicher Betonung hin. „Glaubst Du nicht meinen Worten, so warte hier, Du wirst bald den Pompejus die neue Gattin holen gehen sehen! Mich aber laß gehen, ich bin kaum mehr Herrin meines Schmerzes!"

Antistia winkte ihren Dienern, den Tragsessel wieder aufzunehmen.

Cäsar sah der sich langsam Entfernenden mit eigenthümlichen Gefühlen nach, unter welchen das des Hasses und Trotzes gegen Sulla das vorherrschende war.

Unwillkürlich seine Faust ballend, sagte er zu sich selbst:

„Ich wollte, ich hätte Gelegenheit, ihm zu zeigen, daß sein Wille eine Grenze habe! Mich hätte er nicht so feig und nachgiebig gefunden wie diesen Pompejus!"

Als ob ihm das Schicksal sofort hätte Gelegenheit geben wollen, die Festigkeit seines Willens und die Energie seines Charakters zu erproben, fand er, in

seinem Palaste angelangt, Boten, welche ihm die Trauerkunde von dem plötzlichen Hinscheiden seines Vaters brachten, der sich in den letzten Monaten in Pisa aufgehalten hatte.

Der erste Gedanke des jungen Mannes, nachdem er seinem Vater den Thränenzoll abgestattet, war der, zu seiner Mutter zu eilen, die den Winter in Präneste zugebracht.

Sie, die er so sehr liebte, sollte die Schmerzenskunde nicht unvorbereitet treffen, und wenn sie ihr endlich zu Ohren kam, so sollte sie wenigstens in dem Anblicke des Sohnes Trost finden.

Es bestand ein wunderbar zartes und rührendes Verhältniß zwischen Cäsar und seiner Mutter Aurelia, einer Frau von hohem Charakter und strengen Sitten, in deren Hand vorzugsweise seine Erziehung gelegen hatte.

Wenn er sich griechisch so geläufig wie lateinisch auszudrücken verstand, so war dies das Verdienst der Mutter, die ihm die ausgezeichnetsten Lehrer gehalten.

Wenn er zur Großmuth neigte, seinen Zorn zu zügeln wußte und seiner natürlichen Herzensgüte bei jeder Gelegenheit freien Lauf ließ, so dankte er dies dem milden, sänftigenden Einfluß der Mutter.

Wenn sich sein Körper frühzeitig entwickelte, wenn

seine schlanke Gestalt und sein gerundeter und ebenmäßiger Gliederbau seiner ganzen Erscheinung eine auszeichnende Anmuth verliehen, so hatte seine Mutter auch an diesem physischen Gedeihen des Jünglings ihren guten Antheil, da sie aufopferungsvoll seine Gesundheit und körperliche Entwickelung pflegte und überwachte.

Sie impfte ihm auch jene Feinheit der Formen, jene Noblesse in der Erscheinung ein, die ihm aller Herzen gewann.

Mit dem Gedanken, unverzüglich die Mutter aufzusuchen, gerieth jedoch ein zweiter Gedanke in eine Art Widerstreit.

Cäsar stand noch zu sehr unter dem Einflusse der Gedanken, welche die Unterredung mit Antistia in ihm angeregt hatte, als daß er sich nicht mit einer Art Begierde an die Aussicht hätte klammern sollen, Sulla einen Streich zu versetzen, den der stolze Mann, der ihm ohnehin nicht gut war, nicht so leicht verwinden würde.

Der unerwartet eingetretene Tod des Vaters versetzte ihn in die Lage, es mit Sulla aufnehmen zu können.

Der Gedanke, dies zu thun, kitzelte ihn um so mehr, je schärfer er ihn ins Auge faßte.

Sein Vater hatte ihn mit Cossutia, der Tochter eines Ritters, verlobt.

Cäsar hatte sich die ihm vom Vater ausgesuchte Braut gefallen lassen, obwohl ihn sein Herz mehr zu Cornelia hinzog, der schönen und sanften Tochter des unglücklichen Cinna, der, nachdem er viermal Consul gewesen war und mit Marius eine fast unumschränkte Gewalt in Rom ausgeübt hatte, von seinen eigenen Soldaten ermordet worden war, als er sich mit ihnen gegen Sulla nach Afrika hatte einschiffen wollen.

Zu Cornelia zog Cäsar außer dem Wohlgefallen, das er an dem schönen Mädchen fand, die Erinnerung an seinen Oheim Marius, dessen politischer und Gesinnungsgenosse Cinna jahrelang gewesen, der Haß gegen Sulla, dessen Erbitterung einen hohen Grad erreichen mußte, wenn sich der Neffe des Marius mit Cinna's Tochter verband, und das Bestreben, sich in den Besitz eines großen Vermögens zu setzen, das ihm mit der einzigen Tochter des im Reichthum gestorbenen Cinna nothwendig zufallen mußte.

Der Tod des Vaters gab Cäsar mit einem Male freie Hand.

Es konnte das Verlöbniß, daß er mit Cossutia eingegangen, als er und sie noch Kinder waren, lösen und an Cornelia mit seiner Werbung herantreten.

Betrieb er diese rasch und geheim, hatte ihm Cornelia noch jenes Wohlwollen bewahrt, das sie ihm in den Kinderjahren gezeigt, so konnten beide verbunden sein, ehe der Dictator dazukam, durch sein Veto auf die Gestaltung der Verhältnisse irgendwelchen Einfluß zu üben.

War er aber einmal Cornelia's Gemahl, dann trotzte er Sulla's Zorn.

Machte ihn schon die Verbindung mit Cinna's Tochter noch populärer bei dem Volke, als er es schon jetzt war, da er sich Jeden durch seine Freundlichkeit und die Aermern überdies durch seine Freigebigkeit verpflichtete, so mußte seine Geltung beim Volke noch steigen, wenn Sulla einen Conflict mit ihm heraufbeschwor.

Die Verbindung Cäsar's mit der Tochter Cinna's sollte den Dictator wie ein memento mori treffen und ihn erinnern, daß der Neffe des Marius lebe und gegen die Feinde seines Oheims in die Schranken treten wolle.

Vollauf mit so kühnen Plänen beschäftigt, trat Cäsar die kurze Reise zu seiner Mutter nach Präneste an.

Ihren Rath wollte er, wenn er sie über den Tod des Vaters getröstet haben würde, einholen. Freilich

davon wollte er ihr nichts sagen, daß er, während er mit Freiergedanken umging, einem andern geliebten Mädchen die Einsamkeit der sabiner Vorberge zum schützenden Horte gegeben.

War doch über den sich drängenden Ereignissen Urbilia wirklich zeitweilig seinen Gedanken fast entschwunden.

Fünftes Kapitel.

Sulla.

Sulla, der Glückliche, wie er sich selbst an dem Tage seines letzten Siegs über die Volkspartei genannt, tafelte.

Er war in der heitersten Stimmung, in der fröhlichsten Weinlaune und unterhielt seine acht Tischgenossen in einer Weise, daß das Lachen derselben kein Ende nahm.

Wer den blonden, blauäugigen Mann mit dem zarten, weißen Teint und dem lebendigen Auge neben dem Schauspieler Quintus Roscius behäbig liegen sah, wäre, wenn er ihn sonst nicht kannte, nie auf den Gedanken gekommen, daß er den allgewaltigen Dictator von Rom vor sich habe.

„Wenn ich mich einmal von der politischen Bühne

zurückziehe", wandte sich Sulla zu Roscius, „so werde ich wieder Possen schreiben, wie ich es in ruhigen Tagen gethan. Du wirst mich wieder wie ehedem in die Geheimnisse der Schauspielkunst einweihen; freilich mit dem Singen wird es nicht mehr gehen, mein lieber Roscius. Das rauhe Lager hat mich um meine Stimme gebracht; wo sind die Zeiten, da diese Stimme mich und meine Freunde ergötzte! Glaube mir, Roscius, die Tage, wo ich keinen andern Ruf hatte als den eines angenehmen Gesellschafters und guten Kameraden, die Tage waren die schönsten meines Lebens!"

„Weil Sulla vom Leben nie etwas Anderes begehrte als heitern Genuß, darum hat es ihm unaufgefordert seine höchsten Güter geboten!" meinte Roscius im Schmeichlertone.

„Täusche mich und Dich nicht, Roscius. Das Beste am Leben ist das Lachen! Lassen wir die Posse leben, guter Roscius! Ich habe in so manchen mitgespielt. Als ich die Schatzkammern der griechischen Tempel leerte und die Jammergesichter der Priester sah, deren Götter ich aussackte, setzte ich den Gebeten der Pfaffen, die den Fluch ihrer durch mich bestohlenen Götter auf mein Haupt herabriefen, das stoische Wort entgegen, daß es demjenigen nicht fehlen könne, dem die Götter selbst die Kassen füllten! Ist das nicht eine gute Possen-

pointe, Roscius? Notire sie in Deine Schreibtafel, wir können sie einmal benutzen!"

Ein wieherndes Gelächter der Tafelrunde jauchzte dem Dictator ein Bravo zu.

„Die guten Priester haben mir überhaupt manchen pikanten Stoff geliefert!" fuhr Sulla fort. „Ich sehe noch die delphischen Priester, die ihre Schätze zu retten glaubten, wenn sie mir sagen ließen, sie scheuten sich dieselben auszuliefern, weil die Zither des Gottes, als sie dieselbe berührt, hell geklungen habe. War es nicht eine witzige Pointe, die sich in einem Lustspiele hören lassen könnte, wenn ich ihnen bemerklich machte, nun sollten sie die Schätze erst recht schicken, da Gott offenbar meinem Verlangen zustimme, weil sonst seine Zither gebrummt haben würde?"

„Auch Deine Feinde haben Dir in die Hände gearbeitet, mächtiger Sulla, indem sie Dir zu Lustspielstoffen verhalfen und so selbst auf diesem untergeordneten Gebiete behülflich waren, Deinen Beinamen: der Glückliche zu illustriren!" ließ sich Papirius, der Lieblingsfreigelassene des Sulla, vernehmen. „Was sagte jener Fimbria, als ihm sein Vorhaben, bei dem Leichenbegängnisse des Marius den Oberpriester Scävola umzubringen, mißglückte? Klagte er den von der leichten Wunde Genesenen nicht des Verbrechens an, daß er sich nicht habe ermorden lassen wollen?"

„Die Pointe ist gut, Papirius“, stimmte Sulla zu, „aber an den Marius hättest Du mich doch nicht erinnern sollen! Beim Weine und unter Freunden will ich an diese blutigen Geschichten nicht gemahnt sein; ich habe daran genug, wenn ich an die Geschäfte gehe.“

„Du hast da ein schönes Wort genannt, mächtiger Sulla“, lachte Papirius. „Die Geschäfte blühen jetzt. Frage den wackern Crassus, der erst gestern wieder ein schönes Landgut bei Beneventum für zweitausend Sesterzien*) an sich gebracht hat! Wenn der Mann es so forttreibt, wird er in einem Jahre halb Italien besitzen!“

„Wozu dieser Aufwand an sittlicher Entrüstung?“ lachte Sulla dem Freigelassenen ins Gesicht. „Als ob Du es besser machtest, mein lieber Papirius! Wie viel hast Du denn für die Landgüter bei Nola und bei Iregellä gegeben? Schätzt man Dich nicht bereits auf sieben Millionen Sesterzien? War ich nicht der gute Narr, der Dir unter die Arme griff, indem er den Wunsch aussprach, es möge Niemand auf die confiscirten Güter bei Nola und Iregellä bieten, damit sie Dir um den tausendsten Theil ihres wahren Werthes zufielen?“

*) 20 Sesterzien = 1 Thaler; 1375 = 1 Talent.

„Ich bin Dir auch sehr dankbar dafür, mächtiger Sulla", sagte Papirius, „obwohl Du für mich nur das gethan hast, was Du für Dich selbst, für Deine Gemahlin Metella und für ein Dutzend Deiner Freunde gethan hast!"

Anstatt daß Sulla diese kühne Bemerkung seines Favoriten unliebsam vermerkt hätte, fertigte er den Günstling vielmehr mit der höhnischen Frage ab:

„Hätte ich Dir auch vielleicht noch die paar tausend Sesterzien schenken sollen, die Du zum Scheine für die Landgüter botest?"

„Der Staatsschatz wird von den dreitausend Sesterzien, die ich in denselben einzahlen mußte, nicht fett werden!" erwiderte Papirius übermüthig.

„Vielleicht machen Deine dreitausend Sesterzien gerade die vierthalbhundert Millionen voll, welche bisher für die den Rebellen confiscirten und verkauften Güter gelöst worden sind!" sagte der Dictator gelassen.

Während sich der Dictator in dieser Weise mit seinen Tischgenossen unterhielt, drängten sich draußen in den Sälen und Vorsälen die Schaaren der Clienten und Freigelassenen Sulla's, welche das Erscheinen ihres Herrn und Protectors mit Ungeduld erwarteten.

Unter dem tausendköpfigen Haufen befanden sich

übrigens auch viele Leute in Amt und Würden, Senatoren, die Sulla ihre Aufwartung zu machen kamen, Patricier, die nach seiner Gunst haschten, damit sie um einen Spottpreis in den Besitz der feilgebotenen Güter der Geächteten kämen.

Auf den Stufen des Palastes aber lagerte die sogenannte Leibgarde Sulla's, junge, kräftige Leute, welche früher Sklaven derer gewesen waren, die Sulla hatte ächten und ihres Vermögens berauben lassen.

Sulla hatte die Zahl dieser durch ein Machtwort freigelassenen Sklaven nach und nach auf zehntausend hinaufgebracht, und so ergeben war ihm diese irreguläre und durch ihn bereicherte Truppe, daß täglich einige hundert derselben kraft eines unter sich getroffenen Abkommens auf den Stufen seines Palastes lagerten, um ihn gegen jede Gefahr, die ihm von der allerdings im Augenblick in den Staub getretenen Volkspartei hätte drohen können, zu schützen.

In diesem Gewühl von Schranzen erschien Catilina und richtete, während ihm die Schadenfreude aus den Augen blitzte, an Lucius Scipio, der am längsten bei Marius ausgehalten, das Wort:

„Du hier, Scipio? Bringst Du uns selbst Deinen Kopf?“

„Habt Ihr der Köpfe noch nicht genug?“

„Hoho, wir haben erst heute einen neuen bekommen, einen sehr schätzbaren! Wenn Du Dich zu dem Servilischen Bassin bemühen willst, so wirst Du unter den hundert Senatorenköpfen, die dort im Winde baumeln, als neuesten Zuwachs den Kopf des Gajus Norbanus entdecken, der erst gestern von Rhodus angekommen ist, wo sich sein Eigenthümer selbst aus dieser Welt beförderte!"

„Ich glaube, jetzt wäre die Ausmündung der Jugarischen Gasse in den Marktplatz schon mit genug Köpfen gespickt!"

„Meinst Du, Scipio?" rief Catilina höhnisch. „Ich wundere mich nicht, Dich so für Deine eigene Haut sprechen zu hören, aber wenn mich etwas wundert, so ist es die Langmuth Sulla's, der seinen Freunden befahl, Dich zu schonen, wenn Du Dich in Rom zeigtest! Also genug Köpfe, meinst Du, wären schon gefallen? Du scheinst vergessen zu haben, wie viele deren Dein Freund Marius zu Falle brachte, als er und der Pöbel in Rom herrschten!"

„Ich wüßte nicht, daß unter Marius je an einem Tage viertausend Menschen niedergemetzelt worden wären! Oder waren der Gefangenen, die Sulla am Tage nach der Einnahme Roms auf dem Marsfelde niederhauen ließ, daß im Tempel der Bellona das

Klirren der Waffen und das Stöhnen der Sterbenden den zu einer Berathung zusammengetretenen Senat störte, weniger als viertausend?“

„Ich bedaure, daß Du ein so schwaches Gedächtniß hast, Scipio!“ rief Catilina. „Bei meinem Lieblingsgott Bacchus und bei der eisernen Hand meines berühmten Ahnen, es war ein artiges Gemetzel, welches Marius nach seinem Einzuge in Rom in Scene setzte! Fünf Tage und fünf Nächte währte bei geschlossenen Thoren die Schlächterei. Aber in Einem hast Du Recht, Scipio, die Todten zählte Niemand. Jede Straße, jedes Haus hatte seine Erschlagenen; freilich lagen sie nicht auf einem Haufen wie jene viertausend, durch welche Sulla später den Manen der von Marius Erschlagenen nur ein gerechtes Todtenopfer darbrachte. Hast Du vergessen, wie der Consul Octavius, mit den Zeichen seiner Würde bekleidet, die Mörder erwartete? Wie Merula, nachdem er an Jupiter's Altar die priesterliche Kopfbinde abgelegt, sich die Adern öffnete, blos um den gegen ihn ausgesandten Henkern zu entgehen? Wie Marius für die Verwandten des Catulus, die ihn um Gnade für seinen ehemaligen Collegen anflehten, keinen andern Trost hatte als den trockenen Bescheid: er muß sterben? Hast Du vergessen, wie oft in dem Blicke des Marius, mit dem er

die ihn Besuchenden empfing, schon das Todesurtheil lag, das an den Opfern von willigen Henkern sofort vollzogen wurde, kaum daß sie des Marius Wohnung verlassen hatten? Erinnerst Du Dich des Verbotes nicht, die Ermordeten zu beerdigen, nicht der Leichen, die auf des Marius Befehl durch die Straßen geschleift wurden, der Senatorenköpfe nicht, die an der Rednerbühne auf dem Marktplatze angeheftet waren? Auch jene berühmte Umarmung scheint Deinem Gedächnisse entschwunden zu sein, aber glaube mir, Rom wird nimmer vergessen, wie Marius, bei der Tafel sitzend, den Mörder umarmte, der ihm den Kopf des Antonius brachte, jenes Antonius, den er selber hatte in seinem Verstecke aufsuchen und mit eigener Hand umbringen wollen!"

„Geht es denn jetzt anders zu?" fiel Scipio dem Ankläger des Marius in die Rede. „Hat man Präneste nicht geplündert, tödteten sich in Norba nicht die Bürger untereinander, blos um Sulla nicht Gelegenheit zu geben, über sie zu Gericht zu sitzen? Sind nicht neunzig Senatoren und dritthalbtausend Ritter geächtet worden? Hat man nicht das ganze Land der unglücklichen Samniter, die zu Marius gehalten hatten, unter die siegreiche Soldateska vertheilt und das Vermögen von viertausend Familien unter den Hammer gebracht,

um damit die Henker zu bereichern? Erhält nicht Jeder, der einen Geächteten tödtet, eine Prämie von vierzigtausend Sesterzien aus dem Staatsschatze? Bucht man diese Henkerprämien nicht wie regelmäßige Ausgaben in die Kassenbücher ein? Werden nicht Offiziere, die sich mit Ruhm bedeckt haben, wie Ofella, auf öffentlichem Markte niedergestoßen, blos weil sie Sulla nicht unbedingt Ordre parirt haben? Was haben Eure Freigelassenen, die für tausend Sesterzien Güter kaufen, die eine Million werth sind, vor den Einsäcklern des Marius voraus, die auf die Güter der Aristokraten Jagd machten?"

„Man sollte, wenn man Dich hört, Scipio, meinen daß wir am Ende aller Tage angekommen sind, und doch kann das Regiment, das Du anklagst, nicht so schlimm sein, solange Dein Kopf noch fest zwischen den Schultern sitzt!" warf Catilina dem Andern höhnisch zu.

„Nimm diesen Kopf, wenn Du beordert bist, ihn zu holen!" rief Scipio, des Streites müde, trotzig dem Parteigänger Sulla's zu.

Sechstes Kapitel.

Auf die Liste!

In diesem Augenblick ertönte, jeden Streit schlichtend, das: „Platz für Sulla den Glücklichen!" mit welchem Rufe die Clienten des Dictators des letztern Erscheinung begrüßten.

Weinselig schritt Sulla durch die Reihen der sich ehrfurchtsvoll Neigenden und nahm aus der Hand eines Mannes, der sich an ihn herandrängte, eine Papyrusrolle entgegen.

„Zürne dem Dichter nicht, der Sulla den Glücklichen preist!" sagte der Mann, der dem Dictator die Rolle aufdrang.

„Lies Dein Gedicht, Freund!" munterte Sulla den Poeten auf.

Sulla horchte kaltblütig und ohne eine Miene zu

verziehen, auf die schwungvolle Vorlesung und sagte dann kalt:

„Diese Verse sind im Stande, einen Menschen umzubringen; wenn Du sie einem Geächteten vorgelesen hättest, er würde uns nie mehr beunruhigen. Darum sollst Du auch die Prämie haben, welche der Staatsschatz für die Tödtung eines Geächteten ausgeworfen hat. Geh hin, guter Mann, und lasse Dir die vierzigtausend Sesterzien auszahlen!“

Der Poet mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und wollte sich eben unter dem Gekicher der Umstehenden zurückziehen, als ihn Sulla noch einmal mit den Worten zum Stillstehen vermochte:

„Halt, mein guter Poet! Eins noch mußt Du mir versprechen, ehe Du die Nationalbelohnung empfängst: Du darfst nie mehr Verse auf mich machen!“

Der Poet schlich sich kleinlaut davon, während die Menge den köstlichen Einfall des Dictators laut bejubelte.

„Wie stark ist die Nummer?“ fragte Sulla, nachdem sich der Lärm gelegt hatte, denjenigen, der die Aufsicht über die Tafel führte, auf welcher die Namen der Geächteten verzeichnet standen.

„Viertausendeinhundertsechs!“ lautete die Antwort.

„Wir werden die Arbeit bald einstellen müssen!“

murmelte der Dictator. „Wann geht der Termin zu Ende?"

„Am ersten Juni soll die Aechtungsliste geschlossen werden. So hast Du es befohlen, Sulla!"

„Ich glaube, wir könnten den Termin etwas früher schließen; wir haben genug aufgeräumt!"

Die Aeußerung Sulla's verbreitete einen panischen Schrecken unter der Versammlung.

„Wo denkst Du hin, Herr, daß Du Deiner angestammten Milde so unzeitig willst die Zügel schießen lassen! Tausende sind noch reif für die Aechtungsliste! Ich fordere den Kopf des Advocaten Publius Lupus!"

„Was hat Dir dieser Publius Lupus gethan, mein Freund?" fragte der Dictator den Mann, der von unzeitiger Milde abrieth.

„Er hat in der Vertheidigungsrede für den Consularen Aulus Albinus die Wendung gebraucht, daß der Adel den Bürgerkrieg doch wohl nicht geführt habe, um seine Freigelassenen und Knechte zu bereichern. Und nicht genug an dem, er hat auch Sextus Alfenus vertheidigt, der unter Marius die Rolle eines Anklägers gespielt und manchen Patricier in das Jenseits befördert hatte, und bei der Vertheidigung gefragt, wie es doch zugehe, daß man uns die Gerichtsbänke lasse, nachdem man jetzt diejenigen anklage, die früher

angeklagt haben, und so darauf auszugehen scheine, ganz Rom auszurotten?"

„Den Kopf dieses Mannes muß ich Dir verweigern, guter Freund!" fertigte Sulla gutgelaunt den Blutgierigen ab. „Ich liebe den Mann, der heute noch aufgelegt ist, Witze zu machen; solche Köpfe muß man schonen! — Papirius", wandte sich Sulla zu seinem Favoriten, „notire den Namen dieses sarkastischen Sachwalters; ich werde ihn nächstens einmal zur Tafel laden und mich von ihm unterhalten lassen; vielleicht gibt er mir Lustspielstoffe!"

„Mir aber erlaube, glücklicher Sulla, Dir einen Feindeskopf zu Füßen zu legen!" rief ein Freigelassener mit leuchtendem Gesichte. „Ich habe ihn zwar nicht selbst abgeschnitten, aber ich brachte ihn doch gestern nach Rom und heute prangt er schon in der Jugarischen Gasse in feiner Gesellschaft!"

„Von wessen Kopfe sprichst Du, guter Freund?" erkundigte sich der Dictator.

„Von dem Kopfe des Exconsuls Gajus Papirius Mutilus! Ich habe mich an des flüchtigen Mutilus Fersen geklammert und nur einmal seine Spur verloren, als er verkleidet bei seiner Gattin in Jänum einen Zufluchtsort zu finden gedachte. Die Gattin wies ihn ab und er stürzte sich vor der Thür

seines eigenen Hauses in sein Schwert. Dort fand ich ihn und bemächtigte mich seines Kopfes!"

„Ich habe nichts dagegen, wenn sich meine Feinde selbst tödten!" rief Sulla heiter. „Laß Dir vierzigtausend Sesterzien auszahlen, Freund! Was sehe ich, Scipio ist da!"

Der Ausruf galt dem Unterfeldherrn des Marius und Cinna, der lange genug bei der Volkspartei ausgehalten hatte, um Sulla's Unzufriedenheit zu erregen. Doch achtete dieser den Namen des Feindes so hoch, daß er seinen Anhängern Befehl gab, Scipio's Leben zu schonen.

„Du hast mich zu Dir beschieden, Sulla!" sagte Scipio unerschrocken. „Willst Du meinen Kopf oder wollen Deine Freunde meine Güter?"

„Brause nicht auf, Scipio", entgegnete der Dictator lachend. „Es ist ein schönes Ding um den Muth, mein Scipio, aber manchmal schlägt die Sache doch schlecht aus! Denke an Ofella, der mir ebenso trotzig entgegentrat! Freilich war es ein erschwerender Umstand, daß Ofella mein General war. Weißt Du, was dem Ofella geschah?"

Sulla hielt Scipio mit einem lauernden Blicke fest, in dem wirklich etwas von dem Fuchse stak, an den er nach dem Urtheil der Zeitgenossen mahnen sollte. „Er

ist halb Löwe, halb Fuchs, weil sich Keckheit mit Verschmitztheit in ihm paart!“ so sagten Sulla's Zeitgenossen, aber immer setzten sie hinzu: „Der Fuchs in ihm ist gefährlicher als der Löwe!“

„Ich kenne und beklage Ofella's Schicksal!“ erwiderte Scipio furchtlos. „Der Mann, der Dir durch seine Ausdauer Präneste eroberte, wurde auf Deinen Befehl auf öffentlichem Marktplatze niedergestoßen, und Du verschmähtest es nicht, der versammelten Bürgerschaft zu erklären, daß die That auf Deinen Befehl geschehen sei, weil Dir Ofella den Gehorsam aufgekündigt, als Du ihm verbotest, sich um die consularische Gewalt zu bewerben!“

„Ganz richtig!“ gab Sulla unbefangen zu und setzte mit cynischem Witze hinzu: „Es gab eine Lustspielscene, als ich dem Volke die Fabel vom Ackersmann und den Läusen erzählte, die ihn fressen wollten, die er aber von sich abschüttelte und zertrat. Du aber, Scipio, willst mir Undank gegen meine Freunde vorwerfen! Geh umher und frage meine Freunde, sie werden Dir sagen, daß es keinen theilnehmendern Freund als den Sulla gibt, der von jeher sein Geld weit lieber dem bedrängten Genossen als seinem reichen Gläubiger gönnte. Aber wenn man der Rächer eines gemißhandelten Standes ist und in einer unterwühlten Stadt wie

Rom die Ordnung herstellen will, dann muß man zuweilen den Freund beiseite setzen! Merke Dir das, mein guter Scipio!"

„Wie reimt sich die Strenge gegen Ofella mit der Nachsicht, die Du gegen Oppianicus walten läßt?" warf Scipio rücksichtslos ein. „Trat dieser Mann, der, um einer Mordanklage zu entgehen, in Dein Lager lief, nicht in dem meinem Landbesitze nahen Larium als Dein Commissar auf, blos um den, der ihn mit der Anklage bedroht hatte, mit seiner ganzen Familie ächten und tödten zu lassen?"

„Liegt Larium nicht im Samniterlande?" gegenfragte Sulla gelassen. „Waren die Samniter nicht die treuesten Alliirten des Marius, und habe ich nicht erklärt, daß Rom nicht Ruhe haben werde, solange Samnium bestehe, und daß der Samnitername darum von der Erde vertilgt werden müsse? Dank meiner rücksichtslosen Strenge, die Du Grausamkeit nennen magst, ist das Werk der Pacificirung Italiens und Roms bald vollendet und ich werde mich von der Gewalt zurückziehen und wieder jagen und fischen und Komödie treiben können! Im Vertrauen gesagt, weißt Du, mein guter Scipio, warum ich Dich schonte, der Du es eigentlich nicht um mich verdient hast? Weil Du ein guter Schauspieler bist und ich Dich ausersehen

habe, in meinen Lustspielen Rollen zu übernehmen. Roscius wird nachhelfen, wenn Dein Talent, seit wir zum letzten Male mit einander auf meinem Theater Komödie spielten, eingerostet sein sollte! Einstweilen magst Du, bis ich Dich rufe, auf Dein Landgut zurückkehren. Du bist dort vollkommen sicher, meine Leute wachen über Dich! Das ist's, was ich Dir sagen wollte, Scipio, als ich Dich nach Rom citirte!"

Indem der Dictator sich von Scipio abwandte, stieß er auf Catilina, der in einer Papierrolle las, die ihm sein Favorit Narcissus überreicht hatte.

„Was buchstabirst Du da, Freund Catilina?" fragte Sulla.

„Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich höchlich überrascht!"

„Wohl Dir, daß Dich noch etwas zu überraschen vermag!" scherzte Sulla. „Mich überrascht nichts mehr. Doch ja, eins würde mich überraschen, nämlich wenn ich einmal in etwas Unglück hätte!"

„So kann nur der Glückliche sprechen, dem im Leben nichts mißlungen ist, der hundert Schlachten geschlagen und keine verloren hat!"

„Das kam daher, ich will Dir's sagen, Catilina — weil ich Alles ohne Plan angefangen habe! Lache nicht, Catilina, ich sage Dir, das Improvisirte gelingt immer

am besten. Ich sagte immer, wo Andere Alles auf ihren ärmlichen Verstand und seine ausgeklügelten Combinationen setzten: Glücksgöttin, trage mich! und die Glücksgöttin trug mich. Aber Du hast mir noch nicht gesagt, Catilina, welche Nachricht Du erhalten hast."

„Cäsar hat geheirathet."

„Die Cossutia?" warf Sulla gleichgültig hin.

„Nein, nicht die Cossutia."

„Nicht die Cossutia?" fragte Sulla aufmerksamer werdend.

„Das ist es ja eben, was mich überrascht hat!" rief Catilina. „Und fast scheint es, es wird auch Dich überraschen."

Sulla's milchweißes Gesicht begann sich röther zu färben, was immer bei einer leidenschaftlichen Erregung der Fall war. Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße und rief:

„Willst Du uns endlich sagen, wen Cäsar geheirathet hat?"

„Cinna's Tochter!"

Sulla wurde weiß im Gesichte, dann roth; sein Antlitz machte jenes merkwürdige Farbenspiel durch, das man in solcher Intensität nur an ihm sehen konnte.

„Cinna's Tochter?" schrie er. „Nicht möglich! Sie ist ja minderjährig!"

„Der Vormund hat zugestimmt! Da steht es!"

„So insgeheim?"

„Er mochte Deinen Widerspruch scheuen, wenn er es offen betrieb!"

„Der Knabe mit dem losen Gürtel, der immer so hochmüthig an mir vorbeiging, als ob Rom ihm und nicht mir gehörte, soll mich kennen lernen!" preßte Sulla wüthend zwischen den Zähnen hervor. „Er soll sich seinen Kopf, den er, um sein Haar nicht in Verwirrung zu bringen, nur mit einem Finger zu kratzen pflegt, bald aus Verzweiflung mit allen fünf Fingern kratzen! Es gibt noch gefährliche Menschen in Rom! Und ich wollte die Proscriptionsliste vor dem ursprünglichen Termin schließen! Ich Leichtsinniger! Bei welcher Nummer, sagtest Du, waren wir?"

Die Frage galt dem Aufseher der Proscriptionstafel.

„Bei viertausendeinhundertsechs!"

„Schreibe viertausendeinhundertsieben — Cajus Julius Cäsar!"

Catilina wollte für seinen Freund ein vermittelndes Wort einlegen. Sulla gebot ihm Schweigen.

„Schreibe Cajus Julius Cäsar. Papirius, freue Dich, die Güter des Cäsar kommen unter den Hammer. Wo ist Crassus? Schade, daß Crassus nicht da ist, es ist wieder Gelegenheit, Güter billig zu kaufen."

Die Freigelassenen jubelten über die Aussicht, die sich ihnen darbot, sich zu bereichern.

„Und noch eins!" rief Sulla. „Ich habe die Asche der Todten bisher geschont, aber wenn mich der Neffe herausfordert, so mag es der Oheim büßen! Man grabe die Asche des Marius aus und streue sie in alle Winde, in den Tiber und den Anio, und die Denkmäler seiner Siege über die Afrikaner und Deutschen mache man dem Erdboden gleich! Nichts soll in Rom fürder an Marius mahnen, nicht einmal sein unbedeutender Neffe, der mir durch die Heirath mit des Cinna Tochter einen Nadelstich versetzen wollte. Da hat er nun einen Dolchstich!"

Sulla verließ erregt die Versammlung, die auseinanderstob, um das Wort des Dictators weiter zu tragen und zur Ausführung zu bringen.

Siebentes Kapitel.

Cäsar und Urbilia.

Catilina hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Freunde mitzutheilen, daß Sulla die Acht über ihn ausgesprochen habe.

Es war wirkliche Zuneigung, was den um einige Jahre ältern Mann an den Jüngling fesselte und ihn ganz darüber hinwegsehen ließ, daß dieser mit seinen Sympathien, Anschauungen und Antecedentien in einem andern Lager stand, als dem er selbst angehörte. Den Ausströmungen einer uneigennützigen Freundschaft wohnt aber immer die wunderbare Kraft inne, die Sinne des andern Theils so gefangen zu nehmen, daß er das warme Gefühl, mit dem man ihm entgegenkommt, unwillkürlich mit gleicher Münze vergilt.

So hatte auch das Wohlwollen, welches Catilina

bei jeder Gelegenheit dem Neffen des Marius zeigte, die Wirkung, daß sich in Cäsar's Gemüthe eine aufrichtige Freundschaft für Catilina festsetzte, welche ihn die Parteilinie vergessen ließ, die beide eigentlich trennte.

Cäsar ließ es sich nicht bekümmern, daß Catilina mit Sulla durch Dick und Dünn ging und unter des Dictators Aegide sein infolge verschwenderischen Gebarens sehr zusammengeschmolzenes Vermögen zu rangiren suchte.

Daß ihm dies Letztere nicht gelang, daran war zumeist der Mangel an kräftigem Wollen schuld, mit dem flotten Leben zu brechen, das er seit Jahren führte.

Er mochte von Sulla begünstigt noch so viele Güter der Geächteten um Spottpreise an sich bringen, der Gewinn brachte ihm doch keinen Segen.

Die Besitzthümer gingen immer wieder mit Blitzesschnelle in die Hände seiner Gläubiger und vornehmlich in jene seines Hauptgläubigers Crassus über, der in Rom die höchsten Procente nahm, dagegen aber immer baares Geld in Bereitschaft hatte, um Verschwendern von Catilina's Art, denen Austern, Falerner Weine und schöne Mädchen die Hauptingredienzien des echten Lebensgenusses waren, hülfreich unter die Arme zu greifen, bis er sie und ihre Habe ganz in seinen Händen hatte.

Uebrigens war es immerhin möglich, daß der freundschaftlichen Theilnahme, welche Catilina für Cäsar empfand, eine Art selbstischer Combination, die sich mehr instinktartig geltend machte, als daß sich Catilina derselben klar bewußt gewesen wäre, nicht ganz fern lag.

Das Vermögen Cäsar's konnte Catilina in der Zukunft leicht einen Halt gewähren, und dann lag es immerhin im Bereiche der Möglichkeit, daß, wenn Sulla's zusammenhaltende Kraft einmal wegfiel, die Volkspartei wieder die Oberhand über den Adel erhalten konnte.

Dann konnte die Freundschaft des Marianers Cäsar dem Sullaner Catilina sehr ersprießliche Früchte tragen.

Die Nachricht, daß Cäsar die reiche Tochter Cinna's geheirathet habe, überraschte Catilina nicht weniger, als sie Sulla überrascht hatte; aber wenn er Cornelia Jemand außer sich selbst gönnte, so war dieser Jemand Cäsar, dem durch die Partie ein immenses Vermögen zuwuchs.

Welche Aussicht für einen unermüdlichen Borger von Catilina's Charakter!

Cäsar nahm keine Procente wie Crassus, Cäsar war der Mann, das Capital ganz so leichten Herzens fahren zu lassen, wie er die Interessen fahren ließ,

welche Andere mit rücksichtsloser Zähigkeit eintrieben oder durch neue Verschreibung sicher stellen ließen.

Cäsar konnte dazu lachen, wenn Sulla sein Vermögen, sein väterliches Erbe unter den Hammer brachte. Cornelia's immense Reichthümer konnte er doch nicht antasten, und wenn Cäsar unversehrt die Acht überdauerte, wenn ein System- oder Regimewechsel eintrat, so war Cäsar finanziell wieder durch seine Gemahlin ein gemachter Mann, der sich selbst neben dem zwanzigfachen Millionär Crassus sehen lassen konnte.

„Du mußt Rom augenblicklich verlassen, Cäsar!" sprach Catilina seinem jungen Freunde zu. „Es ist wahr, Du hast in Rom und Italien so viele Freunde, daß sich nicht leicht Jemand finden dürfte, der sich an Dir vergriffe, um die vierzigtausend Sesterzien zu verdienen, die jetzt Dein Kopf gilt, aber wozu ein Römer nicht die Hand böte, das könnte einer jener Kelten unternehmen, welche man die Würger Sulla's nennt. Du mußt fliehen, noch heute!"

„Wie kann ich mein junges Weib im Stiche lassen?" warf Cäsar ein.

„Geh auf mein Landgut in den sabinischen Vorbergen, dort findest Du Ersatz für Cornelia!" rief Catilina mit cynischem Lachen. „Du hast Deine schöne Entführte ohnehin gänzlich vernachlässigt, wie mir

Narcissus schreibt, der draußen dafür sorgte, daß Urbilia nichts an Luxus und Comfort vermisse."

„In der That", gab Cäsar zu, „ich habe an dem Mädchen nicht schön gehandelt und mache mir deswegen Vorwürfe. Ich hatte in den letzten Wochen Anderes zu denken, aber so ganz hätte ich die Aermste doch nicht sich selbst und der Einsamkeit überlassen sollen!"

„Jetzt ist Dir Gelegenheit geboten, sie für das Entzogene zu entschädigen", drängte Catilina.

„Du bist ein schlimmer Versucher!" bemerkte Cäsar lächelnd. „Wird mich Cornelia von sich lassen wollen?"

„Man muß ihr vorstellen, daß Dich begleiten so viel heiße als Dich verrathen! Man muß ihr sagen, daß sie um Deiner Sicherheit willen in die Trennung willigen und in Rom ausharren müsse, während Freunde Dich in Sicherheit brächten. Du mußt sie kirre machen, indem Du ihr versprichst, ihr jeden zweiten Tag zu schreiben. Narcissus wird einen vertrauten Boten ausfindig machen, der die Correspondenz vermitteln wird."

„Cornelia wird wissen wollen, wo ich mich aufhalte!"

„Bah, das sagt man ihr."

„Wenn sie aber erfährt, daß Urbilia draußen ist?“

„Wie sollte die Ahnungslose das erfahren? Der Bote wird so gewählt werden, daß er keine Ahnung hat, von wem die Briefe sind, die er an Cornelia befördert, und dieser mußt Du einschärfen, ja keine Frage an den Boten zu richten, die dessen Harmlosigkeit untergraben könnte. Male ihr nur die Gefahr, in der Du bei dem geringsten Versehen ihrerseits schwebst, und sie wird die Vorsicht selbst sein. Sei regelmäßig in Deiner Correspondenz, damit Du ihr keine Veranlassung zum Mißtrauen gibst; denn Gefahr für Dein Verhältniß zu Urbilia wäre nur vorhanden, wenn sie sich unvermuthet aufmachte, Dich zu überraschen.“

„Fast widersteht es mir, die Arglose so schnöde zu täuschen, nachdem sie mir ihr Herz vertrauensvoll zu eigen gegeben“, murmelte Cäsar unschlüssig.

„Sei kein Narr, Cäsar!“ sprach ihm Catilina zu. „Die Kunst des Lebens besteht darin, dem Augenblick das Günstigste abzugewinnen! Danke den Göttern, daß Urbilia Dir Deinen Zufluchtsort verschönern wird, der ohne sie ein verzweifelt langweiliges Asyl wäre. Sorge Dich nicht um Cornelia, sie wird in ihrer Art glücklich sein, glücklicher vielleicht, als wenn Euch die ungetrübte Sonne des Glücks geschienen hätte. Sie wird in Dir einen Mann sehen, der das Unglück der Aechtung auf sein

Haupt herabbeschworen hat, indem er sie heirathete. Der Gedanke, daß die Liebe zu ihr Dir Unglück gebracht, wird ihre Liebe zu Dir stärken. Du bist auch hier der gewinnende Theil."

„Ich werde Cornelia unter den Schutz meiner Mutter stellen", sagte Cäsar, mit seinem Gewissen pactirend.

Urbilia hatte in ihrer Einsamkeit von Tag zu Tag auf das Wiedererscheinen Cäsar's gehofft, und je länger er ausblieb, desto mehr schärfte sich ihre Sehnsucht nach ihm, in desto schönerem Lichte erschien er ihr, desto reizvoller klangen ihr seine bestrickenden Worte im Ohre nach.

Sie konnte sich nicht mehr darüber täuschen, sie liebte ihn und fühlte sich glücklich, daß auch er sie liebe.

Es wunderte sie, daß er so lange nicht kam, aber sie richtete deshalb keine Frage an ihre Umgebung, da sie das Geheimniß ihres Herzens nicht Unberufenen preisgeben mochte.

Ueberhaupt war ihr Leben in den Wochen, die sie allein zubrachte, mehr ein süßes Träumen als ein wirkliches Leben.

Sie kam sich vor wie eine Prinzessin, die eine gute Göttin in ihren besondern Schutz genommen.

Der ungewohnte Glanz, der sie umgab, blendete sie und betäubte ihre Sinne.

Sie, die sich bisher nur im wüsten Getümmel der Plautinischen Straße bewegt und den Launen des oft griesgrämigen Vaters in Allem hatte fügen müssen, sah sich jetzt von einem wohlgeordneten Ueberflusse umringt, der nur ihretwegen da zu sein schien.

Unsichtbare geheimnißvolle Mächte schienen Alles so zu leiten, daß ihr nichts fehlte; daß Narcissus hinter den Coulissen die Fäden in der Hand hielt, dem Haushalte Leben einhauchte, indem er für Alles sorgte, davon hatte sie keine Ahnung, denn sie bekam Narcissus nie zu Gesicht.

Sie sah nur die Sklavinnen, die ihres Winkes harrten bei Tag und Nacht, die silbernen Schüsseln, in denen ihr die köstlichen Speisen gereicht, die goldenen Becher, in denen ihr der Falerner credenzt wurde. Sie sah nur die kostbaren Gewänder, die man ihr zur Benutzung hinlegte, die Teppiche, die das Geräusch ihrer Schritte dämpften, die Blumen, welche alle Räume mit Duft erfüllten, und sie sehnte sich nach nichts Anderem und hatte nur eine Furcht, der sie oft Domna gegenüber Ausdruck gab, die Furcht, daß alle diese Herrlichkeiten eines Tages mit einem Male ein Ende nehmen könnten.

Es graute ihr vor dem Gedanken, in die schmuzige Plautinische Gasse zurückkehren und wieder die Waarenvorräthe ihres Vaters hüten zu müssen.

An diesen letztern dachte sie wohl mit Liebe, aber doch auch mit geheimer Angst, ihm je wieder unterthan werden zu sollen, nachdem sie von dem schönen Leben der Reichen gekostet, nach dessen Herrlichkeiten sie sich schon in der Plautinischen Straße zum Verdrusse des Vaters so oft gesehnt hatte.

Wer beschreibt daher Urbilia's Freude, als sie endlich wieder Cäsar bei sich eintreten sah.

Sie empfing ihn mit einem hellen Aufblitzen ihrer Augen, die sie dann vorwurfsvoll auf ihn richtete, indem sie in klagendem Tone sagte:

„Du hast Dich lange nicht um mich gekümmert, Cäsar, und mir so gezeigt, wie sehr ich Recht hatte, als ich Deinen schönen Worten mißtraute! Was nützte es mir, daß Du mein Mißtrauen mit noch schönern wegzuschmeicheln suchtest!“

„Klage mich nicht vorschnell an, Urbilia!“ entschuldigte sich Cäsar, indem er den ganzen Wohllaut seiner Stimme in den Ton seiner Rede legte. „Seit wir uns zum letzten Male gesehen haben, Urbilia, sind Prüfungen über mein Haupt hinweggegangen, die meine Unsichtbarkeit mehr als rechtfertigen. Von

allen Dingen, die ich besaß, als ich Dich zum letzten Male sah, Urbilia, ist mir nichts geblieben als die Liebe zu Dir."

„Was ist Dir widerfahren, geliebter Mann?" rief Urbilia erschreckt.

„O nichts, Urbilia, wenn Du mich geliebter Mann nennst!" flüsterte Cäsar zärtlich, indem er sich zu der Erröthenden neigte, die sich unter dem Eindrucke des Unglücks, das Cäsar heimgesucht, von ihren Gefühlen hatte überrumpeln und zu einem Geständnisse hinreißen lassen, das sich nun nicht mehr widerrufen ließ.

„O laß das", flüsterte Urbilia, Cäsar von sich abwehrend, „und nenne mir das Unglück, das über Dich gekommen! Das unbedachte Wort, das meinen Lippen entschlüpft, wird Dir die Theilnahme verrathen haben, die ich für Alles empfinde, was Dich betrifft!"

„Wenn mich Urbilia liebt", rief Cäsar lebhaft, „dann wird mir die Armuth selbst weniger drückend vorkommen, als sie mir sonst erschienen wäre. Denn wisse, Urbilia, daß die Leute, die jetzt unumschränkt in Rom herrschen, mein Vermögen für verfallen, meinen Kopf für vogelfrei erklärt haben! Ich lebe nur

noch von der Gnade meiner Freunde und von Urbilia's Liebe!"

„Diese bleibt Dir, geliebter Mann, und wenn Du ein Bettler wärst!" hauchte Urbilia, von den Gefühlen, die sie bewegten, hingerissen, und schlang ihre Arme um Cäsar.

Achtes Kapitel.

Cornelia und Epidius.

Tage und Wochen vergingen, Cäsar und Urbilia schwelgten in ungestörtem Liebesrausche, und wie früher Urbilia, so hatte der bewegliche Mann jetzt Cornelia vergessen, welche daheim in Rom nach ihm seufzte und keine angenehmere Unterhaltung kannte, als mit seiner Mutter Aurelia über ihn zu sprechen, in den Büchern, die er benutzt, zu blättern und die Gedichte, die er gemacht, auswendig zu lernen.

Bald war ihr jeder Vers seines Trauerspiels und seiner Lobgesänge auf Hercules geläufig und sie wußte um jede Kleinigkeit des Erziehungsprocesses ihres Gemahls.

Sie horchte mit stiller Aufmerksamkeit, wenn Aurelia erzählte, wie sich durch strenge Lebensordnung und

durch die Gewohnheit, sich jedem Witterungswechsel auszusetzen, Cäsar's ungewöhnlich zarte Körperanlage gekräftigt, wie er von frühester Kindheit an Entbehrungen und Anstrengungen aller Arten erduldet, wie er sich durch Beharrlichkeit zum kühnen Reiter ausgebildet habe, und wie sich in ihm mit der aristokratischen Feinheit der körperlichen Erscheinung das kräftige Temperament des Kriegers, mit der Anmuth des Geistes die Tiefe der Gedanken verband.

Sie horchte dem Allem mit voller Hingebung und einer Art Entzücken, solange sie über das Schicksal des geliebten Mannes beruhigt war, solange sie ihn ungefährdet auf dem Landhause Catilina's wußte.

Als aber eines Tages die Botschaft, welche mit unwandelbarer Regelmäßigkeit jeden zweiten Tag eingetroffen war, ausblieb, war ihr Interesse an Aurelia's Schilderungen verflogen, und der Gedanke, daß Cäsar ein Unglück zugestoßen sein könnte, ergriff beängstigend und jede andere Vorstellung zurückdrängend ihr Gemüth. Sie stellte sich die Möglichkeit vor, daß ein Feind ihres Gemahls dem Geheimnisse der geheimen Correspondenz auf die Spur gekommen, den Boten überfallen und sich die Kenntniß des Zufluchtsortes Cäsar's verschafft habe.

Ohne sich mit Cäsar's Mutter zu berathen, beschloß

sie, sich in der nächsten Nacht nach Catilina's Landhause tragen zu lassen, um Cäsar von dem verdächtigen Umstande zu unterrichten, daß sein letzter Brief nicht an sie gelangt sei.

Denn daß Cäsar wie gewöhnlich an sie geschrieben, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Hatte er dies aber gethan und war der Brief unterwegs verloren gegangen, so war seines Bleibens in dem Landhause bei Eretum nicht mehr und er mußte seinen Feinden und Auflauerern durch die rasche Wahl eines neuen Zufluchtsortes zuvorkommen.

Fast gleichzeitig mit Cäsar's Gemahlin machte sich Urbilia's Vater Epidius auf den Weg nach Catilina's Villa bei Eretum.

Epidius hatte an dem Tage des Pompejanischen Triumphs die Rückkehr seiner Tochter mit Ungeduld erwartet und sich, als sich diese Rückkehr von Stunde zu Stunde verzögerte, lebhafte Vorwürfe gemacht, daß er sich Urbilia gegenüber so nachgiebig bewiesen und sie mit Domna nach der Via Lata hatte gehen lassen.

Als der Abend herankam, ohne dem alten Manne die Tochter zu bringen, war dieser ganz fassungslos und brachte die Nacht schlaflos zu.

Er konnte sich die Sache nicht erklären und hatte

seine guten Gründe, der Verschwundenen nicht in Aufsehen erregender Weise nachzuforschen.

Wenn er seinen natürlichen Gefühlen hätte folgen wollen, so würde er sofort die ganze Plautinische Straße in Aufregung gebracht und die Behörden aufgerufen haben, ihm wieder zu seiner verlorenen Tochter zu verhelfen.

Er mußte seine ganze Ueberlegung und den Rest von Kaltblütigkeit, den ihm das räthselhafte und peinliche Vorkommniß gelassen, zusammennehmen, um sein Unglück nicht an die große Glocke zu hängen und die Lösung ruhig in der Plautinischen Straße abzuwarten. Denn in dem Augenblicke, wo er mit sich im Reinen war, daß er nicht die Behörden des abhanden gekommenen Kindes wegen in Bewegung setzen dürfe, sagte er sich auch, daß ihm jeder Anhaltspunkt, der Sache auf den Grund zu sehen, entschlüpft sei, da er nicht wußte, wo er anfangen sollte, seine Tochter zu suchen.

Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er sich erkundigte, ob Niemand bei dem gestrigen Triumphe ein Unfall zugestoßen sei, und daß er die öffentlichen Gebäude und Anstalten, in welchen die auf der Straße verunglückten Personen untergebracht zu werden pflegten, durchforschte.

Er war von dieser Recognoscirung, die natürlich

resultatlos geblieben, kaum am späten Nachmittag zurückgekehrt, als ihm ein Blatt Papier überreicht wurde, welches während seiner Abwesenheit in seiner Wohnung abgegeben worden war.

Das Blatt trug ihm unbekannte Schriftzüge zur Schau, enthielt jedoch die Aufforderung, seiner Tochter wegen außer Sorge zu sein; sie befinde sich in guten Händen und er werde sie wiedersehen.

So vag nun auch diese Versicherung war und so vielen Vermuthungen sie Raum gab, indem sie dem alten Manne namentlich die Wahrscheinlichkeit einer stattgefundenen Entführung nahe legte, so diente sie doch dazu, ihn in etwas zu beruhigen.

Er glaubte nun doch sicher zu sein, daß Urbilia noch lebe und daß ihr kein eigentliches Unglück zugestoßen sei.

Während er nicht aufhörte darüber nachzugrübeln, ob ihn seine Tochter mit Willen verlassen habe oder ob ihrem Verschwinden ein außerhalb ihrer Berechnung stehender Act zu Grunde liege, kam ihm jener junge Patricier in den Sinn, den der Nachbar Cotilius zu wiederholten Malen hatte in der Plautinischen Straße herumlungern sehen wollen.

Der junge Cavalier war ihm weder dem Namen noch dem Aussehen nach bekannt, aber er erinnerte sich,

daß Urbilia's Antlitz sich in tiefe Röthe getaucht hatte, als er am Tage des Pompejanischen Triumphs das Benehmen des Jünglings gegen sie zur Sprache gebracht.

Es war immerhin möglich, daß ein geheimes Einverständniß zwischen diesem und Urbilia bestanden und die letztere nur auf eine passende Gelegenheit gewartet habe, sich entführen zu lassen.

Mochte Epidius nun noch so sehr gegen sich selbst wüthen, daß er selbst ihr diese vielleicht heiß ersehnte Gelegenheit gegeben, es war zu spät und die Tochter ihm vorläufig entrückt.

Die Klugheit gebot ihm, seinen Nachbarn und Geschäftsgenossen das Verschwinden Urbilia's als ein natürliches darzustellen und aller Welt, die sich überhaupt dafür interessirte und danach fragte, das Märchen aufzubinden, daß seine Tochter eine Reise gemacht habe.

Aus seinen Speculationen über das seltsame Ereigniß, das so plötzlich sein Familienleben zerstört und sein Hauswesen auf zwei Augen gestellt hatte, denn Epidius war Wittwer und Urbilia sein einziges Kind, wurde er eines Tages durch die alarmirende Nachricht aufgerüttelt, daß der Dictator den Neffen des Marius auf die Proscriptionsliste gesetzt und die Schleifung

der Marianischen Siegesdenkmale und die Entweihung der bisher geschonten Asche des Marius angeordnet habe.

Diese Nachricht traf seltsamerweise den alten Epidius wie ein Donnerschlag und lenkte seine Gedanken selbst von seinem eigenen Familienjammer ab.

Er sah ungewöhnlich verstört und niedergeschlagen aus und war für sein Geschäft so gut wie verloren.

An dem Tage, wo die Kriegstrophäen des Marius fielen und des großen Feldherrn Asche in den Tiber gestreut wurde, hielt Epidius seine Boutique ganz geschlossen, um Zuschauer der vandalischen Acte sein zu können.

Und als dieselben unter dem Jubelgeschrei der Schmarotzer des Sulla in Scene gingen, ballte der alte Mann seine Faust in der Tasche, murmelte unverständliche Worte, die sich wie halbunterdrückte Flüche anhörten, und zwinkerte mit den Augen, um die Thränen zurückzudrängen, welche diese Augen feuchteten.

Fortan hatte er nur für einen Mann in Rom ein lebhaftes Interesse, und dieser eine war der Neffe des Marius, der eben durch den letzten Gewaltact Sulla's Gefahr lief, sein Vermögen und vielleicht sein Leben zu verlieren.

Er wollte zu Julius Cäsar dringen, aber er erfuhr,

daß derselbe unmittelbar nachdem über ihn die Acht ausgesprochen worden, Rom verlassen habe und daß Niemand wisse, wohin er sich gewendet. Er aber mußte mit Cäsar sprechen.

Cäsar im Glücke war für ihn eine vollkommen gleichgültige Person, Cäsar im Unglücke war für ihn eine Person von außerordentlicher Wichtigkeit.

Er, der sich bisher nicht viel um Cäsar's Vorleben gekümmert hatte, forschte diesem nun nach und erfuhr, daß Cäsar durch seine Vermählung mit Cinna's Tochter Sulla's fanatischen Haß auf sich geladen habe.

Ob Cäsar verheirathet war oder nicht, das zu wissen, daran wäre unter andern Umständen Epidius herzlich wenig gelegen gewesen.

Jetzt, wo ihm daran lag, Cäsar's Versteck um jeden Preis kennen zu lernen, gewann die Persönlichkeit der Gemahlin Cäsar's insofern eine Wichtigkeit für ihn, als er combinirte, daß unter allen Menschen Cäsar's Frau diejenige Person sein dürfte, welche am ehesten um das Versteck des Geächteten wüßte.

Auf directem Wege in den Besitz des Geheimnisses zu kommen, konnte Epidius natürlich nicht einfallen.

Es war vorauszusehen, daß Cäsar's Gemahlin Niemand anvertrauen würde, wohin sich Cäsar zurückgezogen habe.

List war also das Einzige, was hier zum Ziele führen konnte.

Epidius sagte sich ganz richtig, daß zwischen den beiden Gatten ein geheimer Verkehr stattfinden dürfte.

Der Vermittler dieses Verkehrs hatte den Schlüssel des Geheimnisses in der Hand, welches Epidius in diesem Augenblicke lebhafter beschäftigte als selbst das Schicksal seiner verschollenen Tochter.

Fortan bewachte Epidius förmlich das Haus, in welchem Cornelia wohnte und hatte die Genugthuung, in kurzer Zeit zu entdecken, daß jeden zweiten Tag ein und derselbe Mann in diesem Hause Zutritt fand, um es nach einigen Stunden wieder zu verlassen.

Epidius schloß sofort, daß dieser geheimnißvoll ab und zu gehende Mann den Briefwechsel zwischen den beiden Gatten vermittle.

Er heftete sich an seine Fersen, konnte aber weiter nichts herausbringen, als daß der Unbekannte unfern von Rom regelmäßig eine Gondel bestieg, die von vier Ruderern in Bewegung gesetzt wurde.

Es wäre Epidius vielleicht nicht unmöglich gewesen, den geheimnißvollen Boten den Tiber entlang zu verfolgen, aber diese Verfolgung hätte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit dessen erregt, dem sie gegolten, und denselben veranlaßt, außerordentliche Vorsichts-

maßregeln zu ergreifen, die Epidius leicht um alle Resultate des bisher Erforschten hätten bringen können.

Er beschloß daher dem Boten auf eine andere Art beizukommen.

Er erwartete ihn eines Tages in der Nähe der Stelle, von welcher aus jener den Wasserweg einzuschlagen pflegte, und als er, den Tiber stromauf rudernd, wirklich an der Stelle landete, gesellte er sich auf dem Wege nach Rom in harmloser Weise zu ihm.

Er spielte den unbefangenen Gesellen und veranlaßte ihn, in eine Schenke einzutreten, in welcher er den großmüthigen Bewirther in so umfassender Weise spielte, daß dem der glühenden Weine Süditaliens Ungewohnten bald die Sinne schwanden.

Er durchsuchte die Kleider des Berauschten und entdeckte den Brief, den dieser an Cornelia befördern sollte.

Mit seinem Funde ergriff er die Flucht, ohne das Erwachen des Boten abzuwarten, der, als er sich beraubt sah, auf dem Landwege nach Eretum zurückkehrte und sich Narcissus gegenüber, der den Vermittler der Correspondenz zwischen Cäsar und dem Boten spielte, mit der Ausflucht half, daß er den Brief verloren habe, weshalb er nach gemachter Entdeckung auf halbem Wege umgekehrt sei, ohne erst nach Rom zu gehen.

Narcissus, der natürlich den wahren Sachverhalt nicht kannte, aber doch durchblickte, daß er es betreffs der Angabe des Boten mit einer Lüge zu thun habe, nahm diese Lüge gläubig auf, um bei dem Boten nicht erst den Glauben aufkommen zu lassen, daß es ganz besonders wichtige Briefe gewesen seien, deren Besteller er gewesen.

Im Stillen beschloß er seine Maßregeln zu treffen und den unverlaßlichen Boten außer Thätigkeit zu setzen.

Epidius ersah aus dem Briefe, den er an sich gebracht hatte und unbestellt ließ, da er einmal erbrochen war, wo sich Cäsar aufhalte, und so kam es, daß er sich an demselben Tage nach Catilina's Villa bei Eretum auf den Weg machte, an welchem auch Cäsar's Gemahlin die innere Unruhe nach den sabinischen Vorbergen, die ihr Theuerstes umfaßten, trieb.

Neuntes Kapitel.

Der Freigelassene des Marius.

Da Epidius nicht von jener ängstlichen Rücksicht für Cäsar's Sicherheit beherrscht war wie Cornelia, welche die Nacht für die einzige passende Zeit hielt, um zu ihrem Gemahl zu reisen, so kam er auch vor Cornelia auf Catilina's Landsitz bei Eretum an.

Narcissus, welcher in seiner Fürsorge für Cäsar's Sicherheit sein Auge überall hatte und Jedem, der ab und zu ging, seine forschende Aufmerksamkeit zuwendete, empfing Epidius mit der Frage, wen er suche und welches Anliegen ihn nach Catilina's Besitzung führe.

„Ich suche den Mann, an welchem Catilina seine Gastfreundschaft übt!“ sagte Epidius. „Ich suche ihn in guter Absicht, denn ich bin ein Freigelassener des Marius und von einem solchen hat der Neffe des Marius nichts zu befürchten.“

Narcissus musterte den alten Mann, der sich in so eigenthümlicher Weise einführte, mit prüfendem Blicke, und da er ihm Vertrauen erweckend aussah, so sagte er:

„Ich will Dich melden, erwarte mich hier!"

Sobald Cäsar hörte, daß ihn ein Mann zu sprechen wünsche, der zu seinem Oheim in nahen Beziehungen gestanden, rief er erfreut und bewegt:

„Herein mit dem braven Manne, der dem Oheim gedient hat und sich des Neffen erinnert, der im Unglücke ist! Warum hast Du ihn nicht gleich mitgebracht?"

„Fürchtest Du nicht, Cäsar, daß der Fremde ein Spion sein könnte, der die Freundesmaske vornimmt, um Dich ausfindig zu machen?" wandte Narcissus besorgt ein. „Es ist vielleicht einer, den es nach den vierzigtausend Sesterzien gelüstet, die auf Deinen Kopf gesetzt sind! Wer weiß es? Wer kann dem Manne ins Herz sehen? Er hat vielleicht auf den Strauch geschlagen; er weiß nicht bestimmt, ob Du hier bist, und will sich dessen versichern. Noch können wir Dich verleugnen. Hat er aber den unumstößlichen Beweis, daß Du Dich hier aufhältst, und kommt er in feindlicher Absicht, so ist hier Deines Bleibens nicht mehr!"

„Ich danke Dir für Deine wohlmeinende Warnung,

Narcissus", rief Cäsar, „aber laß uns das Mißtrauen nicht zu weit treiben! Wie kannst Du mir zumuthen, meine Thür ängstlich einem Manne zu verschließen, der sich als ein Diener meines Oheims Marius bei mir einführt?"

Narcissus ging achselzuckend fort, um Epidius zu holen.

„Ich grüße Dich, Neffe des Marius!" sagte Epidius mit bewegter Stimme, sobald er eingetreten war und einen flüchtigen Blick auf Cäsar geworfen hatte, der ihm mit ausgestreckter Hand entgegenkam.

„Du dientest meinem Oheim — sei mir willkommen!" empfing Cäsar in herzlichem Tone den Unbekannten.

„Ich war vierzig Jahre um Marius, Herr", sagte Epidius mit gegen die Rührung ankämpfender Stimme; „erwäge danach, wie eng mich Gewohnheit an ihn binden mußte, wenn mich auch die Liebe nicht noch enger mit ihm verknüpft hätte! Ich zog mit ihm in den ersten Feldzug, den er mitmachte, und wich von da an nicht von seiner Seite, bis er den höchsten Gipfel des Glücks erklommen hatte!"

„Du warst dabei, als er sich die ersten Sporen verdiente?" fragte Cäsar lebhaft.

„Er hatte mich gekauft, als er in den spanischen

Krieg zog; er war dreiundzwanzig, ich dreizehn Jahre alt", entgegnete Epidius, indem sich etwas von dem längst erloschenen Jugendfeuer in seinen Augen zeigte. „Er brauchte einen Troßbuben und ich hielt ihm Pferd und Waffen so sauber, daß der strenge Scipio, unser Feldherr im numantinischen Feldzuge, beide belobte, als mein Herr eines Tages durch seine Tapferkeit die Aufmerksamkeit des Feldherrn auf sich gezogen hatte. Ich pflegte ihn, als er verwundet im Lager lag, und ging mit ihm, nachdem er seinen ehrenvollen Abschied genommen, auf Reisen nach Asien und Afrika, in welchen Welttheilen er Handelsverbindungen anknüpfte, da sein Herz nach Ehre dürstete und die Adelspartei, die in Rom herrschte, dem Grundsatze huldigte, daß Ehre ohne Geld nicht zu erlangen sei."

„Ist es denn heute anders, trotzdem das Leben eines Marius zwischen damals und heute fällt?" warf Cäsar mit bitterem Lächeln ein. „Sobald das Geld da war, fanden sich auch die Ehrenstellen, nicht wahr?"

„So ist's, Herr!" gab Epidius zu. „Der arme Marius mußte Krämer werden, der durch das Krämerhandwerk reich gewordene Marius wurde Prätor, Consul, Proconsul und focht bald in Spanien und Afrika als ruhmreicher Feldherr. Ich war dabei, ich war immer sein Troßbube, sein Leibdiener. Er war mir

ein guter Herr — wem wäre er das nicht gewesen? Er war ja selbst aus dem Volke und liebte das Volk! Das konnten ihm freilich die adligen Herren nicht vergessen! Weil er nicht griechisch sprach, in griechischen Komödien nicht gähnte und seine Haare nicht parfümirte, darum nannten sie ihn einen Bauer und lachten und witzelten über ihn! Aber er hat ihnen ihr Lachen und ihre Witzeleien heimgezahlt!"

Epidius' Augen funkelten, als er so sprach.

Cäsar sah ihn wohlgefällig an und drückte dankbar seine Hand.

„Und wie ängstlich sahen sich die nach ihm um, die noch die Lippen vom Lachen über ihn verzogen hatten, als der Schrei durch Rom ging: Die Deutschen, die Cimbern sind da!" fuhr Epidius fort. „Wie fragten sie alle: Wo ist Marius? Wie schrieen sie in den Gassen, auf den Foren und im Senate: Marius, schütze uns, rette uns vor den Barbaren! Hei, war das ein Tanz, als die adligen Generale Carbo, Silanus, Longinus und Scaurus hinter einander geschlagen wurden! Scaurus glaubte sein adliges Maul nur aufthun und den Cimbern rathen zu dürfen, sich nicht nach Italien zu wagen, flugs hatte ihn der Cimbernkönig Bojorix beim Genick und machte ihm mit eigenen Händen den Garaus. Aber was war das Alles gegen den Schandtag von Arausio, wo, während sich die

adligen Feldherren Manlius und Cäpio noch um den Oberbefehl stritten, Bojorix zuerst über den einen, dann über den andern herfiel, daß nach drei Tagen unser immenses Heer bis auf zehn Mann niedergemacht war, die sich über den Fluß gerettet hatten, durch den die klugen Adelsmarschälle sich den Rücken gedeckt zu haben glaubten!"

„Verweile nicht bei diesem entsetzensvollen Tage, der achtzigtausend römischen Soldaten und vierzigtausend Troßbuben das Leben kostete!" rief Cäsar, sein Antlitz verhüllend, in schmerzlichem Tone. „Alle Siege meines Oheims waren kaum im Stande, die gewaltige Schmach dieses mörderischen Tages wegzutilgen!"

„Und jetzt kamen wir!" nahm Epidius den Faden seiner Schilderung in fast triumphirendem Tone wieder auf. „Auf den durch Cäpio entweihten consularischen Stuhl wurde mein Herr gesetzt und von Afrika ging es mit Sturmeseile nach Gallien gegen die Cimbern und Deutschen! Sie haben ihn später verhöhnt, weil er den Zug von Afrika ins Cimbernland dem Zuge des Bacchus von Erdtheil zu Erdtheil verglich und sich für seinen Gebrauch einen Becher nach dem Muster des bacchischen anfertigen ließ — sie hatten leicht höhnen, sie waren nicht mit dabei, als es nach Gallien ging und unsere Soldaten zu zittern anfingen, wenn nur der Name Cimbern und Deutsche ausgesprochen wurde!"

„Das Volk hat ihn nie gehöhnt!“ verbesserte Cäsar Epidius. „Das Volk nannte ihn im richtigen Instinkte den zweiten Romulus, den zweiten Curtius, denn hatte er sich nicht wie Curtius in den offenen Abgrund gestürzt, um Rom zu retten?“

„Ich ging mit von Afrika nach Gallien“, nahm Epidius wieder mit Eifer das Wort; „ich trug ihm seinen Schild, umgürtete ihn mit den Schwerte und nestelte ihm den Helm fest. Ich war dabei, als er den Legionen die alten Feldzeichen, den Wolf, den Stier, den Eber und das Roß nahm und ihnen die silbernen Adler gab, als er ausrief: Cäpio hat die alten Feldzeichen in Mißcredit gebracht, ihr müßt unter neuen fechten. Zeigt den Cimbern die Adler und wehe der Legion, die sich ihren Adler nehmen läßt!“

„Er hat sie wieder zu Ehren gebracht, die geschändeten römischen Feldzeichen!“ rief Cäsar begeistert.

„Er hat sie zu Ehren gebracht an dem heißesten aller Tage, die ich an seiner Seite verlebt habe“, gab Epidius mit einer ernsten Kopfneigung zu. „Er erwartete den Feind im wohlbefestigten Lager, weil er den neuen Truppen nicht traute. Die schweren thrazischen Reiter, die leichten afrikanischen Berittenen, die leichthändigen balearischen Schleuderer und die kräftig einherschreitenden Ligurer hatten sich andern Feinden

gegenüber trefflich bewährt, den Barbaren gegenüber war aber ebenso wenig auf sie zu rechnen wie auf das junge Rekrutenvolk. Sie brauchten Schanzen, um sich erst auf den neuen Krieg mit den Wilden einzuüben; hinter diesen Schanzen schulten sie sich zu Löwen. Marius erfocht den ersten Sieg gegen die Deutschen, indem er in dreitägiger Sturmschlacht sein Lager gegen ihren Anprall behauptete. Der fruchtlosen Angriffe müde, zogen sich die Deutschen zurück und an uns vorüber nach Italien. Marius ließ sie ruhig ziehen, nahm ruhig ihre Spottreden hin, ihre Fragen, ob wir nicht Aufträge hätten an unsere Frauen daheim? Einmal, als wieder das Hohnwort herübertönte, beugte sich der Feldherr zu mir nieder und sagte mit fester Zuversicht: Meine Frau sollen sie mir nicht grüßen. O Cäsar, Du weißt nicht, wie hoch Marius seine Gemahlin, Deine edle Tante Julia hielt, wie er es ihr nie vergaß, daß sie, die ihre Abkunft von Königen und Göttern herleitete, sich zu ihm herabgelassen hatte!"

„Er hat sie verdient!" unterbrach Cäsar tief ergriffen den alten Mann.

„Ich habe des Marius zärtliche Sorge für Julia gesehen", fuhr Epidius fort, „ich habe seine Seufzer gehört, ich habe ihn das Schicksal mit Vorwürfen überhäufen hören, daß es ihn immer wieder von

Julia trenne, ich allein weiß, wie werth ihm sein Weib war. Als er Schritt vor Schritt, Tagereise um Tagereise den Deutschen folgte, unausgesetzt über Combinationen sinnend, den Feind zu fassen und zu vernichten, blieb ihm doch immer noch Zeit übrig, sich mit Julia zu befassen. Oft am Abend, wenn ich ihm das Schwert vom Körper löste, sagte er zu mir mit von Zärtlichkeit geschwellter Stimme: Wir nähern uns Julia."

„Mein edler Oheim!" flüsterte Cäsar gerührt.

„Einmal geriethen die Deutschen mit unserer Vorhut ins Handgemenge beim Wasserschöpfen, da kam es über Marius wie eine Inspiration. Er ließ Martha die Chaldäerin rufen, auf deren Rath er mehr hörte als auf seinen Kriegsrath, und fragte sie mehr mit dem Blicke als mit Worten, ob er losschlagen solle. Und als Martha bejahend nickte, befahl er den Angriff. Zu mir sagte er: Du wirst heute nicht neben mir kämpfen, ich brauche Jemand, der mir den Troß zusammenhält. Du wirst hingehen und dafür sorgen, daß sie nicht fliehen; den ersten, der sich vor dem Feinde fürchtet, haue nieder. So kam ich am Tage von Aquä Sextiä zum Troß, den der Feldherr in einem waldigen Verstecke hatte Stellung nehmen lassen, um den immer noch Furchtsamen den Anblick des Feindes möglichst zu entziehen."

„O eile, von dem ruhmreichsten aller Tage zu sprechen“, drängte Cäsar in fast fieberhafter Spannung.

„Es war ein furchtbares Ringen — die Deutschen standen stundenlang wie die Mauern — immer neue Truppen führt Marius ins Gefecht — die Sonne, welche die Kräfte der Feinde lähmt, die bisher gewohnt waren, ihre Schlachten unter rauherem Himmel zu schlagen, wird sein Bundesgenosse, und o Glück, mir wird es beschieden, meinem erhabenen Feldherrn einen Dienst erweisen zu können! Ich führe den Troß aus dem Walde in die freie Lichtung und zeige ihm den Feind, der uns, in ein heißes Gefecht verwickelt, den Rücken zukehrt. Wir können durch eine Kriegslist seine geschlossenen Reihen zum Wanken bringen, sage ich zu den Tausenden, die mich umstanden — habt ihr Muth? Die Troßbuben kennen mich, hoffen, daß ich sie dem Feldherrn rühmen werde, bezwingen ihre Furcht vor den wild aussehenden Feinden und bejahen meine Frage. Auf denn! schreie ich und stürze mich, ein wildes Geheul erhebend, von dem bewaldeten Berge gegen die Deutschen. Tausend Troßbuben folgen meinem Beispiel. Unter entsetzlichem Geheul wälzt sich die Schaar auf die Deutschen zu, welche stutzen, nicht wissen, wohin sie ihr Augenmerk richten sollen, ob nach vorn oder nach hinten; ihre Reihen lösen sich, Marius

führt einen entscheidenden Stoß — die Schlacht ist entschieden. Am Abend gibt es kein deutsches Heer mehr, Teutobod, der deutsche Heerführer, ist in unserer Gewalt."

„Heil Marius, dem Sieger von Aquä Sextiä!" rief Cäsar feurig.

„So rief das ganze Heer, so riefen Volk und Senat!" ergänzte Epidius. „Und mit noch schönern Worten lockte Julia, aber Marius folgte, so sehr er auch Julia liebte, doch nicht der süßen Lockung und noch weniger der nicht minder süßen Lockung des Triumphs. Ich muß erst noch die Cimbern schlagen, sagte er, ehe ich meinen Triumph halte und meine Julia in die Arme schließe. Mir aber gab er am Abend der Schlacht die Freiheit und schickte mich an Julia nach Rom. In meiner Begleitung waren Teutobod's Frauen und Töchter, die bestimmt waren, Julia's Sklavinnen zu werden."

„Du hast also den Sieg über die Cimbern nicht mitgemacht?" forschte Cäsar.

Epidius schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Marius stattete mich nach dem Tage von Aquä Sextiä reichlich mit Geld aus und befahl mir das Leben zu genießen. Du hast mir treu gedient, sagte er zu mir, gehe jetzt heim und thue etwas für Dich;

ich bin im Glücke und kann Deiner entrathen; der Glückliche hat Freunde und Diener genug. Geh und komme wieder, wenn mir das Glück den Rücken kehren sollte und Du mir dann noch einige Anhänglichkeit bewahrt hast! Ich folgte dem Befehle, und während Marius den Cimbernkönig Bojorix fing und sein Heer vernichtete, daß bald von den riesigen Heeren der Deutschen und Cimbern nichts übrig geblieben war als eine Handvoll Gefangener, die auf den Skavenmarkt in Rom wanderten, ging ich die Wege, die mein Herr einst gegangen war. Ich wurde Kaufmann, speculirte glücklich und mein Reichthum vermehrte sich von Tag zu Tag, da auch das Weib, das ich mir genommen, zu Hause den Wohlstand mehren half. Die Götter mögen es ihr lohnen, was sie Gutes an mir gethan! Leider starb sie mir viel zu früh und ließ mich mit meiner Tochter Urbilia hülflos in der Welt zurück."

„Urbilia heißt Deine Tochter?" rief Cäsar überrascht und von einer süßen Erinnerung befangen. „Urbilia — ich liebe den Namen, er kommt mir schöner vor als jeder andere Name!"

„Ich habe ihn in der letzten Zeit hassen gelernt!" sagte Epidius finster. „Aber das gehört nicht hierher. Ich muß Dir nun noch mittheilen, wie ich wieder zu

Marius kam. Ich brauche Dir nicht ins Gedächtniß zurückzurufen, wie der Retter Roms zum unsaglichen Verdruß der Adelspartei fünfmal hinter einander Consul wurde, wie er mit Sulla, seinem ehemaligen Unteroffizier und nunmehrigen Parteigänger des Adels, zerfiel und es dahin brachte, daß ihm an Stelle des abzuberufenden Sulla der Oberbefehl in Asien gegen Mithridates übertragen wurde."

„Wohl brauchst Du mich nicht daran zu erinnern!" fiel Cäsar dem Alten in die Rede, um tief aufseufzend, als drückten ihn schmerzliche Reminiscenzen, fortzufahren: „Ich war damals wohl noch ein Knabe, aber ein unsaglicher Haß gegen Sulla erfaßte mich, als die Kunde in Rom anlangte, Sulla widersetze sich seiner Abberufung, habe die Tribunen, die ihm dieselbe zu melden hatten, von seinen Soldaten in Stücke hauen lassen und rücke mit seinen Legionen gegen Rom. Ich höre noch den Aufschrei des Volkes: Sulla ist vor den Thoren, Sulla hat die heilige Ringmauer, die bisher jedem Friedensbrecher eindringlich Halt geboten hatte, nicht respectirt, Sulla rückt ein! Ja, er war da, er ritt seiner Soldateska voran und schwang selbst eine brennende Fackel in der Hand, um anzudeuten, daß er Rom an allen vier Ecken anzünden wolle, wenn man ihn den Weg versperre! Ich sehe trotzdem

die Steine fliegen gegen seine weinberauschten Soldaten, ich sehe Marius die Bürger gegen ihn ins Treffen führen, aber die Bürger fliehen und als Marius den Sklaven, die gegen Sulla fechten würden, die Freiheit verspricht, treten nur drei Kampflustige vor! Das Volk läßt den Helden von Aquä Sextiä schmählich im Stiche!"

„An diesem Tage, in dieser kritischen Stunde war es, wo ich mein Schicksal wieder an das meines ehemaligen Herrn knüpfte!" nahm der Alte von neuem mit großer Lebhaftigkeit das Wort. „Ich sah Marius in Gefahr schweben und wurde wieder sein Troßbube. Ich vergrub in Hast mein Vermögen in die Keller meines Hauses, schloß mein Geschäft, übergab mein Kind sichern Händen und kam noch rechtzeitig, um mit meinem geschlagenen Feldherrn durch ein von den Sullanern noch nicht besetztes Thor aus Rom zu entschlüpfen. Wir liefen um unser Leben, mein Feldherr und ich. Die Reiter Sulla's waren hinter uns; wären sie nicht zufällig auf den Tribun Sulpicius gestoßen und hätten sie diesen nicht auf Sulla's Befehl um einen Kopf kürzer zu machen gehabt, wir wären ihnen nicht entgangen. So aber gewannen wir einen Vorsprung und schifften uns in Ostia ein, während Sulla des Sulpicius Kopf auf die Rednerbühne des römischen

Forums heften ließ. Welch eine Flucht war das! Die Feinde hinter uns, den Sturmwind in unsern Segeln, mit zerschelltem Maste, ausgehungert landeten wir bei Circei. Alle Freunde und Anhänger waren von uns gewichen, das: Rette sich, wer kann! war das Losungswort aller. Halb führte, halb trug ich den Feldherrn von Ort zu Ort, am Ufer mich haltend, denn Marius wollte lieber ins Meer springen, als sich fangen lassen."

„Welch eine Lage!" murmelte Cäsar entsetzt.

„Hunger trieb uns nach Minturnä", setzte Epidius mit leiser Stimme seine Erzählung der Leiden des Marius fort, die ihn selbst so angriff, daß er vor Aufregung zitterte. „Aber als der Feldherr das Brod, das ihm mitleidsvolle Seelen geschenkt, ohne ihn zu kennen, an die Lippen führt, erblickt er Sulla's Reiter, die von einem Hügel ausspähen. Er ist nicht zu halten, und er, der den Cimbern und den Deutschen unerschrocken ins Auge geschaut, läuft dem Meere zu, hungrig wie er war. Hätte nicht zufällig ein Schiff an der Mündung des Garigliano gelegen, er hätte sich ins Meer gestürzt. Das Schiff nimmt ihn zwar auf, setzt ihn aber wieder ans Land, sobald der Kapitän erfährt, wer der Flüchtling sei. Niemand will es mit Sulla verderben!"

„Die Elenden!“ murmelte Cäsar zähneknirschend.

„Ich schleppe Marius, der sich vor Ermüdung nicht mehr auf den Beinen halten kann, in das Schilf, welches aus dem sumpfigen Ufer von Minturnä hervorwächst“, fuhr Epidius fast athemlos hastend fort; „ich wühle ihn bis zum Gürtel in den Sumpf ein, indem ich ein Loch um seinen Körper mit den Händen grabe, sein Haupt decke ich mit Schilf und sehe ihn einschlafen vor Erschöpfung. Aber der Späherblick der Feinde vereitelt alle meine Anstrengungen, meinen geliebten Herrn zu retten. Man umzingelt uns, schleppt uns in die Stadt, wirft uns ins Gefängniß, kaum daß mir inständige Bitten die Vergünstigung erwirken, bei meinem Herrn bleiben zu dürfen. Da, in diesem Gefängniß von Minturnä war es“, flüsterte Epidius mit vor Bewegung fast erstickter Stimme, „wo mir Marius Grüße an sein Weib ins Ohr seufzte, vermeinend, es seien die letzten, die er ihr senden würde. Wenn Du mich überlebst, sagte er mit bebender Stimme zu mir, so suche Julia auf und sage ihr, daß sie mein letzter Gedanke war, und kannst Du etwas für sie oder einen meiner Verwandten und Freunde thun, so thu's! Dabei sah er mich wie flehend an und Thränen standen in seinen Augen; aus den meinen stürzten sie in Strömen. Auf unsere Köpfe träufelte die Feuchtigkeit des

ausschwitzenden Steins und wir standen bis über die Knöchel im Schlammwasser, denn das Gefängniß, in das man uns gesteckt, war eine unter der Höhe des Meeres liegende Felsenhöhle. Ich gelobte in des Feldherrn Hand, zu thun, wie er gewünscht, und noch war mein Schwur nicht verhallt, da blicke ich in Augen, in Augen, ich werde diese Augen nie vergessen! Sie gehörten einem Cimber, den man ausgesandt, Marius zu tödten. Aber diesen funkelnden Augen begegneten zwei andere, die bestimmt schienen, das blitzartige Leuchten der erstern auszulöschen. Lange wurzelten die beiden Augenpaare in einander, Marius hatte die ihm drohende Gefahr erschaut, war dem ausgesandten Mörder furchtlos entgegengetreten und hatte ihm mit einer donnerähnlichen Stimme zugerufen: Bist Du der Mann, der den Marius tödten soll? Und nun geschah das Unerhörte. Wie der Cimber die mächtige Stimme hört, die er von Vercellä her kannte, wo Marius seine Landsleute in wilder Schlacht zerdrückt, wie man eine lästige Fliege zerdrückt, da fängt er an zu zittern, wirft das Schwert weg und flieht. Die Thür läßt er offen und durch diese offene Thür verläßt Marius unangefochten den Kerker, denn die Minturner lassen ihn nun ziehen. Wie wollten sie fürder dem etwas anhaben, den selbst der wilde

Cimber geschont, der doch in ihm den Ueberwinder seines Volkes haßte? Ich klammerte mich an die Fersen des Feldherrn, wir gewannen die offene See und landeten bei Karthago."

„Ich sehe ihn im Geiste auf den Trümmern Karthagos umherirren, den edlen, unglücklichen Greis!" fiel Cäsar dem Freigelassenen in die Rede und hemmte die Thränen nicht, die ihm das Auge füllten.

„Wieder hetzte man uns wie wilde Thiere, vertrieb uns selbst aus Karthagos Ruinen und jagte uns auf die numidische Sandküste, wo uns der perfide König zuerst in Sicherheit einzulullen, dann zu fangen suchte, um des Marius Kopf als Empfehlungsbrief in Rom zu benutzen. Ein Nomadenleben war's, das wir führten, ich meines Herrn einziger Begleiter. Da traf diesen die Kunde, daß Sulla vollauf in Asien beschäftigt sei, wohin er sich kurze Zeit nach der Einnahme Roms wieder begeben hatte. Von einem großen Gedanken erfaßt, sendet mich Marius an den Consul Cinna nach Rom, welcher der Volkspartei angehört, während sein College Octavius die Adelspartei vertritt. Es gelingt mir, Rom unangefochten zu erreichen, Cinna zu sprechen, ihm des Marius Aufforderung, die Sullanische Herrschaft in Rom zu stürzen, während Sulla in Asien beschäftigt ist, zuzuflüstern. Cinna läßt

es sich nicht zweimal sagen, er erhebt die Fahne des Aufstandes, wird überwunden, Octavius läßt zehntausend seiner Anhänger über die Klinge springen, taucht Rom in ein Blutmeer, aber schon arbeitet die Rachegöttin; dem fliehenden Cinna gesellt sich Marius zu, der mit fünfhundert Reitern Numidien verlassen hatte. Er marschirt auf Rom, sein Haufe schwillt an, aus fünfhundert Begleitern werden im Handumdrehen fünftausend, fünfzigtausend. Wo der Name Marius ertönt, da laufen die Soldaten, die Bürger haufenweise herbei; der Feldarbeiter verläßt den Acker, um dem silbernen Adler des Marius zu folgen, und ehe vier Wochen verflossen sind, glänzt dieser Adler auf dem Capitol."

„Und Du, was machtest Du in den Tagen der wiederhergestellten Herrschaft meines Oheims?" erkundigte sich Cäsar neugierig, da ihm das Schicksal des treuen Dieners und Waffengefährten des Marius große Theilnahme einflößte.

„Ich kehrte wieder zu meinen friedlichen Geschäften zurück, denn Marius war im Glücke und brauchte mich nicht mehr. Ich benutzte mein bereits gesammeltes Vermögen, um die Güter der von Marius und Cinna geächteten Adligen zu kaufen. Aber ich war vorsichtig und verkaufte die von mir erstandenen Güter gleich

wieder mit Vortheil. Der Adel konnte ja wieder zur Gewalt kommen und ich war dann ein geschlagener Mann!"

„Deine Voraussicht hat sich bewährt!" warf Cäsar in düsterem Tone ein.

„Es war ein Glück, daß ich mich in stiller Verborgenheit gehalten und gleichsam incognito gearbeitet hatte! Marius starb wohl im Glücke, aber welche Zeit kam dann! Sulla kehrte wieder, Rom wurde ein Schlachtfeld, der Sohn des Marius stürzte sich geschlagen in sein eigenes Schwert, Cinna mordeten die eigenen Soldaten."

„Was rufst Du mir meines Schwiegervaters trauriges Ende ins Gedächtniß!" wehrte Cäsar mit schmerzlicher Betonung den Erzähler ab.

„Verzeihe, daß ich Ereignisse berührte, an die Du nicht gemahnt sein magst. Und doch konnte ich sie nicht umgehen, denn sie bilden eine Brücke zu dem, was mich eigentlich zu Dir geführt hat, edler Cäsar. In den Tagen, wo des edlen Marius Haus wankte, ging ich zu Julia, seiner Wittwe, und fragte sie unter Thränen, ob ich ihr irgendwie von Nutzen sein könnte. Sie aber sagte mit hoheitsvollem Blicke, daß sie mir vorkam wie eine Niobe, wie die Niobe Roms: Mein Unglück ist zu groß, als daß mir Jemand helfen könnte.

Geh hin und sorge für Dich selbst. So ging ich denn hin, vergrub meine Schätze, vergrub mich selbst in eine Straße Roms, in der man mich nicht kannte und aus der ich nie herauskam. Ich nahm einen andern Namen an, denn nicht Epidius ist der Name, unter dem ich Marius diente und den ich bis zu der letzten Katastrophe geführt, die Sulla wieder ans Ruder brachte. Ich kaufte mir ein kleines Haus in der Plautinischen Straße —"

„In der Plautinischen Straße?" dehnte Cäsar überrascht und wollte schon hinzusetzen: „Und Deine Tochter heißt Urbilia?" als er sich noch rechtzeitig besann und an sich hielt.

Der Alte, der keinen besondern Sinn hinter Cäsar's Frage witterte, nickte mit dem Kopfe und fuhr harmlos fort:

„Errichtete in diesem Hause ein kleines Geschäft, welches geeignet war, eher die Aufmerksamkeit der Welt von mir abzulenken, als sie anzuziehen, benutzte meine Tochter Urbilia zur Hütung der babylonischen Stoffe, mit denen ich handelte —"

„Mit babylonischen Stoffen handeltest Du also in der Plautinischen Straße?" murmelte Cäsar fast verstört und von großer Unruhe befallen.

Es schien ihm fortan zweifellos, daß er in dem

Freigelassenen des Marius den Vater Urbilia's vor sich habe, denn die Dinge klappten zu sehr.

Er hatte Urbilia kennen gelernt, als sie in der Plautinischen Straße die babylonischen Kleiderstoffe gehütet. Es hätte also mit seltsamen Dingen zugehen müssen, wenn Urbilia, seine Geliebte, nicht Urbilia, die Tochter des Mannes, der vor ihm stand, hätte sein sollen.

Dabei schien es, daß dieser Mann durchaus nicht in einer feindseligen Absicht gekommen sei, und überhaupt keine Idee davon habe, daß sich Urbilia in Cäsar's Händen befinde.

Um über einen Punkt, der ihn lebhaft beschäftigte, ins Reine zu kommen, setzte er zu seiner früher wie absichtslos hingeworfenen Frage noch hinzu:

„Urbilia hütet Dir wohl auch jetzt noch Deine Schätze, während Du mich aus einer Ursache, die Du mir noch nicht genau angabst, besuchst?“

„Ich weiß seit acht Wochen nichts von Urbilia!“ sagte Epidius in zwischen Traurigkeit und Verdruß schwankender Stimmung. „Ich weiß nicht, lebt sie noch, ist sie todt, ist ihr ein Unglück zugestoßen, hat man sich ihrer bemächtigt — eines Tages ging sie fort von mir, allerdings mit meiner Erlaubniß, und kam nicht wieder. Vielleicht hat man mir mein einziges Kind

gestohlen, vielleicht hat es mich auch freiwillig verlassen."

Cäsar, der jetzt die Gewißheit hatte, die er gesucht, fühlte sich dem Vater Urbilia's gegenüber gedrückt.

Es war weniger die Furcht, daß Epidius seinem Kinde hier begegnen könnte, die ihn beschäftigte und verstimmte, als der Gedanke, daß er dem Manne, der ein so treuer Diener seines Oheims gewesen und ihn selbst in anscheinend wohlwollender Absicht aufgesucht, sein Kind weggenommen habe.

„Aber nicht von meiner Tochter wollte ich sprechen, sondern von Dir, edler Cäsar!" sagte Epidius, sich aus seinen düstern Gedanken aufraffend. „Als ich hörte, daß der Neffe des Marius ins Unglück gerathen sei, weil er an den Marianischen Traditionen festhielt, weil er sich vor Sulla nicht beugte und es wagte, Cinna's Tochter zu heirathen, da kam mir das Wort in den Sinn, das Marius im Gefängniß von Minturnä im Angesichte des fast sichern Todes an mich gerichtet, das Wort: Kannst Du etwas für meine Verwandten thun, so thue es. Und das Wort ließ mich nicht ruhig schlafen, ließ mich Dich suchen, wie eine Mutter nur ihr verlorenes Kind suchen kann, und nun ich Dich gefunden habe, so sage ich zu Dir: Neffe des großen Marius, Dein Oheim soll nicht umsonst sein Vertrauen

in mich gesetzt haben. Du bist arm, nimm meine Schätze, nimm sie und fliehe mit ihnen aus Italien, wo Du des Lebens nicht sicher bist. Ich kenne von meinen Zügen mit Marius her jeden Schlupfwinkel in diesem Italien, ich will Dich führen und in Sicherheit bringen! Während Sulla glaubt, Dir Alles genommen zu haben, während er, wie neuestens verlautet, durch einen unerhörten Gewaltact selbst die Einnahmen aus dem Vermögen Deiner Gemahlin mit Sequester belegen will, sollst Du im Ueberflusse leben und ich will dafür sorgen, daß Dir Deine Güter nicht verloren gehen!"

Cäsar wußte nicht, wie ihm war, er schämte sich bis in die tiefste Seele und fühlte sich klein und gedemüthigt dem einfachen Manne gegenüber, der glühende Kohlen auf sein Haupt sammelte.

Was ihn, wenn er sich dem Manne gegenüber frei und rein gefühlt, mit inniger Freude erfüllt haben würde, das drückte ihn jetzt so, daß er kaum aufzuschauen wagte.

Er hatte diesem armen Manne seine theuerste Habe, sein Kind gestohlen, und der Mann stand nun da, um ihm mit edler Uneigennützigkeit seine Reichthümer zur Verfügung zu stellen.

„Was willst Du thun, Epidius?" stammelte Cäsar unsicher und verlegen.

„Den Neffen des Marius will ich in den Stand setzen, seine Mission zu erfüllen, früher oder später!“ sagte Epidius ernst. „Eine heilige Schuld will ich an dem großen Todten abtragen, dem ich Alles verdanke, was ich habe; will mich der Erbe des Marius daran hindern, wenn ich im Geiste des Marius handle?“

„Du weißt nicht, was Du thust, Epidius!“ stammelte Cäsar.

„Wohl weiß ich es!“ rief Epidius, der den Sinn des Ausrufs natürlich nicht verstand. „Und Du darfst nicht einmal meine Hand von Dir weisen, Du mußt Dich für Rom erhalten, denn Rom hofft auf den Neffen, auf den Erben des Marius!“

„Meinst Du?“ rief Cäsar, sich dem innern Zwiespalts entreißend und freier aufblickend.

„Rom erwartet etwas von dem Neffen des Marius!“ fuhr Epidius in fast feierlichem Tone fort. „Willst Du die Erwartungen des Volkes täuschen?“

„Nein, nein, die Götter mögen es verhüten! Ich weiß nicht, wie ich Dir danken soll, Epidius. Laß uns überlegen, was zu thun ist, was uns allen frommt!“

Zehntes Kapitel.

Gefahr über Gefahr.

Während dieser Unterredung, welche Cäsar mit Epidius hatte, war es Abend geworden.

Ein Geräusch an der Thür störte plötzlich die Stille des Gemachs.

Cäsar, der sein Antlitz der Thür zuwendete, erblickte Narcissus, der eben eingetreten war.

Er glaubte, daß der Vertraute blos komme, um das Gemach zu erleuchten, und wollte das Gespräch mit Epidius wieder aufnehmen, als Narcissus sagte:

„Mein Herr ist da, Cäsar!“

„Willkommen!“ rief Cäsar erfreut und setzte heiter hinzu: „Kann es einen glücklichern Menschen geben als mich? Sonst sieht sich der Unglückliche von seinen Freunden verlassen, mir Beneidenswerthem führt aber jede Stunde neue Freunde zu!“

Narcissus zögerte das Zimmer zu verlassen und sagte mit einem Blicke auf Epidius:

„Ich glaube, daß es wichtige Dinge sind, welche Dir mein Herr mitzutheilen hat!“

„Er mag nicht zögern, sie mir zu vertrauen. Dieser edle Mann wird dem Geheimnisse nicht gefährlich werden!“ fertigte Cäsar den um seine Sicherheit besorgten Narcissus ab.

„Der Mann, der eben fortging, sprach von Catilina?“ forschte Epidius, nachdem Narcissus verschwunden war.

Als Cäsar die Frage bejaht hatte, fuhr Epidius fort:

„Ich glaube, daß Dein guter Stern Deinen Freund Catilina hierherführt! Er wie kein Anderer ist im Stande, Dir Dein Vermögen zu erhalten!“

„Wie meinst Du das?“

„Er ist auch Sulla's Freund und Parteigänger und wird leichtes Spiel haben, wenn er auf Deine Güter bietet. Andere Käufer werden vor dem Günstlinge Sulla's zurücktreten, und Deine Güter werden ihm zu einem billigen Preise zufallen!“

Cäsar konnte sich des Lachens nicht enthalten.

„Catilina Käufer meiner Güter!“ rief er heiter. „Welche barocke Idee! Du scheinst es jetzt auf meine

Erheiterung abgesehen zu haben, nachdem Du früher auf meine Rührung hingearbeitet! Geh zu Sulla und verkaufe ihm die Idee für eins seiner Lustspiele; sie ist köstlich und stimmt ihn vielleicht so heiter, daß er mich wieder zu Gnaden aufnimmt! Catilina, der nichts als Schulden hat, soll meine Güter kaufen! Herrlich!"

Epidius ließ Cäsar sich an der Idee, die ihm so grotesk vorkam, noch einen Augenblick weiden und sagte dann:

„Du vergißt, Cäsar, daß ich gekommen bin, um Deinen Freunden die Mittel an die Hand zu geben, Deine Güter an sich zu bringen, damit Du selbst sie wieder im rechten Augenblick von ihnen entgegennehmen kannst!"

Cäsar's gute Laune war mit einem Male dahin und das Gefühl der Beschämung, das ihn schon früher einen Augenblick beherrscht hatte, gewann wieder die Oberhand.

„Du wolltest in der That Dein Geld dazu hergeben, um Catilina in den Stand zu setzen, meine Güter zu kaufen?" stammelte er unter Erröthen. „Willst Du Dich denn zum Bettler machen meinetwegen, mit der einen Hand mich aus Italien führen und mich bereichern, damit ich ein meiner würdiges Leben führen könne, und mit der andern meine

Freunde bereichern, damit sie meine Habe in Rom retten?"

„Ich kann nicht zu viel thun für den Neffen und Erben des Marius. Mein Vermögen ist das Deine, nimm es. Ich wäre ein Elender, wenn ich meine Reichthümer, die Reichthümer, die ich Deinem Oheim verdanke, vergraben wollte, während Du darbst und leidest! Laß mich die Angelegenheit mit Catilina selbst in Ordnung bringen; hier kommt er schon!"

In der That trat Catilina eben ein und näherte sich mit seinem trägen und schleppenden Gange Cäsar, indem er Epidius mit einem mißtrauischen Blicke streifte.

„Du hast Gesellschaft, Cäsar?" warf er hin.

„Ehe Du kamst, war ein Freund bei mir, jetzt umgeben mich deren zwei!" sagte Cäsar ernst.

„Dein Wort beruhigt mich über diesen guten Mann, den ich nicht kenne!" rief Catilina. „Ich bin gekommen, Dir anzukündigen, Cäsar, daß Du mein Haus noch heute verlassen mußt. Du bist nicht mehr sicher in demselben."

„Was ist vorgefallen?" fragte Cäsar, während Epidius Catilina verstört musterte.

„Sulla weiß, wo Du bist, und weiß er es nicht, so vermuthet er es doch!" entgegnete Catilina. „Ich

war heute so unvorsichtig, ein Wort zu Deinen Gunsten zu sprechen. Es hat leider nicht mir, wohl aber Dir geschadet. Denn Sulla sah mich durchdringend an und sagte: Nächstens lasse ich mir Cäsar holen, ich habe ihn bisher noch nicht ernstlich suchen lassen. Da Du Dich seiner annimmst, wirst Du mir seine Adresse geben können!"

„Fliehe, Cäsar!" rief Epidius entsetzt. „Halte Dich einige Tage in den nahen sabinischen Bergen verborgen, bis ich zu Dir zurückkehren und Dich mit Geld ausstatten und in Sicherheit bringen kann. Ich brauche nur acht Tage, um in Rom meine Geschäfte zu ordnen und mein Vermögen flüssig zu machen. Diese acht Tage reichen auch hin, um mit Catilina den Feldzugsplan ins Reine zu bringen, durch den wir Dir Dein Vermögen erhalten wollen, und meinen Nachbarn in der Plautinischen Straße und meinen Geschäftsfreunden die Nothwendigkeit einer längern Abwesenheit meinerseits plausibel erscheinen zu lassen!"

„Darf ich Dich fragen, guter, mir aber vollständig unbekannter Freund, wie Du dazu kommst, meinen Namen und meine Person in Deine Combinationen zu mischen?" fragte Catilina neugierig, indem er sich abwechselnd auf Cäsar's und Epidius' Gesicht Raths erholte.

„Eine kurze Unterredung mit diesem braven Mann wird genügen, Dich in der Sache klar sehen zu lassen!" sagte Cäsar. „Ich lasse Dich mit ihm allein!"

Es war die Zeit, zu welcher Cäsar regelmäßig die Einsamkeit Urbilia's zu stören pflegte.

Er hatte es durch seine Liebenswürdigkeit längst dahin gebracht, daß er von der Geliebten mit Sehnsucht erwartet und mit Freudigkeit begrüßt wurde.

Die Liebe, die Cäsar bei jeder Gelegenheit zeigte, das Gefühl, das sie empfand, auf ihn allein in der Welt angewiesen zu sein, der tägliche Verkehr endlich mit all seinen die geistige und gemüthliche Annäherung befördernden Einzelnheiten, dies Alles hatte Urbilia's Gefühle für Cäsar in kurzer Zeit zu einer Innigkeit und Stärke heranwachsen lassen, daß sie nachgerade nur in dem Geliebten lebte und die Zeit, die sie nicht an seiner Seite zubrachte, als eine verlorene beklagte.

Wenn früher das ungewohnte Wohlleben und der sie umgebende Glanz Eindruck auf ihre Sinne und ihr Gemüth gemacht hatten, so traten die Reize dieses neuen Lebens jetzt ganz gegen die innere Befriedigung zurück, welche ihr das Bewußtsein verlieh, Cäsar zu lieben und von ihm geliebt zu werden.

Wenn sie allein war, dann verleugnete sie in ihren

Träumen ganz jene Gaukelbilder, die ihr einst vorgeschwebt, als sie noch in der Plautinischen Straße die Arbeitsgehülfin des Vaters gewesen; wie sich damals ihre Wünsche um ungekannten Glanz und Reichthum drehten, so malte sie sich jetzt die Reize eines ärmlichen Lebens aus, in welches die Erscheinung des Geliebten den einzigen Lichtglanz brächte.

So theuer war Cäsar ihrem Herzen geworden, daß sie oft in ihren Gedanken die Götter anflehte, ihre Liebe auf eine Probe zu stellen, und da sie bisher vom Leben noch nicht viel Anderes kannte als den Unterschied zwischen Aermlichkeit und Pracht, so dachte sie sich unter dieser Probe nichts Anderes als die Nothwendigkeit, mit dem Geliebten Lebensverhältnisse von der Art theilen zu müssen, wie solche schon einmal ihren nach Besserem sich sehnenden Sinn bedrückt.

Während Urbilia auch heute den Geliebten in voller Unbefangenheit und Harmlosigkeit erwartete, ging dieser verlegen mit sich zu Rathe, welche Haltung er gegen Urbilia zu beobachten habe.

Sollte er ihr sagen, daß ihr Vater im Hause sei, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er eine und dieselbe Luft mit seiner Tochter athme?

Sollte er ihr anvertrauen, wie tief ihn die Großmuth des Mannes beschämt habe, dem er sein Kind entführt?

Sollte er Urbilia noch ferner an seinem unstäten, täglich gefährdeten Leben Theil nehmen lassen, das sich jetzt, wo seines Bleibens in Catilina's Landhause nicht länger war, noch geheimnißvoller und abenteuerlicher gestalten mußte?

Er beschloß endlich, Urbilia Wahrheit zu geben, und als sie ihn mit der harmlosen Freudigkeit empfing, die sie ihm immer zeigte, so oft er kam, nahm er sie ernst bei der Hand, führte sie an das Fenster, welches auf die Straße hinausging, die nach Rom führte, und sagte zu ihr:

„Wir werden uns trennen müssen, Urbilia!"

„Trennen?" rief Urbilia erschreckt, indem das heitere Lächeln auf ihrem Gesichte erfror. „Welches häßliche Wort sprichst Du da aus, geliebter Mann! Willst Du Urbilia verstoßen? Was hat sie Dir gethan?"

„Daß sie mir nur Liebes und Gutes that, das ist eben der Schmerz, der an mir nagt!" erwiderte Cäsar seufzend. „Es hieße ihr das Gute mit Bösem vergelten, wenn ich sie ferner an mich fesseln wollte. Denn wisse, Urbilia, ich bin geächtet und muß fliehen. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden werde, um meinen Feinden zu entgehen, aber es wäre jedenfalls gewissenlos von mir, Jemand, der mich liebt, in mein Unglück zu verwickeln."

„Was Du mir sagst, überrascht mich, Cäsar, aber es erdrückt mich nicht, es macht mich nicht schwach und wankend“, rief Urbilia lebhaft, indem sie den Kopf auf Cäsar's Schulter lehnte und flehend zu ihm aufsah. „Du bist unglücklich und mußt fliehen — laß mich mit Dir fliehen, Cäsar! Deine Sicherheit ist gefährdet, wie Du sagst; wo fändest Du Jemand, der Dich treulicher hüten, Deinen Schlummer gewissenhafter bewachen, die Nachstellungen Deiner Feinde opfermuthiger zu bekämpfen im Stande wäre? Nein, Cäsar, verstoße mich nicht, laß mich mit Dir gehen!“

Die reine Bitte rührte Cäsar und er drückte sanft Urbilia's Hand.

Dann aber sagte er ernst:

„Du weißt noch nicht Alles, Urbilia; Du weißt nicht, wer mir großmüthig die Mittel zur Flucht gibt, wer mir Freiheit, Leben und Vermögen retten will.“

„Wer denn?“ forschte Urbilia, ahnungslos, aber mit einem ängstlichen Blick zu Cäsar aufschauend.

„Niemand anders als Dein Vater, Urbilia!“ rief Cäsar mit bewegter Stimme.

Der ängstliche Blick Urbilia's verwandelte sich in einen scheuen und verstörten, als sie aufkreischte:

„Weiß mein Vater —“

Sie endete den Satz nicht und verbarg ihr erglühendes Angesicht in den Falten der Toga Cäsar's.

„Dein Vater hat keine Ahnung davon, daß wir uns lieben, daß ich Dich und Dein Herz besitze", sagte Cäsar. „Wüßte er's, müßte er mich ebenso tief hassen und verabscheuen, als er mir jetzt wohl will. Und weil er mir so wohl will, habe ich nicht das Herz, ihm länger sein Kind vorzuenthalten. Mache Dich noch auf eine Nachricht, die Dich ergreifen wird, gefaßt, Urbilia! Dein Vater ist hier —"

„In diesem Hause?" stöhnte Urbilia entsetzt.

Cäsar nickte mit dem Kopfe und fragte:

„Soll er es verlassen, ohne seine Tochter gesehen, ohne sie wiedergefunden zu haben?"

„Was hat ihn hierher geführt, wenn er nicht weiß, daß ich hier bin?" gegenfragte Urbilia lebhaft, 'ohne Cäsar's Frage zu beantworten.

„Die Sorge um meine Sicherheit!" entgegnete Cäsar. „Laß mich Dich nun fragen, Urbilia: willst Du, daß ich mich ihm schuldig bekenne und Dich ihm zuführe? Er wird mich verabscheuen, seine Hand von mir abziehen, aber ich werde das peinliche Gefühl los sein, Wohlthaten von einem Manne annehmen zu müssen, dem ich ein so schweres Unrecht zufügte. Und er wird sein Kind wieder haben und dieses Kind wird

bei ihm besser aufgehoben sein als bei mir, der demselben nichts zu bieten vermag als Gefahren und Abenteuer!"

„Laß mich diese Gefahren mit Dir theilen, Theurer!" flehte Urbilia.

„Du willst Deinen Vater den Fuß aus diesem Hause setzen lassen, ohne ihn gesehen zu haben?" warf Cäsar überrascht ein.

„Heißt mich mit dem Vater vereinigen nicht so viel als mich von Dir trennen?" rief Urbilia leidenschaftlich. „Verlange aber Alles von mir, nur nicht, daß ich Dich lasse!"

Urbilia lehnte zitternd an Cäsar und sah ihn mit einem Blicke an, in welchem eine unaussprechliche Angst zu lesen war.

Sie fürchtete, er könnte eine ihr mißfällige Entscheidung fällen, und wagte kaum zu athmen.

Cäsar errieth, was in ihr vorging, und fühlte Mitleid mit ihr.

„So thue denn, was Du nicht lassen magst!" sagte er weich, indem er sich über sie beugte und sie küßte. „Mich aber laß versuchen, die Last der Wohlthaten zu tragen, die mir der Mann aufdringt, dem ich Dich entrissen habe!"

Urbilia jauchzte aus erleichtertem Gemüthe auf und rief:

„Ich danke Dir, Cäsar; ich bitte Dich auch, mich nicht für herzlos zu halten, weil ich Dich in diesem Augenblicke dem Vater vorziehe. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, meinen Vater wiederzusehen; ich weiß auch, daß ich mich seiner Verzeihung in dieser Stunde noch unwürdiger gemacht und meine Schuld gegen ihn vergrößert habe; aber kann ich dafür, daß ich Dich heißer und inniger liebe als ihn? Und hast Du nicht selbst mich wählen lassen zwischen Dir und ihm?"

In diesem Augenblick erregte ein Geräusch an der Thür Cäsar's Aufmerksamkeit.

Er verließ Urbilia, um nachzusehen, was es gäbe, und traf auf Narcissus, der sich ihm durch das Geräusch von außen hatte bemerklich machen wollen.

Narcissus winkte Cäsar, demselben durch eine Geberde Stillschweigen empfehlend, ihm zu folgen, und führte ihn in sein Gemach.

Hier sagte er nicht ohne Aufregung:

„Deine Gemahlin Cornelia ist hier!"

„Nicht möglich!" murmelte Cäsar verstört.

„Sie ist eben angekommen und ich habe sie empfangen, da, wie Du weißt, in Deinem Interesse Befehl gegeben ist, Niemand hier einzulassen, ehe ich mich nicht überzeugt habe, daß er ungefährlich ist!"

„Was führt Cornelia her?" erkundigte sich Cäsar, bemüht, sich zu fassen.

„Die Sorge um Deine Sicherheit! Du weißt, daß der Diener, dem ich die Besorgung der Correspondenz anvertraut, vorgab, einen Brief an Cornelia verloren zu haben. Als Cornelia sich ohne Nachrichten von Dir sah, fühlte sie sich von einer unwiderstehlichen Unruhe erfaßt und eilte hierher, um sich zu überzeugen, daß Dir nichts zugestoßen sei."

„Hast Du sie beruhigt?"

„In einer Beziehung ja, aber in einer andern Richtung dürfte es schwer werden, sie zufrieden zu stellen!"

„Du sprichst in Räthseln, Narcissus!"

„Cornelia's Eifersucht ist rege!"

Cäsar entfärbte sich.

„Sie richtete sogleich die Frage an mich, wer die Frau sei, neben der Du gestanden, als sie sich dem Landhause genähert. Sie will Dich deutlich am Fenster stehend gesehen haben und neben Dir ein weibliches Wesen."

„Ich stand mit Urbilia am Fenster!" sagte Cäsar unruhig. „Wie hätte es mir einfallen können, daß wir von der Straße her belauscht würden, vollends von meiner Gemahlin! Was ist da zu thun, Narcissus? Weißt Du keinen Rath?"

„Wohl wüßte ich einen!" gab Narcissus zurück. „Mein Herr sagte mir so eben, daß Du hier nicht länger bleiben kannst. Du brauchst einen Begleiter, wenn Du fliehst. Auf die männliche Dienerschaft ist sich nicht zu verlassen. Der räthselhafte Vorfall mit dem verloren gegangenen Brief hat es bewiesen. Eine weibliche Begleiterin empfiehlt sich besser, ist verlaßlicher und brauchbarer. Ich habe Dir also Urbilia ausgesucht, damit sie Dich führe; wir sagen Cornelia, daß das junge Mädchen orts- und landeskundig und treu wie Gold sei und daß Du bei ihm am besten aufgehoben seiest, bis Deine Freunde Dir ein neues Asyl vermittelt haben werden."

„Wird Cornelia das Märchen glauben?" warf Cäsar besorgt ein.

„Wenn es Urbilia bestätigt, ja!"

„Aber wer soll Urbilia's Zustimmung einholen?" dehnte Cäsar verlegen. „Wie kann ich Urbilia ein solches Ansinnen machen und ihr zugleich in einem Athem eröffnen, daß ich verheirathet und Cornelia meine Gemahlin sei?"

„Laß mich die Sache ins Reine bringen", erbot sich Narcissus.

„Ich danke Dir!" rief Cäsar, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, indem er die Hand

des Retters in der Noth wie die eines Freundes drückte.

„Ich werde mit Urbilia sprechen", fuhr Narcissus fort. „Ich werde ihr nicht gerade heraussagen, daß es Deine Gemahlin sei, die Dich hier aufgesucht, ich werde blos von einer Dir nahestehenden, zur Eifersucht geneigten Frau sprechen. Mag sie die Wahrheit errathen oder nicht, da sie Dich liebt und der Plan ihr die Aussicht läßt, mit Dir vereinigt zu bleiben, so wird sie ihm sicherlich zustimmen. Du geh inzwischen zu Cornelia und erzähle ihr unbefangen, daß man Dir so eben das Mädchen vorgestellt habe, welchem Deine Freunde die Aufgabe zugetheilt haben, Dich auf Deiner Flucht durch die sabinischen Berge zu begleiten."

„Du hast mir einen großen Dienst geleistet, Narcissus!" rief Cäsar lebhaft. „Thue nun noch eins: sorge, daß Epidius das Landhaus verläßt, ohne Urbilia oder Domna gesehen zu haben; sage ihm, er werde meinen künftigen Aufenthaltsort von Dir erfahren."

„Mache Dir seinetwegen keine Sorgen!" beruhigte der Freigelassene Cäsar.

Elftes Kapitel.

Auf der Flucht.

Cornelia's Eifersucht war durch die schlauen Vorspiegelungen des Freigelassenen Narcissus glücklich eingelullt worden, zumal sich Urbilia herbeigelassen hatte, seine Worte zu bekräftigen, und Cornelia von Urbilia's einfachem Wesen, hinter welchem sie in ihrer Unerfahrenheit keine Falschheit vermuthete, eingenommen worden war.

Urbilia ahnte wohl, mit wem sie es in Cornelia zu thun habe, aber der Wunsch, bei Cäsar zu bleiben, ließ sie über alle Bedenken hinwegsehen.

Sie schuf sich eine künstliche Unbefangenheit, indem sie sich selbst täuschte und die Frage umging, in welchem Verhältnisse Cornelia zu Cäsar stehe.

„Mag sie immerhin ältere Rechte auf ihn haben",

sagte sie, ihre Skrupel beschwichtigend, zu sich selbst, „was kümmert es mich? Er liebt mich, und selbst wenn er sie auch liebte, so bin ich noch immer die Glücklichere, denn ich halte ihn fest."

Und diesem Festhalten brachte sie jegliches Opfer, verließ ohne das geringste Bedauern die glanzvollen Räume, in denen sie sich seit Wochen bewegt, und folgte Cäsar in die sabiner Berge, in welchen sie mit ihm von Haus zu Haus wanderte.

Sie war sein Fühlhorn, mit dem er austastete, ob hier oder dort Sicherheit für ihn vorhanden sei.

Während er sich in den Weinbergen versteckt hielt, holte sie Nahrung für ihn, forschte die Hütten aus, in welchen man Sympathien für ihn hatte, und vermittelte ihm bei Personen, die ihm wohlwollten, Nachtquartier.

Um etwaige Verfolger zu täuschen und von seiner Spur abzubringen, schlief er in jeder Nacht an einem andern Orte, und Urbilia bewachte seinen Schlummer, wehrte mögliche Ueberfälle ab und pflegte ihn mit Aufopferung, als ihn das ungewohnte, unstäte Leben mit seinen Entbehrungen auf das Krankenlager warf.

Fiebernd schleppte er sich an Urbilia's Hand von Weinberg zu Weinberg, da sich die Nachricht ver-

breitet hatte, daß man ihn in den sabiner Bergen suche.

Ein Trupp Kelten, hieß es, sei unter der Anführung eines gewissen Cornelius Phlagita von Sulla ausgesandt worden, um ihn zu fangen.

Der Schreckenskunde sollte die Bewahrheitung auch schnell genug auf dem Fuße nachfolgen, denn plötzlich sah Urbilia das Haus, in welches sich Cäsar zuletzt geflüchtet und das er wegen der mittlerweile eingetretenen Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes seit drei Tagen nicht hatte verlassen können, von Bewaffneten umstellt.

Schreckensstarr und athemlos stürzte sie in Cäsar's Gemach, um den Geliebten von der ihn bedrohenden Gefahr zu benachrichtigen.

„Laß uns der Gefahr muthig ins Auge sehen!“ sagte Cäsar gefaßt. „Phlagita mag kommen und mich nach Rom schleppen. Sulla soll mich mit ungebeugtem Stolze vor sich stehen sehen. Ich glaube nicht, daß Phlagita den Auftrag hat, nur meinen Kopf nach Rom zu bringen; Sulla wird sich vorerst an dem Anblicke des gedemüthigten Cäsar weiden wollen!“

„Gibt es denn kein Mittel, Dich zu retten?“ rief Urbilia verstört.

Cäsar zuckte mit der Achsel und sagte:

„Ich will einen Versuch machen, mit Phlagita zu unterhandeln! Wie viel haben wir noch von dem Golde, mit dem uns Dein Vater durch Narcissus' Vermittlung ausgestattet hat, ohne zu ahnen, daß seine Tochter die Trägerin des Schatzes werden würde, der uns die Hütten und Herzen im Sabinerlande öffnen sollte?"

„Es sind noch für achzigtausend Sesterzien Werth übrig!"

„Gib mir das Gold!" sagte Cäsar.

Urbilia händigte ihm die goldenen Stangen ein.

„Phlagita erhält vierzigtausend Sesterzien für den Kopf oder die Einlieferung eines Geächteten", fuhr Cäsar fort, „ich will versuchen, ihm das Doppelte zu bieten!"

„Ich fürchte, er wird es vorziehen, sich bei Sulla durch Deine Gefangennehmung einzuschmeicheln!" wandte Urbilia ängstlich ein.

„Du kannst Recht haben!" stimmte Cäsar zu.

In diesem Augenblick wurde Phlagita's wildes, bärtiges Gesicht in der Thür sichtbar.

Urbilia entwich mit einem Schrei des Entsetzens und ließ Cäsar mit Phlagita allein.

Sie gab den Geliebten verloren, denn sie glaubte nicht an das Gelingen der Unterhandlung mit Phlagita.

Sie suchte mit der Angst der Verzweiflung nach einem Ausweg, und es fiel ihr in diesem verhängnißvollen Augenblick ein, daß ihr der Vater einmal gesagt, die Vestalinnen hätten die Macht, durch ihre Fürsprache den zum Tode Verurtheilten zu retten.

Sie klammerte sich an den Gedanken, der ihr plötzlich gekommen war, fest und beschloß, die Hülfe der Vestalinnen anzurufen.

In dem zwei Stunden von dem jetzigen Zufluchtsorte Cäsar's entfernten Cutiliä war ein Tempel der Vesta.

Dorthin wollte Urbilia in der schweren Bedrängniß des Augenblicks ihre Schritte lenken, da sie sich nicht zu weit von Cäsar entfernen wollte und von Rom sie eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen trennte.

Sie flog mehr, als sie ging, nach Cutiliä und fiel, dort angelangt, keuchend und athemlos der Priesterin, welche das heilige Feuer im Tempel von Cutiliä hütete, zu Füßen.

„Gnade!" rief sie. „Gnade für einen Mann, den sie eben zum Tode führen, wenn Ihr, die bevorrechteten Priesterinnen, Euch nicht seiner annehmt!"

„Erhebe Dich, Mädchen", sprach die Priesterin der Verstörten zu, „fasse Dich und sage mir, für wen Du unsere Hülfe anrufst!"

„Für den schönsten, besten und edelsten aller Männer", entstürmte es Urbilia's bebenden Lippen, „für Cajus Julius Cäsar!"

„Du bist also Cäsar's Gemahlin?" rief die Priesterin erstaunt. „Ich habe Dich für eine Jungfrau gehalten, so lieblich ist Dein Aussehen selbst in dem verwildernden Schmerze!"

Eine tiefe Röthe flammte auf Urbilia's Wangen auf; die Aeußerung der Priesterin hatte ihr unerwartet Gewißheit über die Art der Beziehungen gegeben, welche zwischen Cäsar und der Frau obwalteten, die jenen auf Catilina's Villa besucht hatte.

Cäsar war also vermählt, er hatte sich, ihr die Bande, die ihn an eine andere Frau knüpften, verschweigend, in ihr Herz geschlichen und sie selbst hatte wieder die Hand geboten, seine Frau zu täuschen.

Unter andern Umständen würde die Gewißheit, die ihr so eben ungesucht geworden, einen tiefern Eindruck auf ihr Gemüth gemacht haben, jetzt beschäftigte sie ausschließlich der alles Andere niederhaltende Gedanke, Cäsar zu retten.

„Frage nicht, wer ich bin", rief sie flehend zu der Priesterin aufschauend, „beschäftige Dich nur mit der Frage, wie Du ihn retten kannst!"

„Ich kenne Julius Cäsar, wir alle kennen ihn,

wir alle wollen ihm wohl und beklagen sein Schicksal, aber wir sehen keine Möglichkeit ab, ihm zu helfen!" sagte die Vestalin traurig. „Sulla ist gerade ihm gegenüber unbeugsam, weil er in ihm einen Abtrünnigen der Adelspartei sieht, welcher Cäsar durch seine Geburt angehört. Er kann es ihm nicht verzeihen, daß ihm die Erinnerung an den einzigen Verwandten plebejischer Herkunft, an seinen Oheim Marius, mehr gilt als alle übrigen Familientraditionen, die ihn in die Reihen des Adels verweisen. Schon haben Mamercus Lepidus und Aurelius Cotta, der Bruder seiner Mutter, umsonst sich bei Sulla für den Geächteten verwendet —"

„Laßt Euch durch diese verunglückten Versuche nicht abhalten, für ihn einzustehen!" fiel Urbilia der Vestalin in dringendem Tone in die Rede. „Ich weiß, daß Euren Bitten Niemand widerstehen kann, widerstehen darf, daß Eure Fürsprache selbst in solchen Fällen hilft, wo die Sache dessen, den Ihr vertretet, ganz aussichtslos scheint. Ich weiß, daß mir einmal mein Vater von der Vestalin Claudia erzählte, welche sich, als ein Volkstribun sich anschickte, ihren Vater Appius Claudius Pulcher mit Gewalt vom Triumphwagen zu reißen, zwischen den Angegriffenen und den Angreifer stellte, und das allein auf Grund des den Hüterinnen des heiligen Feuers zustehenden Vorrechts, sich Gewaltthaten zu widersetzen."

„Du hast Recht“, sagte die Priesterin sinnend, „das ist geschehen, und das Vorrecht der Vestalinnen, einen zum Tode gehenden Verbrecher zu befreien, sobald er ihnen zufällig begegnete, hat noch Niemand angefochten.“

„Nun denn, so ist Cäsar gerettet!“ schrie Urbilia erfreut auf.

„Wie so?“ fragte die Vestalin verwundert.

„Ist Cäsar als Geächteter nicht so gut wie zum Tode verurtheilt? Muß also nicht auch auf ihn Anwendung haben, was von jedem gemeinen Verbrecher gilt, dessen Kopf dem Beile des Henkers verfallen ist?“

„Ganz recht; aber um Cäsar retten zu können, müßte ich ihm erst begegnet sein.“

„Wer hindert Dich, das Leben des Unglücklichen durch eine edle Lüge zu retten?“ rief Urbilia, indem sie ihr angsterfülltes Antlitz der Priesterin zuwandte, auf welche die Verzweiflung, die aus jedem Worte und aus jeder Miene Urbilia's sprach, einen unverkennbaren Eindruck machte.

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte die Vestalin ernst.

„Wer hindert Dich zu sagen“, fuhr Urbilia noch eindringlicher fort, „daß Du Cäsar gesehen habest, flüchtig, verfolgt? Ihr Götter, er ist ja Beides, flüchtig und verfolgt — nein, nicht mehr verfolgt, sondern bereits eingeholt, erfaßt — er ist in des von Sulla gegen

ihn ausgesandten Keltenführers Phlagita Händen; er wird in diesem Augenblicke wahrscheinlich schon nach Rom geschleppt, und wer weiß, ob morgen noch sein Kopf fest auf dem Rumpfe sitzt. Ist bei solcher Gefahr nicht eine Nothlüge erlaubt? Wird Dir Jemand widersprechen, wenn Du vor Sulla hintrittst und erklärst, Du habest Cäsar gesehen, als er am Tempel Deiner Göttin vorbeifloh, von Phlagita verfolgt? Ist ein so großer Unterschied zwischen Sehen und Begegnen, daß Sulla Dir die Begnadigung Cäsar's verweigern könnte, wenn Du sie auf Grund Deines Privilegiums von ihm verlangst?"

Die Vestalin dachte lange und ernst nach; endlich sagte sie:

„Es sei, ich will es versuchen, Cäsar zu retten!"

Urbilia stieß einen Freudenschrei aus.

Zwölftes Kapitel.

In Sulla's Schlafgemach.

In seinem Schlafgemache liegt Sulla nachlässig auf sein Ruhebett hingestreckt und Papirius, sein Freigelassener und Günstling, lehnt daneben, ein Pergament in der Hand, während Papierrollen anderer Art den Tisch bedecken.

„Er wird sich ärgern, wenn einmal das Siegel von dieser Rolle fällt", sagte Sulla mit dem Lächeln eines Fauns.

Papirius nickte, die Lippen hämisch verziehend, mit dem Kopfe.

„Er sah sich schon als mein Erbe", fuhr Sulla fort, „daher seine Nachgiebigkeit in Allem. Aber ich habe ihm damals schon, als er gegen meinen Willen den Triumph ertrotzte, die Enttäuschung zugedacht.

Junger Mann, sagte ich damals zu ihm, sieh Dich vor, Du hast Dich vermessen, es mit einem aufzunehmen, der mächtiger und reicher ist als Du. Ich weiß nicht, ob er mich verstanden hat, aber er glaubte meinen Zorn beschwichtigt zu haben, indem er seine Frau verstieß und die Frau zu sich nahm, die ich ihm zugeschanzt. Er kann mir danken, daß ich es so angeordnet und ihm die schwangere Frau ins Haus geschickt — sie starb im Wochenbett und er ist Wittwer. Aber mein lachender Erbe soll er nicht sein, den Namen Pompejus wird er vergebens in meinem Testamente suchen. Hast Du dem Arzte ernstlich auf den Zahn gefühlt, Papirius? Wie viele Monate gibt er mir noch?"

„Ein Jahr kann's dauern, sagte er."

„Ein Jahr, länger also, als ich dachte!" rief Sulla erfreut. „Wohlan denn, so wollen wir danach leben. Laß das Testament jetzt, Papirius, und sage mir, was sich Rom erzählt."

„Daß Catilina gestern wieder ein Gut Cäsar's bei der öffentlichen Feilbietung an sich gebracht habe. Es ist ein allgemeines Wundern darüber, woher Catilina das Geld zu den Ankäufen nehme."

„Man darf den Freunden die Sesterzien nicht nachzählen", sagte Sulla leichthin. „Er mag's nehmen,

woher er will; habe ich doch selbst nie zu ängstlich das Woher erwogen, als ich meine Freunde bereicherte und hunderttausend Soldaten zu Grundbesitzern machte. Sie haben es immer gut gehabt, die zu mir hielten, nicht wahr, Papirius? Niemand hat besser als ich seinen Freunden und Feinden vergolten; kannst Du es leugnen, Papirius?"

„Wer würde der Kurzsichtige sein, das leugnen zu wollen!" rief Papirius. „Du hast selbst da noch den Freunden die Stange gehalten, wo sie erwiesenermaßen Deinen Feinden in die Hände arbeiteten! So sagt man zum Beispiel eben jetzt, daß Catilina, auf Deine Gönnerschaft sündigend, die Liegenschaften Cäsar's um Spottpreise an sich bringe, um sie für den letztern nicht verloren gehen zu lassen."

„Sagt man das?" lachte Sulla. „Ich aber sage Dir, dem kopflosen Cäsar werden seine Güter wenig nützen, selbst wenn Catilina wirklich so großmüthig wäre, wie der Ruf ihn in diesem Falle sein läßt. Während wir sprechen, arbeitet Phlagita; ich bin gewiß, er bringt mir Cäsar, und ebenso gewiß ist es, daß der mir eingelieferte Cäsar mein Haus nur als Leiche verlassen wird. Zwei Leute müssen noch daran, ehe ich meine Hände wasche und die öffentlichen Geschäfte, die mir eine Last sind, für immer von mir werfe."

Sulla hatte ohne Erregung gesprochen, als ob es sich um die gleichgültigsten Dinge und nicht um Menschenleben handle.

Diese letztern schienen auch in den Augen des Freigelassenen wenig zu wiegen, denn er hielt sich an den Schluß der Aeußerung Sulla's und sagte ungläubigen Tons:

„Du wolltest wirklich abdanken, Sulla?“

„Warum hältst Du das für unmöglich? Was ist's, was mir die Macht noch Begehrenswerthes böte? Ich habe meine Feinde geköpft wie Mohnköpfe und mit ihnen Millionen meiner Freunde bereichert, mein Haus ist bestellt und der Staat auch. Der stolze Knabe noch muß fallen, der sich als den Erben des Marius betrachtet, weil er zufällig sein Neffe ist. Dann ist's gut und Sulla kann gehen. Heiße ich nicht der Glückliche und würde ich den Beinamen verdienen, wenn ich die Last der Regierungssorgen bis zum Ende trüge? Nein, Papirius, sie sollen von mir nicht sagen, die Sorgen haben ihn erdrückt, sie sollen lieber sagen, er hat die Sorgen von sich geworfen, um als der Glückliche zu sterben, wie er als der Glückliche gelebt.“

„Du willst der Welt eine Komödie vorspielen, Sulla?“ warf Papirius im Gefühle hin, an dieser Stelle Alles ungestraft sagen zu dürfen.

Sulla nahm den Einwurf auch nicht übel, sondern bemerkte lachend:

„Du hast es vielleicht errathen; habe ich nicht immer die Komödie geliebt? So will ich denn Rom die letzte vorspielen. Ich will meine Lictoren nach Hause schicken und mit der Frage vor das Volk treten, ob es mit mir noch etwas auszutragen habe, ehe ich mich ins Privatleben zurückziehe. Dann, mein lieber Papirius, ziehen wir uns in die Einsamkeit meiner Villa in Campanien zurück. Geld haben wir genug dazu. Wir jagen und fischen, beschreiben unser Leben, und inzwischen ist das Jahr, das mir der Arzt noch zugesteht, um und alles Fleisch von meinem Körper weggefault."

Sulla schwieg einen Augenblick und wandte sich dann mit der Frage an den Freigelassenen:

„Granius kommt doch zuverlässig?"

„Er wird nicht wagen wegzubleiben."

„Er muß kommen und müßte ich ihn hierher schleifen lassen!" rief Sulla, und zum ersten Male merkte man ihm eine Erregung an.

Wie zu sich selbst sprechend fuhr er fort:

„Drei sind es, die nun mein Leiden wissen, der Arzt, Du, Papirius, und Granius. Es war im letzten Feldzug und Granius mein Quästor. Er kam einmal

zufällig in mein Zelt, als mir der Arzt die Hand verband. Er sah, wie sich das Fleisch von ihr löste, und sein Auge blitzte. Er erkannte, daß meine Krankheit tödtlich sei, und machte im Geiste den Ueberschlag, wie er aus seiner Entdeckung Nutzen ziehen könnte. Ich habe noch nie den Calcul eines Mannes durchkreuzt, der mit mir ging und mir treu diente. Granius hätte immerhin meine Pulsschläge zählen und auf die Minute, die mich abruft, seine Speculationen bauen können, aber er ist ein kleinlicher Charakter, der, wenn er sich die Tasche auf Staatskosten gefüllt haben wird, hingehen und es auf dem Markte ausrufen wird, daß er auf meinen Tod speculirt habe und daß ich an der Phthiriasis gestorben sei."

Wieder klang eine Spur von Erregtheit aus dem Tone der Stimme Sulla's und sein Antlitz röthete sich leicht, als er hinzusetzte:

„Sie brauchen es aber nicht zu erfahren, woran Sulla der Glückliche starb. Den Arzt habe ich durch Gold stumm gemacht, mein Testament sichert ihm eine Rente, solange er schweigt, und von Dir hängt die Auszahlung dieser Rente ab. Du hast ihn in der Hand. Er weiß das und müßte sich so in sein eigenes Fleisch schneiden wollen, wenn er das Geheimniß nicht bewahrte. Du selbst wirst auch schweigen —"

Diesmal klang Sulla's Stimme ungewöhnlich weich und er sah mit einem fast zärtlichen Blicke auf den Freigelassenen, als er fortfuhr:

„Ja, Du wirst schweigen, denn ich habe Dich ja geliebt und begünstigt vor allen; warum solltest Du reden? Und Granius —"

In diesem Augenblicke wurde Granius gemeldet.

Sulla zuckte zusammen, dann ging ein Leuchten der Freude über sein Gesicht und er murmelte:

„Und Granius wird auch schweigen. Herein mit ihm!"

Granius trat ein; er sah furchtsam und verlegen darein und war offenbar mit sich selbst im Unklaren, welcher Empfang ihm werden würde.

„Granius", sagte Sulla gelassen zu ihm, „Du bist dem Staate von dem letzten Feldzuge her große Ersätze schuldig. Du führtest die Kasse und es stimmte nicht Alles. Warum zögerst Du, die Sache in Ordnung zu bringen?"

„Ich habe in der letzten Zeit namhafte Verluste gehabt, mächtiger Sulla", entschuldigte sich Granius. „Gönne mir noch einige Monate zu meiner Erholung, dann will ich bis auf den letzten Pfennig bezahlen, was ich dem Staate schulde."

„Einige Monate!" wiederholte Sulla mit einem

höhnischen Lächeln. „Weil Du weißt, daß ich in einigen Monaten nicht mehr leben werde, darum willst Du die Frist haben! Den Staat willst Du betrügen! Wer wird, denkst Du wohl, die Summe von mir einfordern, ist Sulla erst verfault, und Sulla fault schon bei lebendigem Leibe. Das sind Deine Hintergedanken, aber tröste Dich, guter Granius, Sulla wird Dich noch überleben. Das ist für Dich, Du Dieb am Staatsgut!"

Sulla, dessen Antlitz jetzt purpurn flammte, warf Papirius eine Schlinge zu und rief in befehlendem Tone:

„Erdrossele ihn!"

Granius war todtenbleich geworden und stöhnte, während ihn Papirius bereits beim Genick faßte:

„Denke an meine Dienste im Kriege gegen Jugurtha, den ich Dir zuführte."

„Ich weiß es recht wohl", fiel Sulla wieder kaltblütiger geworden dem Flehenden in die Rede, „ich weiß es recht wohl, Du führtest mir ihn zu mit abgerissenen Ohren. Es war Deine erste rühmliche That; um schneller zu seinen goldenen Ohrringen zu kommen, rissest Du dem Gefangenen gleich auch die Ohren ab."

„Aber ich hätte ihn dem Marius übergeben können und Du wärst um den Ruhm gekommen, den Feldzug

gegen Numidien beendigt zu haben!" schrie Granius, während ihm Papirius schon die Schlinge um den Hals warf.

Es waren seine letzten Worte; eine halbe Minute später lag er erdrosselt am Boden.

„Jedem Andern hätte ich den Dienst, dessen er sich rühmte, nie vergessen", sagte Sulla, den noch zuckenden Leichnam mit dem Fuße fortstoßend. „Dieser aber mußte sterben. Nun ist noch einer, der ans Messer muß, dann ist die Arbeit gethan und die Zeit der Ruhe beginnt. Daß dieser träge Phlagita doch so viel Zeit braucht, Cäsar zu fangen. Womit vertreiben wir uns doch einstweilen die Zeit, Papirius?"

„Laß mich den Leichnam hinausschaffen, Herr", sagte dieser.

„Laß ihn liegen, er liegt weich. Mir ist wohler, seit er nicht mehr athmet. Nimm den Griffel zur Hand, Papirius, ich fühle mich gestimmt, Dir ein Stück meines Lebens in die Feder zu dictiren."

Dreizehntes Kapitel.

Der Ring des Marius.

Papirius entfaltete eine der auf dem Tische liegenden Pergamentrollen und sagte:

„Du bist bei Deinem Siege über Fimbria stehen geblieben, nur Deine Verluste hast Du noch nicht angegeben.“

Der Freigelassene sah seinen ehemaligen Herrn mit einem sarkastischen Lächeln an, welches dieser recht wohl verstand.

„Ich weiß, worauf Du anspielst“, sagte er lachend. „Meine herrliche Erfindung, die Verluste auf Seite des Feindes übertrieben groß und die meinen als verschwindend klein darzustellen, behagt Dir nicht; aber Deine Unzufriedenheit mit meiner Manier, Geschichte zu schreiben, ist mir vollständig gleichgültig, mein guter

Papirius. Wenn ich in einer Speculation Geld eingebüßt habe, werde ich als kluger Mann die Ziffer meiner Verluste an die große Glocke des Stadtklatsches hängen? Und ist der Krieg etwas Anderes als eine große Speculation, die Feinde niederzuwerfen? Warum sollte ich eingestehen, was mich die Speculation gekostet hat? Ich sage Dir, mein Verfahren, meine Verluste in Schlachten auf Null zu reduciren, ist so praktisch, daß es künftigen Feldherrn zum Vorbilde dienen wird. Mir ist noch Alles im Leben gelungen; es wird mir auch noch gelingen, einen eigenen Schlachtbulletinstil bei den nachkommenden Geschlechtern einzubürgern. Von zehn Todten werden neun verschwiegen, das erhöht den Ruhm, das setzt die Tapferkeit und das Glück der Sieger erst in das rechte Licht."

„Du solltest diese Pointe in einem Deiner Lustspiele anbringen", schlug Papirius vor.

„Warum nicht? Die Kunst, über sich selbst zu lachen, ist die seltenste und werthvollste. Warum sollten wir, die wir so oft über Andere gelacht haben, sie nicht auch zuweilen üben? Ich wüßte eine andere köstliche Lustspielpointe. Schade, daß mich Phlagita vielleicht schon um die Möglichkeit gebracht hat, sie in Scene zu setzen."

Sulla betrachtete, indem er so sprach, lächelnd einen Ring, der einen seiner Finger schmückte.

„Deine Gedanken drehen sich um Cäsar?“ forschte Papirius neugierig.

„Schade, daß ich ihm den Tod zugedacht habe“, murmelte Sulla, „ich könnte einen herrlichen Trumpf gegen ihn ausspielen, der ihn vielleicht bitterer treffen würde als ein Todesurtheil. Nichts verwundet so sehr als Hohn.“

Sulla spielte immer noch mit dem Ringe.

„Was hindert Dich daran, gegen Cäsar den scheinbar Großmüthigen zu spielen und ihn dabei meuchlings um so empfindlicher zu treffen?“ warf Papirius ein.

„Wenn er mir nicht so verdächtig wäre in seinem unzugänglichen Stolze!“ sagte Sulla wie in Gedanken versunken. „Wenn ich nicht die Ahnung in mir hätte, daß der junge Mensch einmal wieder umwirft, was ich mit Mühe geschaffen, wenn ich ihn leben lassen könnte, dann wüßte ich einen Witz, der ihn tödtlich treffen würde. Kennst Du den Ring, Papirius?“

Sulla schob den Ring, den er bis dahin aufmerksam betrachtet hatte, als studirte er seine Gravirung, mit einer raschen Geberde Papirius vor das Auge.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen?“ meinte Papirius. „Ist es nicht der Ring, in welchen Du die Auslieferung Jugurtha's schneiden ließest? Ist es nicht der

Ring, der den Marius so sehr ärgerte, daß eigentlich von dem Tage, wo Du den Ring an den Finger stecktest, die Todfeindschaft datirt, die Euch unversöhnlich auseinander hielt?"

„Ja, ja, Marius konnte es mir nie verzeihen, daß Jugurtha in meine Hände fiel und daß ich mit dem Ringe, dem die Einlieferung des numidischen Königs eingravirt war, meine Briefe siegelte."

„Daß Du die Briefe mit dem Ringe siegeltest", warf Papirius ein, „das hätte ihn vielleicht noch nicht so gekränkt, wie daß Du ihn auch zur Siegelung von Staatsschriften verwendetest."

„Richtig!" rief Sulla lebhaft und setzte, sich von seinem Lager erhebend, mit einer Energie hinzu, die in einem Aufleuchten seiner Augen und in dem Aufflackern der die innere Bewegung signalisirenden Röthe auf seinen Wangen ihren Widerschein fand: „Und diesen Ring, der den Marius so sehr wurmte, dem Neffen des Marius zu vermachen, wäre das nicht ein Gedanke, der einen zu kitzeln vermag? Könnte man etwas Besseres für ein Lustspiel erfinden? Schade, Papirius, schade, daß ich mir die pikante Pointe entgehen lassen muß."

„Seit wann müßte Sulla etwas?" bemerkte Papirius schmeichelnd.

„Kitzle mich nicht, Papirius!" wehrte Sulla den indirecten Rath, Cäsar zu begnadigen, ab. „Die Lust, den Streich zu führen, geht mir ohnehin prickelnd genug durch die Adern. Wie verführerisch doch solch eine Pointe ist! Cäsar in meinem Testamente bedacht, schon das ist Goldes werth. Pompejus, der um mich geschwanzwedelt, ausgeschlossen aus meinem Testament, Cäsar dagegen darin erwähnt, beschenkt mit dem Ring, der seinem Oheim Krämpfe verursacht hat — es wäre zu gut! Ja, wenn ich wüßte, daß in dem Knaben Cäsar kein zweiter Marius steckte, und wenn ich mich selbst überleben und bei der Eröffnung des Testaments zugegen sein könnte, wenn ich die beiden Gesichter sehen könnte, den Pompejus und den Cäsar! Denken wir an etwas Anderes, Papirius, der Gedanke mit dem Ringe umstrickt mich sonst ganz und ich vergesse über dem Lustspieldichter den weitaussehenden Staatsmann, der den Knaben Cäsar nicht leben lassen kann, wenn er sein eigenes Werk in der Zukunft nicht gefährden will."

Von dem Bestreben geleitet, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, trat Sulla an den Tisch, auf welchem die Pergamente lagen, und nahm das erste beste, das ihm zunächst lag, zur Hand.

„Sieh, Papirius, diese Idylle!" sagte er, die Rolle

entfaltend. „Die Bürger von Puteoli bitten mich vertrauensvoll, ihre innern Händel zu schlichten; es ist, als ob die Leute ahnten, daß ich bald Zeit haben werde, meine Aufmerksamkeit ihren kleinen Angelegenheiten zuzuwenden. Den guten Bürgern kann geholfen werden; habe ich erst den Dictator ausgezogen, will ich nach Puteoli als Schiedsrichter gehen und kleine Stadtzwiste durch gute Worte und Händedrücke schlichten. Wer stört uns, Papirius?"

Die Frage war kaum ausgesprochen, als sich schon die Thüren öffneten und den Hüterinnen des heiligen Feuers Einlaß gewährten.

Sie waren in vollem Ornate gekommen und hatten von ihrem Privilegium Gebrauch gemacht, bei den höchsten Würdenträgern des Staats unangemeldet einzutreten.

Ihr Eintritt war von den Worten begleitet:

„Wir erbitten Gnade von Sulla, dem Glücklichen, für Cajus Julius Cäsar, den Unglücklichen!"

Sulla runzelte die Stirn. Der erste Eindruck, den das Ansinnen der Vestalinnen auf ihn machte, war offenbar kein günstiger.

„Immer dasselbe Lied!" murmelte er finster.

Plötzlich jedoch schienen seine Gedanken eine freundlichere Wendung zu nehmen; die Pointe mit dem Ring,

die ihm früher so gefallen hatte, schien ihm wieder in den Sinn zu kommen und er begann nachzudenken.

„Ich muß zuerst Phlagita sprechen, ehe ich Euch Bescheid geben kann“, sagte er nach einer Weile ausweichend.

„Wir haben Phlagita gesehen, wie er Cäsar hetzte!“ sagte jene Vestalin, welche in Cutiliä mit Urbilia unterhandelt hatte und sich von den Bitten und Thränen des Mädchens hatte erweichen lassen, die Intervention ihrer Genossinnen zu Gunsten Cäsar's anzurufen. „Der, den Phlagita verfolgt, ist ein Verlorener und wir sind dem verlorenen Cäsar begegnet. Und weil wir ihm begegnet sind, darf er nicht sterben. Brauchen wir Dir erst unsere heiligen Vorrechte ins Gedächtniß zu rufen?“

Sulla stampfte mißmuthig mit dem Fuße.

„So nehmt ihn denn, weil ich ihn Euch nicht verweigern kann!“ sagte er verdrießlich. „Mögt Ihr's nie bereuen, daß Ihr mir sein Leben abgerungen. Ich meinte es gut mit Rom, indem ich ihn um einen Kopf kürzer machen wollte. Ihr wolltet es anders, so mögt Ihr's anders haben. Mir kann es am Ende gleich sein — was ist mir Rom mehr? Noch einige Tage, und Rom und das kleine Puteoli haben für mich gleiche Bedeutung. Und zuletzt bin ich doch noch der, der

zuletzt lacht; denn bleibt mir nicht die Pointe mit dem Ringe? Um sie wäre ich gekommen, wenn ich Cäsar hätte köpfen lassen müssen. Geht hin, er ist begnadigt; streiche seinen Namen von der Tafel der Geächteten, Papirius."

Die gute Laune hatte bei Sulla wieder die Oberhand gewonnen und er entließ die Priesterinnen mit Wohlwollen.

„Nimm mein Testament zur Hand, Papirius", sagte er, als er sich mit seinem Günstling wieder allein sah, zu diesem. „Setze den Ring hinein, schreibe: Dem Neffen des Marius vermache ich meinen Ring mit dem Bildniß Jugurtha's. So, und noch eins: das Testament erhält einen neuen Paragraph."

Papirius blickte mit Spannung auf den wieder ernster gewordenen Dictator.

„Wenn ich todt bin", fuhr Sulla langsam fort, „würden sie mich nach dem in meinem Hause herrschenden Gebrauche unverbrannt beisetzen wollen. Das soll nicht geschehen."

„Warum nicht?" fragte Papirius verwundert.

„Vor einer Stunde noch wäre es mir gleichgültig gewesen, was sie mit meinem Leichnam anfangen, jetzt will ich, daß sie ihn verbrennen. Ich habe diesen Knaben Cäsar begnadigt, aber ich bleibe bei meiner

Ansicht: in Cäsar steckt mehr als ein Marius; er wird Alles wieder umwerfen, was ich geschaffen habe. Wenn er dann in seiner Nachsucht sich an meinen Ueberresten vergreifen sollte, so soll er wenigstens meine Gebeine nicht zerbröckeln können. Die Asche mag ihm verfallen, habe ich doch auch seines Oheims Asche in alle Winde streuen lassen. Wer stört uns denn schon wieder?"

Papirius kam bald mit der Meldung zurück, daß Phlagita da sei.

„Was frage ich jetzt nach Phlagita!" rief Sulla verdrießlich. „Sage ihm, daß er zu spät gekommen sei. Er soll seinen Gefangenen laufen lassen und sich die vierzigtausend Sesterzien abholen, als ob wir Cäsar von ihm übernommen hätten. Es sind die letzten vierzigtausend Sesterzien, welche der Staatsschatz für die Einlieferung eines Geächteten auszahlt."

„Phlagita ist allein", wandte Papirius ein.

„Allein?" schrie Sulla. „Was haben die Vestalinnen gesagt? Sahen sie ihn nicht Cäsar jagen? Und er kommt ohne Cäsar? Ich fange an zu glauben, daß mich auch dieser tölpelhafte Kelte betrügen will. Sollte er unsere vierzigtausend Sesterzien verschmähen, weil er zweimal oder dreimal

vierzigtausend Sesterzien in der Tasche hat? Laß ihn herein!"

„Du kommst allein, Phlagita?" fragte Sulla den demüthig eintretenden Offizier in wohlwollendem Tone, denn er hatte in dem Augenblicke, wo Phlagita eintrat, eine Maske vorgenommen, die seine wahre Stimmung verschleierte.

„Leider ist mir Cäsar entschlüpft", berichtete Phlagita, eine betrübte Miene simulirend. „Schon glaubte ich ihn zu haben, das Haus, in welchem ich ihn vermuthete, war bereits von meinen Leuten umzingelt, ich selbst gehe hin, ihn zu holen, da zeigt es sich, daß er durch eine Hinterthür entkommen ist."

„Nachdem er Dir wie viel Sesterzien zurückgelassen, Elender?" donnerte Sulla dem verblüfften Offizier in die Ohren. „Wage nicht zu leugnen, ich weiß Alles. Wie theuer hat er Dein Nachsehen erkauft?"

Sulla's Auge bohrte sich in das Phlagita's; dieser senkte, unwillkürlich verwirrt, das seinige; er konnte nicht anders glauben, als er sei verrathen, und als ihm Sulla nochmals die Frage entgegenschleuderte, wie viel er von Cäsar bekommen habe, stammelte er:

„Achtzigtausend Sesterzien."

Sulla wandte sich mit einer Geberde der Verachtung von ihm und sagte zu Papirius:

„Ich sagte ja, zwei noch müßten fallen; der eine liegt hier am Boden, der zweite sollte Cäsar sein. Nun denn, wenn's Cäsar nicht ist, so sei's Phlagita, damit sich mein Wort erfüllt. Hinaus mit ihm, erdrossele ihn draußen!"

Vierzehntes Kapitel.

Aus der Scylla in die Charybdis.

Cäsar hatte sich kaum mit Phlagita abgefunden, als er durch Epidius' Erscheinen überrascht wurde.

„Ich suche Dich seit drei Tagen, Cäsar!" sagte Epidius. „Von Catilina's Villa verfolgte ich Deine Spur durch die sabiner Berge bis hierher, theils meinem Instinkte, theils den Winken derer folgend, die Dich auf Deinen unstäten Wanderungen gesehen hatten."

„Weißt Du, Epidius, daß ich so eben einer großen Gefahr entronnen bin?" fragte Cäsar. „Eigentlich bist Du es, dem ich Leben und Freiheit danke, denn mit dem Reste des Goldes, das mir Narcissus in Deinem Namen eingehändigt, als ich mein schönes Asyl bei Eretum verlassen mußte, habe ich mich von den Sendlingen Sulla's, die nach mir fahndeten, losgekauft."

„Ich begegnete vor einer halben Stunde einem Trupp Soldaten, den ein Offizier führte", sagte Epidius hastig. „Ich zitterte für Dich. Erst als ich mich überzeugt hatte, daß die Soldaten die Richtung gegen Cutiliä einschlugen, wagte ich es, weiter gegen den Weinberg vorzudringen, in welchem Du, wie mir die Leute in Reate, die Dir wohlwollten, gesagt, die letzte Nacht zugebracht hast. Welch ein Glück, daß ich Dich so schnell gefunden habe! Ein Hirt, der da unten seine Schafe weidete, bezeichnete mir die Hütte, in welcher ein junger, vornehm aussehender Fremdling für eine Nacht Unterkunft gefunden. Es sei gewiß ein Flüchtling, sagte er mitleidig und setzte hinzu, in Rom müsse es jetzt drüber und drunter gehen, sodaß man sich am Ende noch glücklich schätzen könne, ein Hirt und kein Senator oder Ritter zu sein."

„Der Mann hat so Unrecht nicht!" warf Cäsar lächelnd ein.

„Der Hirt sagte mir auch, der vornehme Mann habe ein junges Mädchen bei sich, das seine Schwester oder seine Gemahlin sein dürfte", fuhr Epidius fort. „Wahrscheinlich gaben Dir Freunde eine ortskundige Führerin mit — wo ist sie? Hast Du sie bereits wieder entlassen?"

Cäsar schwieg verlegen.

Er fürchtete, Urbilia könnte von Cutiliä zurückkehren, während ihr Vater noch da war.

Während er noch darüber nachdachte, wie er das Zusammentreffen von Vater und Tochter auf die beste Art verhindern könne, nahm Epidius, dem das Mädchen, welches Cäsar, wie er annahm, als Wegweiserin gedient hatte, eigentlich ganz bedeutungslos erschien, wieder das Wort.

„Wenn Du Dich fortan meiner Führung anvertrauen willst, Cäsar", sagte er, „so hat Deine unsichere Lage ihr Ende erreicht. Ich bin gekommen, Dich aus Italien zu entführen. Du magst auf fremdem, neutralem Boden ruhig abwarten, bis sich der Zorn Deiner Feinde gelegt haben wird. In Rom wechselten in den letzten Jahren die Dinge so rasch, daß Deine Verfolger über Nacht leicht selbst zu Verfolgten werden können."

„Wohin willst Du mich bringen, Epidius?"

„Meine Geschäfte nöthigen mich nach Bithynien zu reisen", erwiderte Cäsar. „Es bietet sich mir eine glänzende Combination dar, mein Vermögen durch eine Handelsspeculation, die das schwarze Meer zum Ausgangspunkte hat, namhaft zu vergrößern. Wohl hätte ich die Reise noch um einige Monate verzögern können, aber da sie mir zugleich die willkommene Gelegen-

heit nahe legt, Dich jeder Gefahr zu entziehen, so unternehme ich sie lieber gleich."

„Ich danke Dir, Epidius, daß Du immer und überall in erster Reihe an mich denkst!" rief Cäsar in herzlichem Tone.

„Du willst also mit mir gehen?" rief Epidius erfreut.

„Nach Bithynien?" forschte Cäsar überlegend. „Wie willst Du mich, den Beobachteten, Vielgekannten und so zu sagen Umstellten, ans Meer bringen?"

„Ich habe für Alles vorgesorgt", entgegnete Epidius rasch. „Während ich ausging, Dich in den sabiner Vorbergen zu suchen, ließ ich meine Barke den Tiber und den Nar hinaufgehen, weil ich darauf gerechnet hatte, daß Du Dich auf der Flucht tiefer gegen die Berge gezogen und dem Nar genähert haben würdest. Wie ich jetzt sehe, war meine Vermuthung die richtige. Die Barke erwartet mich bei Spoletum, wir können sie in vier Stunden erreichen, und da sich die Soldaten, die mir begegnet sind, gegen das entgegengesetzt liegende Cutiliä gewendet haben, so hast Du nicht zu fürchten, daß Du ihnen noch einmal in die Hände fällst. Die Ruderer bringen uns in dreißig Stunden nach Ostia, ohne daß wir irgendwo zu landen brauchen, und bei Ostia erwartet uns das Schiff, das ich für die Reise nach Bithynien gemiethet habe."

Die Gelegenheit, den Verfolgern für immer zu entrinnen, war eine so verlockende, daß Cäsar nur der Gedanke an Urbilia abhielt, ohne Ueberlegung auf den Vorschlag einzugehen.

Aber war es am Ende nicht besser, er folgte Epidius und überließ Urbilia für den Augenblick ihrem Schicksale, als er führte durch Widerstand und langes Zögern eine peinliche Begegnung zwischen Vater und Tochter herbei?

Welche Rolle stand ihm bei dem gefürchteten Zusammentreffen bevor? Und konnte er nicht vielleicht besser für die nächste Zukunft Urbilia's sorgen, wenn er sich jetzt von ihr trennte, als wenn er sich und sie noch weitern unabsehbaren Gefahren aussetzte?

Ein Gedanke ging ihm blitzartig durch den Kopf. Der erste Schritt, seine Gemahlin Cornelia bezüglich Urbilia's zu täuschen, war bereits geschehen und auch gelungen, der zweite kostete nicht mehr die Ueberwindung des ersten.

Cornelia hielt Urbilia für eine harmlose Begleiterin ihres Gemahls, für ein Werkzeug, das Cäsar seine Freunde zur Verfügung gestellt, um ihn sicherer retten zu können.

Wenn er nun auf diese Fiction weiter baute und Urbilia seiner Gemahlin mit der Bemerkung empfahl,

daß Urbilia's Mission zu Ende sei, daß ihm das Mädchen auf seiner Flucht die besten Dienste geleistet habe und daß er es daher jetzt, wo er es nicht mehr brauche, ihrem Schutze anheimstelle? Hatte er dadurch nicht besser für Urbilia gesorgt, als wenn er sie in seiner prekären Lage noch weiter an sich kettete, und hatte er dadurch nicht auch vollends jedes Mißtrauen bei seiner Gemahlin erstickt, wenn diese ja einem solchen bezüglich seiner jugendlichen und reizenden Begleiterin in ihrem Herzen Raum gegeben haben sollte?

Da Urbilia nicht mit ihm Italien verlassen konnte und in das Haus ihres Vaters nicht zurückkehren mochte, so war sie vorläufig bei Cornelia am besten aufgehoben.

Er zweifelte auch keinen Augenblick, daß sie den Weg, den es ihm beliebte, ihr vorzuzeichnen, gehen und sich bescheiden würde, seine Gemahlin aufzusuchen.

Rasch entschlossen bat er Epidius, ihn eine Viertelstunde allein zu lassen.

Er benutzte diese kurze Zeit, um Urbilia in einem kurzen eindringlichen Schreiben den Standpunkt klar zu machen.

Er fügte diesem Briefe einige Zeilen für Cornelia bei, deren Ueberbringerin Urbilia sein sollte, und beauftragte dann die Bewohner der Hütte, die Briefe,

die er geschrieben, dem Mädchen, das ihnen als seine Begleiterin bekannt war, einzuhändigen, sobald dasselbe zurückkehren würde, um sich zu erkundigen, wohin er sich gewendet habe.

Nachdem er sich so mit Urbilia abgefunden zu haben glaubte, gesellte er sich wieder zu Epidius, und beide hatten in kurzer Zeit die Uferstelle erreicht, wo die Barke sie erwartete.

„Jetzt hat, wenn uns die Götter nur ein wenig geneigt sind, Sulla's Gewalt über Dich ein Ende erreicht!“ rief Epidius aus erleichterter Brust, sobald sie das leichte Fahrzeug bestiegen hatten, welches die kräftigen Ruderer alsbald in Bewegung setzten, daß es pfeilschnell den Nar hinabflog.

„Wenn wir nur nicht aus der Scylla in die Charybdis gerathen“, bemerkte Cäsar. „Den Sulla sind wir los, wer aber bewahrt uns vor den Seeräubern? Weißt Du nicht, daß sie die Meere weithin bis zum schwarzen Meere unsicher machen?“

„Ich habe unter der fast souveränen Herrschaft, die sie, Dank den Bürgerkriegen, welche Rom zwangen, seine ganze Aufmerksamkeit seinen innern Angelegenheiten zuzuwenden, über die Meere ausüben, schon genug gelitten!“ seufzte Epidius. „Manches herrliche und kostbare Waarenstück ist mir auf dem Meere verloren

gegangen und ich weiß bestimmt, daß es nicht der Sturm, wohl aber der Pirat verschlungen hat. Man sagt, daß sich die Zahl derer, welche dem einträglichen Räuberhandwerke auf dem Meere huldigen, schon weit über dreimalhunderttausend erhebt und daß sie über zwölfhundert Schiffe gebieten, wunderbar organisirt sind und in allen Küstenstädten Italiens, Siciliens, Griechenlands und Kleinasiens verkappte Helfershelfer haben, die ihnen in die Hände arbeiten."

„Wie kann es unter solchen Umständen ein Kaufmann noch wagen, seine Schätze über das Meer zu führen?" warf Cäsar ein.

„Mancher entkommt doch und ein Jeder macht es so wie ich, man nimmt statt Gold Perlen mit und näht sie in die Falten der Toga ein", beschied Epidius den Frager, indem er seine Lippen bis dicht an dessen Ohr brachte. „Was liegt daran, wenn man uns fängt? Mein Schiff ist klein und ich führe keine Waaren mit mir, da ich erst in Bithynien meine Einkäufe besorgen will, die dann auf ein Dutzend Handelsschiffe vertheilt die Fahrt nach Rom machen sollen, sodaß, wenn auch vier Schiffe gekapert werden sollten, die übrigen acht doch wohlbehalten ankommen. Man müßte mich entkleiden und meine Kleider zerschneiden, wenn man die Perlen bei mir finden und mir

empfindlichen Schaden zufügen wollte. Und wer kennt mich, wer weiß, daß ich ein Kaufmann bin? Viel eher kennt man Dich und Deinen Namen. Wir sagen also, das Fahrzeug gehöre Dir, ich sei Dein Diener und Du auf der Flucht vor Sulla begriffen."

„Du bist viel zu sanguinisch, wenn Du Dich mit dem Gedanken schmeichelst, nicht erkannt zu werden", bemerkte Cäsar. „Hat sich nicht Alles, was Rom und Italien an verkommenen Existenzen aufzuweisen hat, den Piraten zugesellt? Wimmelt es in ihren Reihen nicht von Ueberläufern aus den Lagern des Sulla und Marius? Wie leicht kannst Du nicht auf Jemand stoßen, der in Dir den Freigelassenen des Marius erkennt!"

„Dann ist's erst recht glaublich", fiel Epidius triumphirend Cäsar in die Rede, „wenn ich mich für Deinen Diener ausgebe! Bist Du nicht der Neffe des Marius und ist es nicht natürlich, wenn ich Dir folge und Dein Exil theile?"

Während sich die Beiden so unterhielten, erreichten sie die Stelle, wo der Nar in den Tiber mündet, und Cäsar mußte, je näher er Rom kam, um so mehr daran denken, sich unkenntlich zu machen.

Endlich war auch Rom im Rücken und das Meer im Angesichte der Flüchtlinge, welche nun nichts mehr zu befürchten hatten.

Ungefährdet erreichten sie das Schiff, welches Epidius für die Seefahrt gemiethet hatte, und diese selbst schien den friedlichsten Verlauf nehmen zu wollen.

Vom Winde begünstigt hatten sie in zwei Tagen den vierten Theil des Wegs zurückgelegt und schickten sich an, bei der Insel Lipara die Meerenge zwischen Sicilien und dem italienischen Festlande zu durchschiffen.

Es war Nacht, als sie zwischen Messina und Scylläum dahinsegelten, und schon glaubten sie, am Scylläischen Vorgebirge dahingleitend, die Höhe des Jonischen Meeres gewonnen zu haben, als sie in der Ferne eine Reihe erleuchteter Fahrzeuge gewahrten, welche ihren Lauf gerade gegen sie nahmen und ungemein schnell zu segeln schienen, sodaß sie sich bald in eine so verhängnißvolle Nähe zu den geheimnißvollen Schiffen gebracht sahen, daß sie die Musik und die Gesänge hörten, welche drüben angestimmt wurden, und über den Lichtglanz erstaunten, den die schwimmenden Kolosse ausstrahlten.

Der Schiffsleib, das Deck, der Bug, die Segelstangen waren mit buntfarbigen Lichtern besäet, welche sich zu glänzenden Kränzen, Pyramiden, Guirlanden und Säulen formten, sodaß das Ganze einen feenhaften Eindruck machte.

„Wir sind verloren“, sagte Epidius, als die erleuchteten Schiffe immer näher rückten.

„Du hältst diese Schiffe für Piratenschiffe?“ fragte Cäsar unruhig.

„Unbedingt. Wehe uns und Messina!“ stotterte Epidius, den der Gleichmuth angesichts der ihm auf den Leib rückenden Gefahr denn doch im Stiche ließ. „Zuerst kommen wir an die Reihe, morgen mit dem Frühesten aber wird Messina ausgeplündert, wenn es nicht die geforderte Brandschatzung zahlt. Es wird die Musik und die Lieder, die es heute Nacht hört, morgen theuer bezahlen müssen!“

„Können wir uns nicht noch retten?“ forschte Cäsar.

„Wohin? Sie kennen hier jede Woge, jede Klippe, sie haben Augen wie die Nachtvögel. Sieh, schon wechseln sie Lichtsignale, schon rollen sie ihre lange Reihe auf, um auf uns Jagd zu machen! Am besten ist's, wir erleichtern ihnen den Fang und kommen ihnen selbst entgegen.“

Epidius, der die Art, wie die gefürchteten Seeräuber zu operiren pflegten, recht wohl kannte und wußte, daß unbedingte Ergebung das einzige Mittel sei, leichtern Kaufs wegzukommen, befahl dem Steuermann, der lichterstrahlenden Flotte, die schon ihre Barken abgesetzt hatte, um auf das kleine Fahrzeug Jagd zu machen, zuzusegeln.

Es dauerte nicht lange, so war das Schiff des Epidius dicht von kleinen Fahrzeugen umgeben, aus welchen abenteuerlich gekleidete Leute, jede Gefahr verachtend, herüber sprangen, um dessen Bemannung für gefangen zu erklären.

„In wessen Händen sind wir?“ fragte Cäsar furchtlos.

„Kynokephalos von Kappadocien heißt unser Herr!“ erwiderte einer der Piraten. „Du sollst ihn gleich kennen lernen. Wer aber bist Du, der Du Dich so stolz geberdest, als ob Du uns so eben zu Gefangenen gemacht hättest? Wie sollen wir Dich nennen, wenn wir Dich unserm Herrn als unsern Gefangenen ansagen?“

„Sagt, daß es Euch geglückt sei, Cajus Julius Cäsar zu fangen!“ rief Cäsar. „Oder einen römischen Bürger, wenn Euch das besser klingt!“

„Ich höre Deinen Namen zum ersten Male, guter Freund“, sagte der Pirat, „aber Du bist jung und dauerst mich; darum, wenn Du guten Rath von mir annehmen willst, so rühme Dich nicht bei meinem Herrn Deines römischen Bürgerthums. Kynokephalos von Kappadocien hat eine eigene Art, mit römischen Bürgern zu verkehren, die Dir wenig gefallen dürfte.“

„Worin besteht diese Art?“ fragte Cäsar trotzig.

„Er ehrt die römischen Bürger in seiner Weise, indem er ihnen erlaubt, ihre beste Toga anzuziehen und also bekleidet Seewasser zu trinken, bis daß ihnen der Durst für immer vergeht. So hat er schon einige Dutzend römischer Bürger in die Unterwelt befördert, und es thäte mir leid, wenn Du auch dahin müßtest. Heute freilich triffst Du ihn ausnahmsweise in guter Laune, denn er feiert sein Hochzeitsfest."

„Darum wohl dieser märchenhafte nächtliche Glanz, dieser Lichtschimmer, darum auch Musik und Gesang?" warf Cäsar ein. „Wo hat sich der Kappadocier seine Braut geholt? Denn ich setze voraus, daß ihm freiwillig kein Mädchen folgte!"

„Du führst eine vermessene Sprache", sagte der Pirat staunend. „Gib Acht, daß Du Dich bei dem, den Du schlechtweg den Kappadocier nennst, nicht um den Hals sprichst."

Cäsar lachte und der Pirat sah ihn mit steigender Verwirrung an.

„Nun, guter Freund", beharrte Cäsar, „willst Du mir nicht sagen, wen der Kappadocier heirathet?"

„Eine Königstochter!" lautete die stolze Antwort.

„Eine schöne Partie, das muß man sagen!" rief Cäsar.

„Keine bessere konnte es für ihn geben", sagte der

Pirat. „Du siehst auch, wie er seine Braut ehrt und wie die ganze Flotte sich mitfreut. Die Prinzessin hätte am Hofe ihres Vaters kein glänzenderes Beilager feiern können. Dabei hat sie noch die Freude zu sehen, daß auch ihre Zofen heirathen. Während sich Kynokephalos die Königstochter nahm, loosten wir alle um die sechs Sklavinnen, die mit ihr in unsere Gewalt gefallen waren."

„Du scheinst bei dieser Lotterie eine Niete gezogen zu haben, guter Freund", spottete Cäsar; „denn sonst hättest Du diese Nacht wohl etwas Besseres zu thun gehabt, als harmlose Reisende abzufangen."

Während dieses Gesprächs waren die Gefangenen bis dicht an das Schiff herangekommen, welches das Admiralschiff zu sein schien. Es war am glänzendsten erleuchtet und die Musik auf demselben erging sich in besonders wohlklingenden und sinnebestrickenden Melodien.

Tanzrhythmen wechselten mit Chören, die von kräftigen Stimmen gebildet wurden.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Neunzehnter Band.

Bis zum Rubicon.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Die Braut des Piraten.

Cäsar, der auf das Verdeck geführt wurde, erstaunte über die Pracht, die daselbst herrschte.

Der Boden war mit kostbaren Teppichen bedeckt, welche die Zimmer einer Königswohnung hätten zieren können und über den ganzen Raum des Verdecks war ein Purpurzelt gespannt, dessen Baldachin von vergoldeten Säulen getragen wurde.

Duftende Gewächse rahmten den Purpurpavillon ein und bildeten Bosquets mit grottenartigem Hintergrunde, aus welchen Wasserstrahlen hervorschossen.

Auf einem Ruhebette, das mit Löwen- und Pantherfellen bedeckt war, lag ein schönes Mädchen von üppigen Formen, dessen Stirn ein Diadem und dessen volle, nackte, weiße Arme eine Reihe von Goldspan-

gen zierten, welche die kunstvollste Arbeit zur Schau trugen.

Ueber dem Ruhebette, über welches Palmenbäume ihre großen Blätter fächerartig spannten, war eine Art Thron aufgerichtet, auf welchem im abenteuerlichsten Gewande, eine Musterkarte von Purpur, Sammt und Seide aller Farben, der Kappadocier saß.

Negermädchen führten vor dem Brautpaare Tänze auf und drehten sich in den buntesten Verschlingungen, bald allein, bald unter Beihülfe der Piraten, welche die Tänze mit Gesängen begleiteten.

Nicht weit von dem Throne, auf welchem der Kappadocier saß, waren von schneeweißem libyschem Stoffe sechs kleine Zelte aufgerichtet, in deren jedem ein Ruhebett stand, das mit gold- und purpurdurchwirkten Stoffen ausgeschlagen war.

Die Pracht der Einrichtung konnte sich wohl mit jener des Pavillons nicht messen, in welchem die Braut des Kappadociers lag, aber es herrschte auch hier noch großer Luxus, nur daß die farbenreichen Felle der seltenen wilden Thiere fehlten, welche der Abtheilung, die sich der Kappadocier vorbehalten, ein so originelles, lebensvolles und saftiges Colorit verliehen.

Die Mädchen, welche in kostbarer Gewandung auf diesen Ruhebetten lagen, waren nicht weniger schön

als die Braut des Kappadociers, aber ihre Stirnen umspannte kein Perlendiadem und an ihre Arme war nicht jene Ueberfülle von Geschmeide verschwendet, welche die Braut des Kappadociers beinahe belastete.

Die Glücklichen, welchen das Loos die schönen Mädchen zugeworfen hatte, lagen auf prächtigen Teppichen zu den Füßen ihrer Bräute und waren der Gegenstand neidvoller Betrachtung von seiten ihrer Kameraden.

Als man die Gefangenen auf das Verdeck brachte, verstummte auf einen Augenblick die Musik und der Kappadocier erkundigte sich mehr mit dem Blicke als mit Worten nach dem Stande derer, die man ihm zuführte.

„Der junge Mann nennt sich Cajus Julius Cäsar und scheint sich auf seinen Namen etwas zu gute zu thun!" sagte der Pirat, der sich des dem Epidius gehörigen Schiffs bemächtigt hatte, zu dem Kappadocier.

„Barbaren, die Ihr seid, wenn Ihr den Namen Cäsar nicht kennt!" wandte sich Cäsar zu dem Piraten, der versucht hatte ihn zu höhnen, während er ihn dem Kappadocier vorstellte. „In Rom kennt jedes Kind den Neffen des Marius!"

„Vom Marius haben wir wohl gehört", sagte der Kappadocier, den stolzen Jüngling, dessen Furchtlosig-

keit ihm imponirte, mit Wohlgefallen betrachtend, „aber Du muthest uns zu viel zu, wenn Du glaubst, daß wir auch seine ganze Verwandtschaft kennen sollen! Hast Du schon etwas gethan, was die Augen der Welt auf Dich gelenkt hätte?"

„Ich habe mir Sulla's Haß zugezogen, ist das für meine Jahre nicht genug?" fragte Cäsar.

„Du fliehst also wohl vor Sulla?" forschte der Kappadocier.

„Ich gehe mit diesem braven Manne nach Bithynien!" sagte Cäsar, auf Epidius zeigend.

„Nach Bithynien!" erwiderte der Kappadocier lächelnd, indem er seine Umgebung mit einem eigenthümlichen Blicke streifte. „Du wirst das Land in großer Aufregung finden. Willst Du nicht eine Botschaft an den König von Bithynien übernehmen?"

„Warum nicht? Willst Du mich freilassen?"

„Sobald Du ein mäßiges Lösegeld bezahlt hast. Du nennst Dich den Neffen des Marius und fliehst vor Sulla. Mit Rücksicht auf diesen doppelten Empfehlungsbrief will ich das Lösegeld niedrig bemessen. Du gibst uns hunderttausend Sesterzien!"

„Du bist ein Narr, daß Du von Cäsar ein so kleines Lösegeld verlangst!" sagte Cäsar. „Ich gebe Dir aus freiem Antriebe das Doppelte!"

„Ich wäre der Narr, für den Du mich erklärt hast, wenn ich das freiwillig Gebotene ausschlagen sollte!" erwiderte der Kappadocier lachend. „Wie willst Du die zweimalhunderttausend Sesterzien beschaffen?"

„Mein Begleiter wird sie in Rom holen!" sagte Cäsar, der sich zuvor durch einen Blick mit Epidius verständigt hatte. „Willst Du ihm vergönnen, ans Land zu gehen und nach Rom zu reisen?"

„Ich werde ihm einen zuverlässigen Begleiter mitgeben!" entschied der Kappadocier. „Sobald mir dieser das Geld gegeben hat, steht der Fortsetzung Deiner Reise kein Hinderniß im Wege."

„Fürchtest Du nicht, daß der Mann, den Du meinem Diener als Geleitsmann zur Seite gibst, als Pirat erkannt und aufgegriffen wird, sobald er den Boden Italiens betritt?" warf Cäsar ein.

„Er wandelt so sicher in Italien wie wir hier auf dem Meer!" sagte der Kappadocier zuversichtlich. „Nur einer könnte ihn verrathen", fuhr er dann mit einem beredten Seitenblicke auf Epidius fort, „und für diesen einen bürgst Du uns! Kehrt mein Bote aber, wie ich hoffe, mit Deinem Diener und dem Lösegelde unversehrt zurück, so will ich ein Uebriges thun und Dir mit meinen Schiffen bis an die Küste Bithyniens das Geleit geben!"

„Du bist sehr großmüthig!“

„Nur eigennützig! Ich möchte, daß Dir auf der Weiterreise kein Unfall mehr zustößt, damit Du dem König von Bithynien zuverlässige Kunde geben kannst von dem Hochzeitsfeste, welches Kynokephalos von Kappadocien auf offenem Meere mit der Königstochter von Bithynien feierte!“

Cäsar machte eine Geberde des Erstaunens.

„Dieses schöne Mädchen ist die Tochter des Königs Nikomedes von Bithynien?“ fragte er mit einem Blicke auf das geschmückte Mädchen, welches unter den Palmen auf kostbaren Löwen- und Tigerfellen lag.

Der Kappadocier nickte mit dem Kopfe und sagte lächelnd:

„Du staunst? Ich wundere mich nicht darüber, denn es kommt nicht alle Tage vor, daß ein kappadocischer Pirat eine Königstochter freit! Myrsa wäre mir auch um alle Schätze ihres Vaters nicht feil! Ich hätte Nikomedes sein halbes Reich abpressen können, wenn ich aus seiner Tochter einen Handelsartikel hätte machen und ihm die geraubte wieder verkaufen wollen. Der jetzt kinderlose Mann hätte mir all sein Gold verschrieben, wenn er die Tochter wiederbekommen hätte, aber der Kappadocier gibt die Königstochter nicht heraus, und noch in späten Tagen soll man wie von

etwas Besonderem von dem Piraten sprechen, der sich mit der Königstochter vermählte.“

„Vielleicht schützt Dich der vornehme Schwiegervater einst vor dem Kreuzestod, wenn Du gefangen werden solltest!“ sagte Cäsar, den der Uebermuth des Seeräubers verdroß und dem die unglückliche Lage, in welcher sich die bithynische Königstochter befand, nahe ging. Es wunderte ihn nur, daß sich diese so theilnamlos in ihr trauriges Schicksal zu ergeben schien.

Der Kappadocier nahm die Spottrede Cäsar's nicht übel, sondern sagte gelassen:

„Du scheinst reich zu sein, Cäsar, mir gegenüber hast Du Dich wenigstens als Verschwender gezeigt. Wie wär's, wenn Du, sobald ich Dich freigegeben, Schiffe gegen mich ausrüstetest? Bekommst Du mich in Deine Gewalt, so magst Du Dir das Vergnügen machen, mich an das Kreuz schlagen zu lassen; ich neide Dir dann auch das Erbe nicht, welches Dir in der Person meiner Wittwe zufallen würde!“

Der Kappadocier winkte, Cäsar war entlassen.

Die Schaar der leichtgewandeten Tänzerinnen brauste wieder heran.

Ihnen nach jagte der Troß der Männer, unter welchen sich diesmal auch die Glücklichen befanden, welchen das Loos die Zofen Myrsa's zugeworfen hatte.

Berauscht von dem Anblick ihrer Bräute und vielleicht auch vom glühenden Falerner hatten sie sich in den Tanz gemischt.

Es war ein wahres Rasen, und die Evolutionen, welche die hin und her tobenden Paare ausführten, gaben ein um so groteskeres Ensemble, als Tänzer und Tänzerinnen brennende Fackeln in der Hand schwangen.

Mit dem Rauche, der von den Fackeln aufstieg, mischte sich der duftende Rauch aus silbernen Schalen, in welchen kostbare Gewürze zum Glühen gebracht worden waren.

Während ein Meer von Wohlgerüchen das Verdeck einhüllte, bewegte sich Cäsar langsam der entgegengesetzten Seite desselben zu, auf der es minder bunt und stürmisch zuging, da dort die Piraten nur zechten und spielten.

Er mußte an der Zeltgruppe vorüberkommen, in welcher auf schwellenden Kissen die sechs Mädchen ruhten, die mit Myrsa in die Gefangenschaft der Piraten gerathen und im Augenblick von ihren dem Tanze huldigenden Bräutigamen verlassen waren.

Als Cäsar eins der Zelte streifte, fühlte er sich von einem der Mädchen am Arme erfaßt.

In demselben Augenblicke hörte er, wie ihm das

Mädchen, das ihm ein schönes, aber leidenschaftlich bewegtes Gesicht zeigte, die Worte zuflüsterte:

„Ich bin des Nikomedes von Bithynien Tochter. Ich habe Dein Gespräch mit dem Kappadocier belauscht. Du gehst nach Bithynien — rette mich. Mein königlicher Vater wird Dir's lohnen!"

Cäsar traute seinen Ohren kaum, als er diese geheimnißvollen Worte hörte, die mehr hingehaucht als gesprochen worden waren.

Er starrte, über das Räthsel, das sich ihm hier mit einem Male aufdrängte, nachdenkend, noch immer nach der Stelle, wo ihm das Mädchen erschienen, als dieses schon lange wieder zu seinem Ruhebette zurückgekehrt war.

Blitzschnell, wie es gekommen, war es auch verschwunden.

Es fürchtete offenbar bemerkt zu werden.

Cäsar fragte sich verwundert, wer hier eigentlich die Königstochter sei, die, welche der Kappadocier dafür hielt und ausgab, oder die, welche sich so eben ihm gegenüber als solche bekannt hatte.

Wenn er an die Apathie der Braut des Kappadociers dachte, die ihm schon früher aufgefallen war, und mit dieser räthselhaften Gleichgültigkeit die leidenschaftliche Erregtheit des Mädchens verglich, das ihm

so eben ein unerwartetes Geheimniß ins Ohr gehaucht hatte, so neigte er sich dem Glauben zu, daß er es in der letztern mit der Tochter des Nikomedes zu thun habe.

Das bedrängte Mädchen sollte nicht umsonst an seine Großmuth und Energie appellirt haben.

Er wollte Alles versuchen, es aus seiner unglücklichen Lage, aus den Händen, in die es gefallen war, zu reißen.

Dem Kappadocier war seine Braut zwar um keinen Preis feil. Wer weiß, dachte Cäsar, ob es dessen Kameraden mit ihren Bräuten ebenso genau nehmen!

Vielleicht war der Bräutigam der eigentlichen Königstochter, der keine Idee davon zu haben schien, welcher kostbare Preis ihm zugefallen war, zu bestimmen, sein Anrecht auf dieselbe aufzugeben.

Cäsar hielt sich in der Nähe der Zelte auf, bis der Pirat, dem das Mädchen, dessen Bekanntschaft er so eben auf eigenthümliche Art gemacht hatte, tanzgesättigt zurückkehrte.

Er sah erhitzt aus und machte ein finsteres Gesicht, als er sich von Cäsar angehalten sah.

Cäsar ließ sich durch die unfreundliche Miene nicht abschrecken und sagte:

„Deine Braut gefällt mir, guter Freund, würdest Du sie mir wohl abtreten?"

Der Pirat maß den jungen Mann, der ihm einen so sonderbaren Antrag stellte, vom Kopfe bis zu den Füßen; Zorn und Lachlust kämpften bei ihm um die Oberhand und die letztere siegte.

„Du wärst kein Thor!" brummte er lachend.

„Bedenke, daß es der Mädchen genug gibt!" nahm Cäsar wieder das Wort. „Seltener aber als Mädchen sind Beutel mit Sesterzien. Ich biete Dir ein Häuflein solcher Beutel für Deine Braut!"

Der Pirat sah nun um Vieles ernster aus als früher.

Der Antrag des jungen Mannes kam ihm nicht mehr so komisch vor.

Während er nachdenklich vor sich hinsah, fuhr Cäsar fort, ihn zu haranguiren.

„Bedenke, guter Freund", sagte er, „daß der Glücksrausch, den uns Frauen bereiten, ein kurzer und vorübergehender zu sein pflegt. Dauernd aber blinkt das Gold, und der Genuß, den es uns gewährt, ist ein reeller. Du wirst nicht ewig bleiben wollen, was Du bist, Tage werden kommen, wo es Dir lieblicher scheinen wird, in Ruhe auf festem Lande zu leben, als ewig auf dem Meere in der Gefahr zu schweben, gefangen und gekreuzigt zu werden."

Die Miene des Piraten schien Cäsar Recht zu geben.

„Ich biete Dir für das Mädchen hunderttausend Sesterzien. Mein Diener, der morgen nach Rom geht, das Lösegeld zu holen, wird Dir Goldstangen im Werthe von hunderttausend Sesterzien mitbringen. Bist Du zufrieden?"

Da der Pirat noch immer mit sich zu kämpfen schien, setzte Cäsar noch hinzu:

„Und noch eins! Wenn Du einmal den Römern in die Hände fallen solltest, so magst Du Dich zu Deinem Glücke erinnern, daß Du einst mit Cajus Julius Cäsar gesprochen und Gelegenheit gehabt hast, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, die er Dir nie vergessen wird. Wenn Du ihn in den Tagen der Gefahr anrufst, wird er Dich vom Tode retten, denn sein Name gilt etwas in Rom, und nicht ewig wird der Tyrann Sulla in diesem Rom herrschen!"

„Die Götter mögen Sulla verderben!" schrie der Pirat. „Ich habe in seinem Heere gedient und er hat mich schlecht behandelt, sodaß ich desertirte und zu den Piraten ging."

„Du bist also in Rom nicht unbekannt", rief Cäsar, „und wirst also auch den Namen Cäsar kennen."

„Wer würde ihn nicht kennen! Aber große Herren vergessen leicht! Wer bürgt mir dafür, daß Du Dich nach Jahr und Tag noch des Piraten erinnern wirst, der Dir seine Frau abgetreten hat?"

„Dieser Ring!" sagte Cäsar entschlossen, den Ring mit dem Bilde der bewaffneten Venus vom Finger streifend und dem Piraten reichend. „Er ist mir theuer und ich trenne mich nur ungern von ihm. Er soll Dich über Deine ungewisse Zukunft beruhigen. Fällst Du den Römern in die Hände, wie Ihr ihnen wohl über lang oder kurz alle in die Hände fallen werdet, so wird dieser Ring verhindern, daß man mit Dir gleich den übrigen kurzen Proceß macht. Wer immer berufen sein wird über Dich zu richten, der Ring des Cäsar wird bei ihm Dein Fürsprecher werden. Wenn Du ihn bitten wirst, er möge mir den Ring einhändigen und das gegen Dich gefällte Todesurtheil so lange unvollzogen lassen, bis ich mich Deiner habe annehmen können, so wird er Dir sicher willfahren. Und solltest Du den Ring nicht zu Deiner Rettung gebrauchen, so sollst Du fünfzigtausend Sesterzien von mir erhalten, wann und wo Du mir ihn immer überreichen magst!"

Der Pirat nahm den Ring, der Handel war abgeschlossen.

Cäsar setzte den Kappadocier von demselben in Kenntniß und dieser hätte nichts gegen das Geschäft einzuwenden gehabt, wenn er auch in der Laune gewesen wäre, sich mit etwas Anderem zu beschäftigen als mit seiner Braut und dem Glücke, eine Königstochter sein zu nennen.

Während der Kappadocier mit der vermeintlichen Königstochter koste, trat Cäsar an das Ruhebett des Mädchens, das er für die wirkliche Tochter des Königs von Bithynien zu halten Grund hatte.

Ein Blick voll ängstlicher Spannung traf ihn, als er mit strahlender Miene eintrat.

„Dein Wunsch ist erfüllt", sagte Cäsar leise, „ich habe Dich aus der Hand des verhaßten Bräutigams befreit."

Ein freudiger Aufschrei des Mädchens beantwortete die Anrede Cäsar's.

Aber die Freude hielt nicht lange an, bald kehrte die Angst wieder und das Mädchen fragte mit scheuem Blick:

„Wem gehöre ich nun, nachdem ich nicht mehr die Braut des Piraten bin?

„Du bist mein, ich habe Dich Deinem Bräutigam abgekauft."

„Was willst Du mit mir machen? Wirst Du

großmüthig sein und mich nach Bithynien zurückführen?"

„So schön und begehrenswerth Du auch bist, Myrsa", rief Cäsar mit Wärme, den Ton seiner Stimme aber immer vorsichtig dämpfend, damit kein unberufenes Lauscherohr seine Worte vernehme, „ich werde Dich Deinem Vater doch nicht vorenthalten!"

Myrsa richtete einen Blick voll Dankbarkeit auf den jungen Mann, der ihr wohl zu gefallen schien.

„Du mußt Dir für eine kurze Zeit gefallen lassen, für meine Sklavin zu gelten", fuhr Cäsar fort. „Denn wenn der Kappadocier die leiseste Ahnung hätte, daß Du des Nikomedes Tochter seiest, so wäre es um Dich geschehen und Du ihm verfallen. Ich könnte dann nichts mehr für Dich thun, den er will um jeden Preis eine Königstochter zur Gemahlin haben!"

„Glücklich der Augenblick, in dem mir die Götter den Gedanken eingaben, mit meiner Zofe Roxane die Rollen zu tauschen!" rief Myrsa. „Du wirst Dich wohl gewundert haben, daß ich mich Dir als die Tochter des Nikomedes vorstellte, nachdem Dir der Kappadocier gesagt, daß seine Braut die Königstochter sei. Höre, wie das kam. Ein Fürstensohn aus dem mit Bithynien grenzenden Galatien hatte durch einen Gesandten bei meinem Vater Nikomedes um meine Hand ange-

halten. Mein Vater, der ein schwacher Mann ist und mit allen seinen Nachbaren gern in Frieden lebt, hatte nicht den Muth, den Gesandten mit einem bestimmten Nein abzuweisen, obgleich ihm mein Entschluß, mich nicht verheirathen zu wollen, wohl bekannt war. Ich erfuhr zufällig, daß der Galatier mit stattlichem Gefolge von Ancyra aufgebrochen und unterwegs sei, um seine Werbung in eigener Person und eindringlicher in Nikomedia zu erneuern. In dieser Bedrängniß faßte ich den Entschluß, die Götter zu befragen und von ihrer Antwort mein Schicksal abhängig zu machen. An der äußersten Spitze von Bithynien, bei Daseilium, hart an der Stelle, wo der Bithynien von Mysien scheidende Fluß Rhyndakus sich in die Propontis ergießt, steht auf hohem Berge der Tempel der Göttin, unter deren Schutz meine Mutter in der Nacht meiner Geburt wenige Stunden vor ihrem Tode mein Leben gestellt. Dorthin wollte ich von Nikomedia pilgern, um der Göttin zu opfern. Mein Vater gab mit schwerem Herzen die Erlaubniß zu dem weiten Opfergange und mit kostbaren Geschenken beladen zog ich, von sechs Zofen begleitet und von hundert Mann aus der Leibwache meines Vaters beschützt, gegen Daseilium aus. Ich erreichte glücklich Nicäa und Prusa, umging, ohne einer Gefahr zu begegnen, die Seen Ascanius

und Appolomalis und langte nach vierwöchentlicher Wanderung am Fuße des Tempels der Göttin an. Während ich ihn mit meinem Gefolge von Mädchen erkletterte, blieb meine Schutzwache am Fuße des Berges zurück, dessen Gipfel der Tempel krönte. Aber welches Entsetzen befiel mich, als ich, oben angelangt, eine Anzahl von Schiffen am Gestade erblickte, deren Bemannung in der Ausschiffung begriffen war. Ich erkannte in den Landenden Seeräuber, welche es sicherlich auf den Tempel bei Daseilium abgesehen hatten. Waren doch erst einige Wochen verflossen, seit sie den Junotempel in Samos und den Cerestempel zu Hermione ausgeplündert hatten. Jetzt streckten sie die frevelhafte Hand nach den Schätzen des Tempels aus, der mich eben beherbergte. Meine Verzweiflung war grenzenlos, keine Rettung winkte mir, da hatte ich noch die Geistesgegenwart, meine Dienerinnen um mich zu versammeln und sie schwören zu lassen, daß sie die als die Tochter des Nikomedes gelten lassen wollten, der ich mein Diadem um die Stirne werfen würde. Darauf wählte ich mir die schönste aus, daß sie meine Rolle spiele, während ich mich zu ihrer Sklavin erniedrigte."

„Du rechnetest darauf, daß Dich die Piraten nicht kannten?" warf Cäsar ein.

„Und ich hatte mich nicht verrechnet!" sagte Myrsa

mit dem Kopfe nickend. „Kaum hatte ich mich der Abzeichen meiner hervorragenden Stellung begeben, als ich wildes Geschrei und Waffenlärm hörte.“

„Die Piraten waren mit Deiner Schutzwache in Kampf gerathen?“ fragte Cäsar lebhaft.

„In einen Kampf, der leider nur zu bald entschieden war“, sagte Myrsa traurig. „Der Piraten waren tausend, meiner Beschützer hundert und die Tempelwache selbst bestand nur aus hundert paphlagonischen Schleuderern. Auch diese wurden von den den Berg unaufhaltsam hinaufstürmenden Piraten bald niedergemetzelt und ich fiel mit allen meinen Begleiterinnen den Räubern in die Hände. Jetzt zeigte es sich, wie klug ich gehandelt, daß ich eine Andere mit dem Diadem bekleidet hatte. Die Piraten, welche ihre Helfershelfer überall auf dem festen Lande hatten und durch geheimnißvolle Signale mit ihnen verkehrten, waren in Kenntniß davon gesetzt, daß sich die Tochter des Nikomedes nach dem Tempel von Daseilium begeben habe. Sie wollten zwei Trümpfe zugleich ausspielen, den Tempel plündern und der Tochter des Königs Nikomedes sich bemächtigen. Beides gelang ihnen, nur daß mich die List vor dem Unglücke bewahrte, die Braut des Kappadociers werden zu müssen. Meine Dienerinnen haben das Geheimniß gewissenhaft bewahrt, und wenn

sie je nach Bithynien znrückkehren sollten, wird sie mein Vater für ihre Treue königlich belohnen."

„Wer weiß, ob sie ihr gegenwärtiges Schicksal so beklagenswerth finden, als Du wohl meinst!" sagte Cäsar. „Sie freien jung und ihre Männer sind nicht übel, und da diese über kurz oder lang von meinen Landsleuten doch gefangen und gekreuzigt werden, so kann es geschehen, daß Deine Dienerinnen noch als jugendliche Wittwen nach Bithynien zurückkehren, um sich dort zum zweiten Male zu vermählen. Vorläufig aber ist es mir vorgekommen, als ob sich jene, welche Deine Rolle zu spielen übernommen hat, den wilden und von Dir so sehr verabscheuten Kappadocier ganz gern als Bräutigam gefallen ließe."

Zweites Kapitel.

Myrsa und Urbilia.

Nach der mit Epidius getroffenen Vereinbarung wollten die Seeräuber die Rückkehr dessen, den sie für einen Diener Cäsar's hielten, bei der Insel Farmakusa erwarten, wo die Piraten einen ihrer geschütztesten Zufluchts- und Sammelorte hatten.

In die Höhlen, welche die ungeheuren Felsvorsprünge Farmakusas bildeten, zogen sich die Geschwader der Piraten zurück, wenn sie sich ihren Verfolgern gegenüber in der Minderzahl sahen.

Von Farmakusa gingen die Signale und Befehle nach den verschiedensten Richtungen aus und das Admiralat der Seeräuber hatte gleichsam in den unzugänglichen Schlupfwinkeln dieser zerklüfteten Inselgestade sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Anfangs hatten die Piraten Delos zu ihrem Sammelplatz gewählt.

Das war zu der Zeit, wo sie noch nicht so geschickt waren und zerstreut operirten.

Denn schon seit langer Zeit hatten die Einwohner derjenigen Inseln, die unweit der Küsten von Jonien und Karien lagen, die Freibeuterei auf dem Meere getrieben; Karthagos Zerstörung, die Eroberung mancher asiatischen Provinzen und die Zertrümmerung von Griechenlands Freiheit hatte die große Anzahl landflüchtiger Menschen noch ansehnlich vermehrt und den streifenden Piratenflotten manchen neuen Schwarm von Vertriebenen zugesendet.

Noth und Mangel, Rachgierde und Kampflust vereinigte Männer, die ein Band der Gleichheit wenigstens insofern umschlang, als sie nichts mehr zu verlieren hatten.

Mit allen Mächten im Krieg, nur unter sich selbst im Frieden, wuchsen sie oft zu ansehnlichen Geschwadern empor und zerstäubten ebenso oft wieder zu einzelnen Fahrzeugen.

Von Aegyptens, Cyperns und Syriens Königen zuweilen aus Privatabsichten unterstützt, durchstreiften sie die Meere von Cyrene bis Kreta, die Gewässer an Griechenlands und Kleinasiens Küsten, die sie ihrer

Einträglichkeit wegen das goldene Meer zu nennen pflegten.

Unter Mithridates' Regierung stiegen sie aber vollends zu einer gefürchteten Macht heran.

Dieser Fürst, dem jedes Mittel genehm war, sobald er durch dasselbe der ihm verhaßten Macht Roms ein Paroli zu biegen vermochte, hatte sich der Piraten in seinen Kriegen mit Erfolg bedient.

Als er endlich seine asiatischen Besitzungen aufgeben mußte, traten die aus seinen Diensten entlassenen Piraten unter sich selbst in eine Verbindung, die nun nicht mehr für eine bloße vorübergehende Zusammenrottung angesehen werden konnte.

Fast alle Eilande des Aegäischen Meeres, der größte Theil von Pamphilien und Pontus, von Rhodus und Cypern wurden Mitglieder dieses Bundes.

Man faßte sie nunmehr unter dem Gesammtnamen Cilicier zusammen; denn Ciliciens klippenvolle Küste, wo das Taurusgebirge sich in steilem Kettenzuge bis zum Meere hin erstreckt, bot ihnen willkommene Zufluchtsstätten, wenn es sich um momentane Flucht oder bequeme Theilung der Beute handelte.

Von Cilicien aus durchstrichen sie die westlichen Meere bis gegen Spanien hin, plünderten Knidos,

Kolophon, Samos und andere reiche Städte und raubten Griechenlands und Asiens schönste Tempel aus.

Die Römer sahen sich von ihnen nicht nur auf einzelnen Schiffen angegriffen, sondern Siciliens und Afrikas Kornflotten wurden oft von ihnen weggenommen, die wichtigsten Häfen durch ganze Geschwader gesperrt, alle Handelszweige vernichtet, die Meere selbst zur Winterszeit unsicher gemacht.

Nicht blos an den Küsten Italiens landeten sie, sogar in die Mündung des Tiber liefen sie ein, überfielen die Villen der reichen Patricier, raubten edle Männer und Weiber, überwanden den gegen sie ausgeschickten Prätor Bellienus und stürzten ihn ins Meer.

Es ist Nacht und die Schiffe des Kappadociers haben bei Farmakusa beigelegt, dessen unheimliche Grottenvorsprünge grelles rothes Fackellicht beleuchtet.

Auf dem Verdecke liegt Cäsar auf kostbaren Teppichen zu den Füßen Myrsa's und liest dem schönen Mädchen, das er dem Seeräuber abgekauft, ein Gedicht in griechischer Sprache vor, in welchem er Hercules feierte.

Als er von Myrsa's üppigen Lippen reichliches Lob für die wohlklingenden Verse geerntet hatte, declamirte er einige Scenen aus einem Trauerspiele, welches

Oedipus zum Helden hatte und von ihm während seiner Gefangenschaft verfaßt worden war, die nun schon vierzehn Tage dauerte und ihm weit langweiliger vorgekommen wäre, wenn er nicht zuweilen in Myrsa's wundervolle blaue Augen hätte blicken können.

Wer konnte es ihm verargen, wenn er, wo ihm zwei so schöne Augen in nächster Nähe glänzten, nur selten an seine Gemahlin Cornelia und an seine Geliebte Urbilia dachte?

Je wilder und ungeschlachter die Barbaren waren, in deren Gewalt er sich befand, einen desto wohlthätigern Eindruck mußte das sanfte, einnehmende Wesen Myrsa's auf ihn machen, die das, was er an ihr gethan, sowie die tausend Aufmerksamkeiten, in denen er sich täglich gegen sie erschöpfte, durch zarte Dankbarkeit vergalt, in deren Kundgebungen das Wohlgefallen, das sie an ihrem schönen und ritterlichen Retter empfand, bald genug bemerkbar hervortrat.

Während Cäsar die Königstochter durch den melodischen Vortrag seiner Verse zu ergötzen suchte, hatten sich einige von den Leuten des Kappadociers um ihn gesammelt und lauschten mit Aufmerksamkeit dem Flusse seiner Rede.

Sie verstanden nicht viel von dem, was er sagte, aber die einschmeichelnde Art seines Vortrags gefiel ihnen unwillkürlich.

Denn hatte Cäsar es auch nicht so gemacht wie jene römischen Redner, welche, als sie sich in der Beredtsamkeit übten, einen Flötenspieler neben sich hatten, damit er ihnen stets den rechten Ton angebe, so sprach er doch sehr schön und mit so angenehmer Modulation, daß man ihm gern zuhörte.

Er selbst fand jedoch an seinem Zuhörerkreise wenig Geschmack, und als er sah, daß eine ganze Gruppe von Barbaren auf seine ausschließlich für Myrsa's zartes Ohr berechneten Worte lauschte, wandte er sich mit drohender Miene an die unberufenen Zuhörer und herrschte ihnen zu:

„Was lungert Ihr da, Ihr Dummköpfe? Für Euch gibt es kein Griechisch, für Euch sind keine Verse gewachsen! Wenn ich ein Buch über die Wahrsagekunst, auf die Ihr so viel haltet, verfaßt haben werde, dann will ich Euch rufen und Euch etwas daraus vorlesen! Vielleicht findet Ihr dann auch in der Abhandlung die Prophezeiung, daß Ihr einmal noch alle hängen werdet! Einstweilen packt Euch, Ihr Halbmenschen, und stört mich nicht! Opfert lieber Euren Göttern, damit sie recht viele Waldbrände schicken, vielleicht bleibt dann kein Holz übrig für die Kreuze, an welche Ihr geschlagen zu werden verdient!"

Die Piraten lachten und zogen sich zurück.

Sie nahmen dem vornehmen Gefangenen die Drohworte nicht übel, denn sie fürchteten die Kreuze nicht und fühlten sich ganz sicher auf ihren Schiffen.

„Diese Halbmenschen glauben fest, daß das Holz, an welches sie genagelt werden sollen, noch im Safte stehe!“ grollte Cäsar den sich gleichmüthig Entfernenden nach und wandte sich dann im vertraulichen Flüstertone zu Myrsa, indem er sagte:

„Du kannst mir nicht glauben, wie ich das Leben unter diesen verthierten Menschen satt habe! Schade um jede Stunde, die ich unter ihnen zubringen muß. Ich gäbe etwas darum, wenn ich Epidius, dessen Rückkehr möglicherweise erst in drei, vier Wochen erfolgen dürfte, nicht erwarten müßte. Ich schmeichle mir immer mit dem Gedanken, daß uns ein unerwarteter Glücksfall die Bahn früher freimacht. Hast Du Gelegenheit gehabt, mit Deinen Zofen zu sprechen, Myrsa?“

„Sie befolgen den Wink, den ich ihnen gegeben, und werden nicht müde, ihren Männern die Herrlichkeiten und Reichthümer Bithyniens zu preisen!“ entgegnete Myrsa.

„Wenn sie ihnen unausgesetzt das schöne Lied von den Fleischtöpfen Bithyniens vorsingen, so machen sie sie nach und nach geneigt, das gelobte Land kennen zu

lernen", meinte Cäsar. „Begünstigt uns der Zufall und sind wir einmal in der Lage, ihnen durch den Mund ihrer Frauen das lockende Wort: Auf nach Bithynien! zuzurufen, so haben wir sie und können auf sie rechnen."

Während Cäsar sich in Hoffnungen wiegte, für welche vorläufig eigentlich noch jede Grundlage fehlte, wurde durch Lichtsignale die Ankunft eines Piraten-schiffs angekündigt.

Dasselbe hatte reiche Beute und viele Gefangene gemacht, welche es nach Farmakusa in Sicherheit brachte.

Die Neugierde trieb Cäsar, der Ausschiffung beizu-wohnen, da das Schiff Beute und Gefangene an den Kappadocier abgab, um bald darauf wieder auf einen neuen Raubzug in die See zu stechen.

Cäsar war nicht wenig erstaunt, als er unter den Personen, welche dem Kappadocier zur Aufbewahrung übergeben wurden, Urbilia erkannte.

Er näherte sich ihr und gab sich ihr zu erkennen.

Sie richtete einen scheuen Blick auf ihn, denn ihr Vertrauen zu ihm hatte einen harten Stoß erlitten, seit er sie in den sabinischen Bergen rath- und hülflos zurückgelassen hatte.

Wohl hatte sie damals den Brief erhalten, den

er bei den Leuten, die ihn zuletzt beherbergt hatten, für sie zurückgelassen hatte.

Aber sie konnte ihm doch die Herzlosigkeit nicht vergessen, mit der er sie gerade in dem Augenblick sich selbst überlassen hatte, wo sie hingegangen war, um die Vestalinnen zu seiner Rettung aufzurufen.

Wenn sie einen andern Ausweg gewußt hätte, so würde sie das in dem Briefe an sie gerichtete Ansinnen, sich in Cornelia's Schutz zu begeben, zurückgewiesen haben.

Da sie sich jedoch scheute, zu ihrem Vater zurückzukehren und nicht ziel- und mittellos im Lande umherstreifen konnte, so mußte sie sich wohl oder übel entschließen, das Asyl aufzusuchen, auf welches sie Cäsar etwas ungroßmüthig verwiesen hatte.

Mit beklommenem Herzen ging sie, Cornelia aufzusuchen, welche sich damals auf ihrer Villa bei Antium, hart am Meere, aufhielt.

Cornelia hatte sich auf diese Besitzung zurückgezogen, weil sie die Rückkehr ihres Bruders Cinna aus Spanien erwartete.

Cinna hatte sich anfänglich dem alten Kriegskameraden seines Vaters Sertorius angeschlossen, der in Spanien noch immer gegen Sulla's Heere heldenmüthig kämpfte.

In der letzten Zeit jedoch hatte dem jungen Manne ein ernstes Zerwürfniß mit Sertorius die Rückkehr in die Heimat wünschenswerth erscheinen lassen und er hatte sich brieflich an seine Schwester gewandt, damit sie das Terrain in Rom sondire.

Cornelia hatte dieses natürlich den Plänen ihres Bruders höchst ungünstig gefunden.

Von Sulla's Großmuth war nicht viel zu hoffen und so mußte sie denn gleichzeitig für den Gatten und für den Bruder zittern.

Da ihr der letztere mitgetheilt hatte, daß seine Stellung in Spanien vollkommen unhaltbar geworden sei und er auf jede Gefahr hin zurückkehren wolle, so hatte sie sich, kurz nach ihrem Besuche in Catilina's Villa bei Eretum, auf ihr am Meeresgestade bei Antium gelegenes Gut begeben und ihren Bruder wissen lassen, daß er bei Antium landen möge, wo sie ihn so lange zu verbergen suchen werde, bis sie Freunde gefunden haben würde, die sich seiner bei Sulla mit Erfolg anzunehmen in der Lage wären.

An dem Tage, an welchem Urbilia in Cornelia's Villa angekommen war, hatte sich Cornelia nach der einige Stunden von der Villa entfernten Stelle begeben, bei welcher ihr Bruder Cinna nach der zwischen ihnen getroffenen Vereinbarung seine Landung bewerkstelligen wollte.

Während Urbilia die Abwesende erwartete, landeten die Piraten bei Antium und überfielen die am Meeresstrande gelegenen Landhäuser, darunter auch jenes Cornelia's.

Sie schleppten Alles mit sich fort, was in ihre Hände fiel, und als Cornelia am Abend mit ihren Bruder, der seine Landung glücklich bewerkstelligt hatte, in ihr Landhaus zurückkehrte, fand sie dasselbe vollständig ausgeraubt und den Arzt und die gesammte Dienerschaft entführt.

Davon, daß Urbilia sie erwartet hatte und in die Hände der Räuber gefallen war, hatte sie nicht einmal eine Ahnung, da die Piraten Niemand von den Hausbewohnern zurückgelassen hatten, welcher der Gebieterin die Einzelnheiten des Vorgefallenen hätte hinterbringen können.

Drittes Kapitel.

Eine Falle.

Sobald Cäsar von Urbilia erfahren hatte, auf welche Art sie in die Gewalt der Piraten gekommen sei, ging er daran, die Personen aufzusuchen, welche zum Gefolge seiner Gemahlin gehörten.

Diese waren außerordentlich erfreut, als sie Cäsar erblickten, und stellten sich zu seiner Verfügung.

„Jetzt werde ich bald frei sein!" rief Cäsar. „Ihr werdet ans Land gesetzt werden und von den Provinzstädten das Lösegeld für mich eintreiben. Ich will es nicht einmal als Geschenk haben, es soll ihnen später bis auf den letzten Sesterz zurückgezahlt werden."

Die römischen Ritter und Senatoren hatten nämlich das Recht, wenn sie in Gefangenschaft gerathen waren, von den Provinzstädten und Bundesgenossen ihre Los-

kaufung geradezu, nicht etwa als eine Gefälligkeit, sondern als eine Schuldigkeit zu fordern.

So hatte vor kurzem P. Clodius in einem ganz gleichen Falle zum König Ptolemäus von Cypern geschickt, und die Sparsamkeit, die dieser Fürst bei dieser Gelegenheit bewies, hatte ihm sein Königreich gekostet.

Cäsar machte nun dem Kappadocier den Antrag, daß er ihm das Lösegeld binnen drei Tagen schaffen wolle, wenn er gestatte, daß der Arzt seiner Gemahlin mit einigen Dienern ans Land gehe und die Bürger von Milet begrüße, welches nur wenige Stunden von Farmakusa entfernt war.

Es war übrigens nicht blos der Wunsch, möglichst bald die Freiheit zu erlangen, welcher Cäsar antrieb, dem Kappadocier dieses Ansinnen zu stellen.

Er wollte auch ein Zusammentreffen Urbilia's mit ihrem Vater verhindern, welches unvermeidlich eintreten mußte, wenn er so lange bei den Piraten blieb, bis Epidius mit dem Lösegelde von Rom eintraf.

Cäsar fand den Kappadocier geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen, und auch bereit, ihm Urbilia für ein Lösegeld von zwanzigtausend Sesterzien abzutreten.

Der Arzt hatte daher von den Bürgern von Milet

dreihundertzwanzigtausend Sesterzien zu beschaffen, von welcher Summe zweihunderttausend das Lösegeld für Cäsar, hunderttausend das Abstandsgeld für Myrsa und zwanzigtausend das Lösegeld für Urbilia repräsentirten.

„Wenn Du das Geld bringst, so bringe auch eine Ladung köstlicher Gerichte!“ sagte Cäsar zu dem Arzte; „wir wollen unsere guten Freunde, die Piraten, bewirthen, später hängen wir sie doch!“

Als der Arzt das mit vier Ruderern bemannte Schiff, das ihn nach Milet bringen sollte, bereits zu besteigen im Begriff war, flüsterte ihm Cäsar noch zu:

„Sorge auch für einen ausgiebigen Schlaftrunk. Diese Halbmenschen sollen Cäsar kennen lernen!“

Es schienen geheimnißvolle Pläne zu sein, welche Cäsar verfolgte.

Wenn er sie aber ausführen wollte, so war Epidius in Lebensgefahr.

Cäsar mußte daher verhindern, daß Epidius in die Falle ging.

Bei des letztern Abreise war ausgemacht worden, daß derselbe, nachdem er das Lösegeld in Rom aufgetrieben, mit seinem Begleiter zu Lande bis Rhegium reisen sollte, wo sie ein Ruderschiff erwarten und nach

Farmakusa bringen sollte, wohin sich der Kappadocier mit seinem kleinen Geschwader begeben wollte.

Cäsar wandte sich an den Kappadocier mit dem Ersuchen, Epidius in Rhegium durch einen Vertrauten verständigen zu lassen, daß er ihn und das Lösegeld nicht weiter brauche.

„Du erhältst das Lösegeld aus Milet", sagte Cäsar, „und ich setze sofort meine Reise nach Bithynien fort. Meinen Diener Epidius kann ich in der nächsten Zeit entbehren, weil ich die Diener meiner Gemahlin mitnehme, die sich jetzt in Deiner Gefangenschaft befinden. Ich hoffe, Du läßt sie mit mir ziehen, nachdem ich Dir für meine Person ein doppelt so hohes Lösegeld in Aussicht gestellt habe, als Du selbst verlangt hast!"

„Sie mögen mit Dir gehen!" entschied der Kappadocier. „Und da Du mir das Lösegeld von Milet beschaffst, so mag Dein Diener das Geld behalten, welches er von Rom geholt hat, und zusehen, wie er auf eigene Hand nach Bithynien kommt. Das Schiff, welches so eben die Beute und die Gefangenen von Antium nach Farmakusa gebracht hat, segelt morgen nach Rhegium. Dort hätte es Deinen Diener mit seinem Begleiter aufnehmen sollen. Jetzt werde ich dem letztern durch den Kapitän sagen lassen, daß er Deinen Diener

freigeben möge, da Du anderweitig für die Beschaffung des Lösegeldes gesorgt hättest."

„Ich werde dem Kapitän einen Brief für meinen Diener mitgeben, der ihm den Sachverhalt aufklären soll", sagte Cäsar.

„Ich habe nichts dagegen", schloß der Kappadocier die Unterhaltung.

Nachdem Cäsar den Brief an Epidius in so vorsichtigen Ausdrücken abgefaßt hatte, daß es nichts auf sich hatte, wenn ihn auch der Kappadocier erbrach, um den Inhalt der Mittheilung zu erfahren, begab er sich zu Myrsa und flüsterte ihr zu:

„Der Augenblick, auf den ich gerechnet habe, ist da. Mit dem Lösegelde werden köstliche Speisen von Milet kommen und ich werde dem Kappadocier mit seinen Leuten ein Gastmahl anbieten. Wenn dieselben benebelt sein werden, wird mein Arzt einen Schlaftrunk in den Wein mischen. Sobald den Leuten die Augen zufallen, machen wir uns über sie her, knebeln und binden sie und besteigen das Ruderschiff, welches jetzt unterwegs nach Milet ist, um das Lösegeld zu holen."

„Wird man von den übrigen Schiffen nicht unsere Flucht gewahren?" warf Myrsa ängstlich ein.

„Wenn die Männer Deiner Zofen gemeinschaft-

liche Sache mit uns machen, so bin ich über den Ausgang unbesorgt“, meinte Cäsar.

„Ich glaube. daß wir ihrer Mitwirkung sicher sein können“, sagte Myrsa. „Nisa, die schlaueste meiner Zofen, hat mir erst vor wenigen Minuten zugeflüstert, daß ihr Mann entschlossen sei, bei der ersten Gelegenheit mit ihr nach Bithynien zu fliehen, wo sie ihm eine sorgenlose und ehrenvolle Zukunft vorgegaukelt hat, während ihn hier doch nur der Tod erwartet, sei es im Kampfe, sei es in schmählicher Gefangenschaft. Denn nicht ewig kann die Herrschaft der Piraten dauern, und je übermüthiger sie es treiben, desto eher wird sie ihr Verhängniß erreichen. Nisa hat ihren Mann bestimmt, dies auch seinen Kameraden vorzustellen. Wenn Du ihnen in dem Augenblick, wo Du sie brauchst, eine reiche Belohnung als Preis für ihren Uebertritt in Aussicht stellst, so sind sie Dein!“

„Die Stellung des Schiffs begünstigt uns auch“, bemerkte Cäsar. „Das Schiff des Kappadociers liegt so vor Anker, daß es der offenen See am nächsten ist und wir diese erreichen können, ohne an den übrigen Schiffen vorbei zu müssen. Das Ruderschiff wird uns rasch von hinnen tragen, wenn die kräftigen Fäuste der Männer Deiner Zofen die Ruder führen. Wir

sind unser nicht zu viele für das Schiff; Du und ich —"

„Meine sechs Zofen, Dein Arzt und Deine Diener und die fünf Ruderer", zählte Myrsa.

„Und ein Mädchen, gegen welches ich Verpflichtungen habe", ergänzte Cäsar zögernd. „Urbilia heißt sie, ein Zufall hat sie mir unerwartet wieder zugeführt; sie hat mir vor kurzem, als ich unstät und flüchtig umherirrte, wesentliche Dienste geleistet."

„Du liebst sie?" fragte Myrsa rasch und sah Cäsar forschend an.

„Ich bin ihr gut", sagte dieser nicht ohne eine gewisse Verlegenheit. „Ehe ich Dich kennen lernte, liebte ich sie."

Myrsa schien durch diese Antwort nicht vollkommen befriedigt worden zu sein, sagte jedoch:

„Das Mädchen mag mit uns gehen. Wenn Dir damit ein Gefallen geschieht, so will ich sie unter meinen Schutz nehmen und sie als meine Freundin behandeln."

„Du hast das edelste Herz, Myrsa!" rief Cäsar in aufrichtiger Freude, da ihm ein Stein vom Herzen gefallen war.

Er hatte es nicht gewagt, Myrsa um das zu ersuchen, was sie jetzt selbst in einer Anwandlung von Großmuth anbot, und doch lag darin die einzige Mög-

lichkeit, Urbilia's Stellung in Bithynien haltbar zu machen, ihre Lage angenehm zu gestalten und einen Gesichtspunkt zu finden, von welchem aus man Epidius, wenn er nach Bithynien kommen sollte, die Anwesenheit seiner Tochter daselbst in einem plausiblen Lichte erscheinen lassen konnte.

Hatte sich Myrsa erst Urbilia's angenommen, so war es ein Leichtes, sie in die weitere Sachlage, soweit man dies eben wollte, einzuweihen und sie zu bestimmen, Epidius durch ein Märchen zu täuschen.

In einer so abenteuerlichen Zeit, wo Epidius eben selbst eine Entführung auf dem Meere bestanden hatte, mußte es ihm ganz glaublich erscheinen, wenn man ihm sagte, daß Urbilia am Tage des Pompejanischen Triumphs entführt und auf ein Schiff geschleppt worden, welches Piraten gehörte und einem bithynischen Geschwader in die Hände fiel, das die Gefangenen befreite und nach Nikomedia brachte, wo Urbilia die Aufmerksamkeit der Königstochter erregte, die sich ihrer wohlwollend annahm.

Cäsar hatte von dem Arzte seiner Gemahlin und von Urbilia erfahren, daß Sulla die Acht, die er über ihn verhängt hatte, auf Fürbitte der Vestalinnen aufgehoben habe.

Hatte dieser Gnadenact für ihn auch in einem

Augenblicke, wo er auf einem Boden stand, auf welchem Sulla's Macht nichts galt, nur eine untergeordnete Bedeutung, so wußte er doch, daß er ihn nur der Intervention Urbilia's zu verdanken habe, welche das Interesse der Vestalinnen für ihn und sein Schicksal rege gemacht hatte.

Dieser neuerliche Beweis von Urbilia's Liebe rührte ihn und war ihm ein Sporn, der Zukunft Urbilia's eine möglichst gute Wendung zu geben, da er sich sagen mußte, daß es nur ihr Unglück besiegeln hieße, wenn er ihre Leidenschaft für ihn wach hielt, nachdem sein Gefühl für sie durch Myrsa's Dazwischentreten eine unleugbare Abkühlung erfahren hatte.

Hätte nicht ein tiefes Interesse Cäsar an Myrsa gefesselt, so hätte er sich wahrscheinlich entschlossen, jetzt nach Rom zurückzukehren, da ihm dort keine Gefahr mehr drohte.

So aber war es nicht blos eine Ehrenpflicht, welche ihn antrieb, die durch ihn befreite Myrsa ihrem königlichen Vater zuzuführen, sondern es wäre ihm auch peinlich gewesen, sich gerade jetzt von Myrsa zu trennen, wo ihm die verlockende Aussicht winkte, nachhaltigen Eindruck auf das Herz des schönen Mädchens zu machen.

Die Begnadigung kam Cäsar wenigstens insofern

zu gute, als er es, wenn dieselbe mittlerweile nicht erfolgt wäre, nicht gewagt hätte, von Milet das Lösegeld zu verlangen.

Dem Geächteten hätten die Mileter dasselbe schon aus Connivenz für Sulla sicherlich verweigert.

Cäsar fand einen Augenblick, wo er Urbilia andeuten konnte, was er im Schilde führe und wie er speciell für sie gesorgt habe.

Sie ließ in ihrer Passivität Alles mit sich geschehen, und empfand sie es auch schmerzlich, daß sie Cäsar's Liebe so gut wie verloren habe, so tröstete sie sich doch in ihrem Schmerze mit der Aussicht, in Nikomedia ein angenehmes, glänzendes Leben führen zu können.

Die alte Vorliebe für Pracht und Wohlleben, die sich schon im väterlichen Hause bei ihr bemerkbar gemacht und später nur in der alles Andere zurückdrängenden Liebe zu Cäsar ein Gegengewicht gefunden hatte, regte sich wieder bei ihr und die Herrlichkeiten, die ihrer an der Seite der Königstochter in der bithynischen Hauptstadt warteten, entschädigten sie einigermaßen für den Verlust der Liebe Cäsar's.

Es dauerte keine drei Tage, so waren die Abgesandten Cäsar's mit dem Lösegelde da und der Kappadocier sowie der Cilicier, dem Cäsar Myrsa abgekauft hatte, befriedigt.

Der Kappadocier ließ es sich gern gefallen, daß Cäsar ihn und seine Leute bewirthete, und die Zofe Nisa hatte ihrer Herrin hinterbracht, daß die Gatten ihrer Gefährtinnen bereit seien, sich von dem Kappadocier zu trennen und ihren Frauen nach Bithynien zu folgen.

„Das Glück ist mit uns!“ sagte Cäsar, indem er dem Arzte einen Wink gab, seinen Schlaftrunk bereit zu halten. „Die Dummköpfe, die in die Schlinge gefallen sind, die ich ihnen gelegt habe, sollen sich um das Lösegeld geprellt sehen. Nicht einen Deut sollen sie bekommen; die einzige Münze, in der wir sie bezahlen wollen, sei das Hohnlachen!“

Als der Kappadocier von dem schweren Weine, den ihm Cäsar hatte credenzen lassen, betäubt war und seine Leute ihrer Sinne nur noch halb mächtig waren, spielte der Arzt den letzten Trumpf aus und mischte den rasch wirkenden Schlaftrunk in die Pokale.

Diese gingen noch eine Stunde von der Hand zum Munde, dann wurde es still auf dem Verdecke, auf welchem es noch vor kurzem so laut und lustig hergegangen war.

Jetzt hielt Cäsar den rechten Augenblick für gekommen und rief den fünf Ciliciern, die sich von ihren Frauen zur Flucht hatten überreden lassen und neben

Cäsar's Leuten die einzigen waren, die ihre Nüchternheit bewahrt hatten, zu:

„Auf! Wer mit Cäsar geht, der mag sich das Geld des Kappadociers nehmen! Bindet den Kappadocier und werft ihn mit einem Knebel im Munde in den untern Schiffsraum! Mit seinen Leuten thut dasselbe!"

Die fünf Cilicier ließen sich das nicht zweimal sagen, warfen sich auf den Kappadocier, nahmen ihm die zweimalhunderttausend Sesterzien ab, die er vor wenigen Stunden in Goldstangen als Lösegeld erhalten hatte, und machten ihn wehrlos.

Dann stürzten sie sich, von den Leuten Cäsar's und den Zofen Myrsa's unterstützt, auf die übrigen Schläfer, und in wenigen Minuten war Alles, was auf dem Schiffe hätte Widerstand leisten können, gebunden und geknebelt.

Cäsar hatte inzwischen das kleine Ruderschiff, dem sie sich anvertrauen wollten, flott gemacht, wobei ihm Myrsa und Urbilia behülflich waren.

Die übrigen Gefangenen hatte der Kappadocier schon vor einigen Tagen, um sein Schiff nicht zu sehr mit Menschen anzufüllen, an die übrigen Schiffe seines Geschwaders abgegeben.

In der nächsten Stunde verließ das Ruderschiff,

von den kräftigen Ciliciern in Bewegung gesetzt, die Höhlen von Farmakusa, ohne daß die übrigen Schiffe etwas davon merkten.

Der Wind war dem kleinen Fahrzeuge, das Cäsar trug, günstig, es konnte in drei, vier Tagen die Strecke zwischen Milet und Nikomedia zurücklegen.

Viertes Kapitel.

Am Hofe eines asiatischen Königs.

Im Königsschlosse zu Nikomedia geht es hoch her. Die Tafeln brechen fast unter der Last der Schüsseln, die Musik spielt heitere Weisen, um so finsterer aber schaut der Mann darein, der in einer Ecke des Saals kettenbelastet in einem eisernen Käfig kauert.

Der Mann hinter den eisernen Gitterstäben ist der Kappadocier.

Er hatte sich vermessen, eine Königstochter freien zu wollen, er muß nun zusehen, wie die Königstochter an der Seite Cäsar's, dem sie ihre Befreiung zu danken hat, süßen Falerner schlürft.

An seinem engen Gefängniß vorbei, in welchem er sich kaum umdrehen kann, huschen lautlosen Schrittes die Diener hin und tragen die Weinkrüge den Ciliciern zu, welche sonst dem Kappadocier gehorcht hatten.

Heute sind sie Gäste des Königs von Bithynien und werden an einer eigenen Tafel bedient; neben ihnen sitzen ihre Frauen und lachen und schäkern mit ihnen.

Sie ist auch darunter, welche der Kappadocier für die Königstocher hielt und auf den Glauben hin, daß sie des Nikomedes von Bithynien Tochter sei, zu seiner Frau machte.

Sie hat es ihm nie verziehen, daß er sie nur darum zum Weibe nahm, weil er sie für eine Königstochter hielt, und höhnt sie ihn auch nicht wie die andern, so bekennt sie sich doch auch nicht zu ihm.

Vor vierzehn Tagen hatte der Kappadocier noch bei Farmakusa gelegen und Feuer und Flammen gegen Cäsar gespien, der ihm mit dem Lösegelde durchgegangen war und die Frauen entführt hatte.

Er wollte sein Müthchen an Milet kühlen, weil er glaubte, daß die Mileter mit Cäsar gemeinschaftliche Sache gemacht und den letztern bei der Ausführung seiner Pläne unterstützt hätten.

Aber die Mileter waren auf ihrer Hut, und während der Kappadocier noch vor der Stadt kreuzte, auf den Augenblick lauernd, wo er über sie herfallen könnte, raffte Cäsar in Nikomedia schon eine Hand voll Schiffe zusammen, mit denen er über den Kappadocier herfallen wollte.

Er hatte es ihm und seinen Leuten oft versprochen, daß er sie noch alle ans Kreuz nageln lassen wollte, und er wollte sein Wort rasch lösen.

Kaum hatte er den König von der Sorge um sein Kind befreit, dasselbe unversehrt in seine Arme gelegt und die Cilicier, die ihm bei der Flucht behülflich gewesen waren, dem Wohlwollen des Königs empfohlen, als er auch schon mit dem in aller Eile zusammengerafften Geschwader gegen Farmakusa aufbrach, wo er den Kappadocier noch anzutreffen hoffte.

Um ihm kräftiger beikommen zu können, schickte er Eilboten auf dem Landwege nach Milet, um die Mileter von seiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen und sie aufzufordern, auf ein bestimmtes Signal mit ihren Schiffen zu ihm zu stoßen.

Es verstand sich von selbst, daß die Mileter sich dies nicht zweimal sagen ließen, da sie selbst das größte Interesse dabei hatten, die Piraten zu züchtigen und unschädlich zu machen.

Zudem waren sie verpflichtet, auf Verlangen der Römer zu jeder Stunde eine gewisse Anzahl Schiffe in See stechen zu lassen.

Während der Kappadocier sich noch mit der Hoffnung trug, die Mileter seinen Grimm fühlen zu lassen,

sah er sich plötzlich von der vereinten bithynischen und miletischen Flotte angegriffen.

Er hätte sich vielleicht in die Grotten von Farmakusa zurückziehen und, auf die dort aufgestapelten Vorräthe gestützt, Succurs abwarten können, aber die Mileter legten sich gleich im Anfang des Gefechts so geschickt zwischen seine Schiffe und die Insel, daß sie ihm den Rückzug abschnitten.

Er mußte sich nach hartnäckigem Widerstande ergeben.

Cäsar brachte die Gefangenen nach Pergamus und forderte den Prätor Junius Silanus, der damals Kleinasien im Namen Roms verwaltete, auf, strenges Gericht über sie zu halten.

Silanus war aber ein geiziger Mann und die ansehnliche Beute reizte seine Habgier.

Mit frostigen, zweideutigen Mienen antwortete er dem feurigen Cäsar, er wolle auf Bestrafung der Verbrecher bei Gelegenheit bedacht sein, Cäsar möge sie nur mit ihren Schätzen ans Land bringen lassen und ihm übergeben.

Cäsar verstand den Geizhals.

Ueberzeugt, daß der Prätor die Gefangenen nicht mit dem Tode bestrafen, sondern verkaufen und sich überdem durch das, was ihnen einst gehört, bereichern werde, ließ er mit keinem Blicke oder Worte seine Empfindlichkeit merken.

Er ging zu Schiff, machte aus den den Piraten abgenommenen Schätzen zwei Theile und forderte dann die Mileter auf, zuzugreifen, sich den einen Theil anzueignen und dann die Schiffe der Heimat zuzuwenden.

Er selbst behielt für seine bithynischen Freunde die zweite Hälfte der Beute und verließ noch in derselben Stunde mit dem bithynischen Geschwader Pergamus, dem habsüchtigen Prätor das leere Nachsehen lassend.

Nikomedes empfing den siegreich Heimkehrenden aufs feierlichste und behandelte ihn wie einen Freund und Bruder.

Hatte ihm jener doch die Tochter, das einzige Kind zurückgebracht, nachdem es der alte Mann bereits verloren gegeben.

Er umgab Cäsar mit den höchsten Ehren und es gab in Bithynien Niemand, den Nikomedes über den Befreier seiner Tochter gestellt hätte.

Es wäre ihm sehr lieb gewesen, wenn er Cäsar mit der Hand dieser Tochter hätte belohnen können.

Cäsar hatte es sich von Nikomedes als eine besondere Gunst erbeten, das Castell bewohnen zu dürfen, in welchem Hannibal, der erbitterte Römerfeind, sein Leben beendet hatte.

Er schlief in demselben Zimmer, in welchem Hannibal seine letzten Pläne gegen Rom schmiedete, noch

als fast siebzigjähriger Greis an dem Knabenschwur festhaltend, den er in seines Vaters Hamilkar Hand abgelegt.

Gegen dieses Castell hatte der bithynische König Prusias, auf Anstiften des römischen Gesandten Flaminius, die Mörder ausgesandt, damit sie seinem greisen Gaste, der ihm so getreu und erfolgreich in seinem Kriege gegen den König Eumenes beigestanden, meuchlings den Garaus machten.

Vielleicht stand jetzt Cäsar's Ruhebett auf derselben Stelle, auf welcher der in seinem letzten Asyl aufgescheuchte Karthager das Gift nahm, das er immer bei sich trug, um seinen Feinden nicht einmal unversehens lebend in die Hände zu fallen.

Da, wo vor hundert Jahren ein Herz plötzlich zum Stillstehen verurtheilt wurde, das mit Haß gegen Rom erfüllt gewesen, schlug jetzt das jugendliche, feurige Herz eines Römers, der keinen andern Gedanken hatte als den, Rom immer größer und mächtiger werden zu sehen.

Wo Hannibal gegen Rom intriguirte, da wollte Cäsar darüber nachdenken, wie er Rom eine neue Provinz zuführen könnte.

Der Ruhm des Pompejus scheuchte ihn aus seinem Schlaraffenleben auf.

Fast in demselben Augenblicke, wo er in Bithynien ans Land gestiegen war, war ihm die Nachricht zu Ohren gekommen, daß Pompejus den Sertorius, den letzten versprengten Parteigänger seines Oheims Marius, drüben in Spanien vollständig überwunden habe und demnächst zum zweiten Male im Triumphe in Rom einziehen würde.

Mit dem Schmerze über den Fall des Sertorius ging das neidvolle Gefühl Hand in Hand, daß es gerade der kaum um fünf Jahre ältere Pompejus sein müsse, dem der große Wurf gelungen, dem letzten Marianer die Waffen aus den Händen gewunden zu haben.

Mächtig regte sich in ihm der Ehrgeiz, und er erwog, wie die Chancen seiner Zukunft steigen möchten, wenn er, der Neffe des Marius, den Parteigängern des Sulla gerade jetzt einen Querstrich durch die Rechnung machte, indem er ihnen zeigte, daß er auch da sei und Rom in sein Herz geschlossen habe.

Wenn Pompejus die Provinz Spanien Rom zu Füßen legte, warum sollte es ihm unmöglich sein, das Reich auch um eine schöne Provinz zu vergrößern?

Bithynien war zwar kein Spanien an politischer Bedeutung, aber wenn er es für Rom gewann, so schwächte er doch den Eindruck der Großthaten der Sullaner und zwang die Leute in Rom zu dem Bekenntniß, der

Neffe des Marius lege auch nicht die Hände in den Schooß und gewissermaßen sei seine Gabe sogar die werthvollere, weil sie keinen Schwertstreich und keines Römers Blut gekostet.

Und wie sich Cäsar raschen Blicks über die Lage der Dinge in Bithynien orientirte, so war es gar nicht unmöglich, daß er Bithynien an Rom brachte.

Nikomedes war das Prototyp eines asiatischen Monarchen. Weichlich im Glücke, zaghaft in der Bedrängniß, schwelgerisch in seiner Tafel, zügellos in seinen Sitten, war ihm an der Zukunft seines Reichs wenig gelegen.

Er liebte außer sich selbst nur noch ein Wesen, seine Tochter Myrsa.

Diese wollte er mit dem galater Prinzen verheirathen und so Bithynien und Galatien zu einem Reiche verschweißen.

Von dem Augenblicke jedoch, wo Myrsa diesem Plane sich widerwillig zeigte, beharrte Nikomedes sicherlich nicht mehr auf der Ausführung desselben.

Myrsa's konnte sich Cäsar also als des einen Hebels bedienen, um Nikomedes seinen Absichten geneigt zu machen.

Bei dem Einflusse, den er über die Prinzessin gewonnen, war es ihm ein Leichtes, auch den König zu

beeinflussen, der Rom ohnehin viel zu verdanken hatte, da er schon einmal, vom König Mithridates verjagt, durch römische Heeresmacht wieder in sein Reich eingesetzt worden.

Myrsa, welche bereits die verunglückte Reise nach Daseilium als eine böse Vorbedeutung bezüglich des galater Heirathsprojectes auffaßte, fühlte sich dem Prinzen von Galatien noch weit weniger zugethan, seit sie Cäsar kennen gelernt hatte.

Sie wäre weit lieber nach Rom als nach Galatien gegangen und legte ihrer Liebe für Cäsar nur Zügel an, weil sie wußte, daß Cäsar daheim eine Gemahlin habe.

Nichtsdestoweniger erschien es ihr wünschenswerther, selbst von Cäsar getrennt eine Luft mit dem geliebten Manne zu athmen und in seiner Nähe zu leben, als die Gemahlin des Galaters zu werden.

Cäsar, der einen Blick in ihr Herz gethan hatte, brauchte nur aus ihrer Stimmung Nutzen zu ziehen, um seine Pläne zu fördern.

Wenn er ihr den Gedanken nahe legte, Vestalin zu werden, so stand der Erfüllung ihres geheimen Wunsches, mit Cäsar nach Rom zu gehen, nichts im Wege, da sich dieser den Einfluß zutraute, die Priesterinnen Vesta's zu bewegen, ihre Reihen durch eine Jungfrau zu ergänzen, die königlichem Geblüte entsprungen war.

Nikomedes war dann bezüglich der Verfügung über sein Reich frei. Hatte er seine Tochter den Römern hingegeben, so konnte sein Reich folgen und denselben Weg wandeln.

Aber Cäsar hatte schlauen Blicks erspäht, daß noch ein Hebel da war, dessen er sich bedienen konnte.

Es war ihm nicht entgangen, daß Urbilia, der Myrsa eine ehrenvolle Stellung an ihrer Seite angewiesen hatte, die sie jedoch nicht abhielt, das fremde Mädchen mit einer gewissen Eifersucht zu beobachten, einen großen Eindruck auf den König gemacht hatte.

Nikomedes war Wittwer.

Wenn Cäsar der Liebe des Königs zu Urbilia Vorschub leistete, so sicherte er sich weitern dauernden Einfluß bei Nikomedes und entwaffnete zugleich Myrsa, indem er ihr zeigte, daß ihre unbestimmte Eifersucht eigentlich keinen Grund habe.

Für Urbilia selbst aber konnte er nicht besser sorgen, als wenn er sie zur Königin von Bithynien machte.

Er wußte, daß sie sich durch den Glanz blenden lassen und in ihr Schicksal fügen würde.

Während Cäsar sich im Stillen mit so ernsten und weitreichenden Combinationen trägt, sprudelt er von Witz und Heiterkeit und belebt die ganze Tafelrunde durch seine sprühende Rede, sodaß nur einer

da ist, der trotzig und finster dreinschaut und an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Antheil nimmt; und dieser eine ist der Kappadocier.

Der Kappadocier knirscht mit den Zähnen, so oft das ungebundene Lachen der Gäste des Nikomedes an sein Ohr dringt.

Er wünscht, sie hätten ihn auch ans Kreuz genagelt wie seine Genossen, welche schon seit einigen Tagen auf dem Wege zwischen der Hauptstadt und dem von Cäsar bewohnten Castell zwischen Himmel und Erde schweben.

Nur einen hat Cäsar begnadigt, den Mann, dem er die Königstochter abgekauft und den Ring gegeben hat, der das Bild der bewaffneten Venus trug.

Als sich der Gefangene auf diesen Ring berufen hatte, war er vor Cäsar gebracht und von diesem nicht nur begnadigt, sondern noch überdies reichlich beschenkt worden. Cäsar hatte ihm den Ring gelassen und Nikomedes bewogen, ihn in seine Leibwache aufzunehmen.

Die schrecklichste Strafe aber hatte den Kappadocier getroffen.

Er war zum Hungertode verurtheilt worden, sollte aber nicht im dumpfen Verließe dem Tode entgegengehen, sondern in heiterem Sonnenlichte, unter glanz-

voller Umgebung, von angenehm duftenden Schüsseln und Pokalen umringt, eines langsamen, qualvollen Todes sterben, sterben mit dem Blicke auf üppiges Wohlleben, auf Genüsse raffinirtester Art.

So oft der König mit seinen Gästen zur Tafel ging — und man tafelte in Nikomedia zu Ehren der wiedergewonnenen Königstochter fast den ganzen Tag und schlummerte oft weinmüde im Speisesaale selbst ein, um erwachend die Orgie fortzusetzen — wurde der Käfig, in welchem sich der Kappadocier befand, in den Speisesaal geschoben und der unglückliche Mann mußte Zeuge der Bacchanalien sein.

Nicht selten trug ihm Cäsar im Uebermuthe der Weinlaune die goldene Schüssel, aus welcher er, der König und Myrsa so eben genommen hatten, bis dicht zum Käfig und fragte ihn lachend, ob der Mann der Königstochter nicht zugreifen wolle.

Dann ballte der Kappadocier wohl die Faust in ohnmächtigem Zorne, aber je wilder er dreinsah und je unheimlicher er die Augen rollte, desto unbändiger lachte Cäsar.

Im ganzen Saale gab es nur ein Wesen, welches mit dem Unglücklichen Mitleid hatte, und dieses eine Wesen war Urbilia.

Sie kämpfte lange mit sich selbst, ob sie Cäsar

bitten solle, daß er dem Kappadocier das Leben schenke.

Unter andern Umständen hätte sie keinen Augenblick gezögert, Cäsar darum anzugehen, jetzt aber widerstrebte es ihr, sich von dem Manne, dessen Liebe sie verloren hatte, eine Gunst zu erbitten.

Als Cäsar sich jedoch wieder einmal, mit dem goldenen Pokal in der Hand, dem Kappadocier näherte, um ihm mit höhnenden Worten einen Schluck Falerner zu bieten und den Falerner dann selbst hinabzustürzen, da ihm der Kappadocier mit einer Geberde der Verachtung den Rücken kehrte, sprang sie von ihrem Platze empor und eilte, alle zarten Bedenklichkeiten beiseite setzend, zu dem Käfig.

Ihre Wange glühte, als sie die Hand auf Cäsar's Arm legend sagte:

„Laß ab von dem Manne, Cäsar, und wenn Dir Urbilia je werth gewesen ist, so gib ihm die Freiheit. Er hat schwerer gebüßt, als wenn Du ihn, wie seine Kameraden, hättest ans Kreuz nageln lassen!“

Cäsar sah Urbilia überrascht an, und das höhnische Lachen, das noch vor kurzem seine edlen Züge verunstaltet hatte, verschwand von seinem Antlitz.

„Frage nicht, ob Du mir werth warst, Urbilia“, flüsterte er, das Mädchen, das in ihrer Entrüstung

und Verlegenheit doppelt schön war, mit einem begehrenden Blicke ansehend, „frage nicht, ob Du mir werth warst, Du hast nie aufgehört, mir werth zu sein. Kann man auch nicht immer gleich feurig lieben, so liebt man doch —"

„Wehe Dir, wenn Dich Myrsa hört!" fiel Urbilia dem Weinseligen in die Rede und zeigte ihm eine imponirende Haltung.

Wort und Miene des Mädchens ernüchterten Cäsar.

Er ließ die, wie er sah, übelangebrachte Galanterie beiseite und fragte ernst:

„Du sinnst mir in Wirklichkeit an, diesem Manne Leben und Freiheit zu schenken?"

„Ich bitte darum."

„Bist Du bereit, mir auch einmal eine Bitte zu erfüllen, wann und wo ich sie auch an Dich richte?" fragte er rasch und sah Urbilia forschend an.

Diese schlug anfangs wie überlegend die Augen nieder, erhob sie jedoch bald wieder und sie mit festem Ausdrucke auf Cäsar heftend, sagte sie:

„Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst, vorausgesetzt, daß Du mich selbst nicht mehr verlangst! Mich selbst könnte ich Dir nie wieder geben, wie ich es that, als ich mich von Dir geliebt wußte. Das mußte ich Dir sagen, Cäsar, damit Du weißt, wie Du

fürder mit Urbilia daran bist, und sie nicht mehr durch Blicke beleidigst, wie ich sie erst vor einem Augenblicke sehen und zurückweisen mußte!"

„Du bist streng, Urbilia", flüsterte Cäsar, und fast hatte es den Anschein, als ob sich angesichts der spröden Haltung, welche Urbilia ihm gegenüber annahm, die alte Liebe wirklich wieder lebendiger rege.

„Ich bin, wozu Du mich gemacht hast, Cäsar!" entgegnete Urbilia im Tone vorwurfsvoller Wehmuth. „Wirst Du mich noch lange um das Leben dieses halb verhungerten Menschen bitten lassen?"

„Du kannst über den Kappadocier verfügen, wenn Du mir versprichst, mir auch eine Bitte zu erfüllen, eine Bitte, die, zu Deiner Beruhigung sei es gesagt, keinen Bezug hat auf das, was wir uns einmal waren, ehe Dich die Eifersucht befiel."

„Ich verspreche Dir, Cäsar, Dir in Allem zu Willen zu sein, worin ich nur immer kann."

„Dann nimm den Kappadocier, er ist Dein!"

Urbilia ließ den Käfig öffnen und sagte zu dem Gefangenen:

„Geh, wohin Du willst, Cäsar schenkt Dir Leben und Freiheit!"

Der Kappadocier, welcher bis dahin scheinbar theil=

nahmlos auf dem Boden gekauert hatte, erhob sich jetzt und wankte dem Ausgange des Käfigs zu.

Er hatte nun schon drei Tage nichts gegessen und hielt sich mit Mühe aufrecht.

Als er sich außerhalb seines bisherigen Gefängnisses sah, kehrte er sich gegen Cäsar um, erhob die Hand drohend gegen ihn und sagte mit heiserer Stimme, während sich ein unheimlicher Ausdruck in seinen Zügen ausprägte:

„Vergiß den Kappadocier nicht, Cäsar, wie er Dich nie vergessen wird!"

„Unsinniger!" fiel ihm Urbilia entsetzt in die Rede. „Was fällt Dir ein, ihm zu drohen!"

„Er mag mich selbst jetzt noch ans Kreuz schlagen lassen", schrie der Kappadocier wild, „ich sage es ihm doch ins Gesicht: wenn er mich leben läßt, sehen wir uns wieder und er mag sich dann vorsehen!"

Cäsar lachte und kehrte dem Kappadocier gleichmüthig den Rücken.

Der wankte zur Thür des Speisesaals hinaus.

„Gebt ihm einen Soldaten als Bedeckung mit, sonst schlägt man ihn draußen todt!" sagte Cäsar.

„Wohin soll man ihn bringen, Herr?" fragte der Soldat, den der König herbeigewinkt hatte, damit er Cäsar's Befehl ausführe.

„Wohin anders als ans Meer!“ rief Cäsar. „Man gebe ihm eine kleine Barke und lasse ihn noch einmal auf den Wogen sein Glück versuchen, die seine Sinne schon einmal so betäubt haben, daß er sich für ihren Gebieter, römische Bürger für seine Sklaven und Königstöchter für die ihm angemessenen Bräute ansah.“

Ein stürmisches Halloh folgte Cäsar's Worten. Der Kappadocier mußte das wüste Geschrei draußen noch hören, als er durch die Gänge der Königsburg schwankte, zu stolz, seinen Begleiter um das anzusprechen, wonach sein Gaumen lechzte: um einen Tropfen Wasser, um einen Bissen Brod.

Und als man ihn eine halbe Stunde später in einer nußschalgroßen Barke aussetzte, beugte er sich über den Rand derselben und trank mit Gier von dem Meerwasser.

Dann wendete er das Antlitz dem Castell zu, in welchem er Cäsar einquartiert wußte, stieß einen wilden Fluch aus und murmelte:

„Und ich treffe Dich doch noch, Du römischer Bürger!“

Fünftes Kapitel.

Ein Testament.

Monate waren vergangen.

Aus Italien waren zwei wichtige Nachrichten gekommen: Sulla hatte die Dictatur niedergelegt und die Sklaven hatten sich unter dem Gladiator Spartacus gegen Rom erhoben.

Epidius hatte die erste Kunde von beiden Ereignissen nach Bithynien gebracht.

Er hatte erzählt, daß es ihn selbst ergriffen habe, als er den Mann, der bis dahin mit dem Leben und dem Eigenthum von Millionen nach Willkür geschaltet hatte, dem in jeder Gasse Roms, in jeder Stadt Italiens Todfeinde wohnten, auf das Forum hatte treten sehen, um sich seiner Machtfülle freiwillig zu begeben, seine Lictoren zu entlassen und die dicht gedrängte

Bürgerschaft aufzufordern, daß sie rede, wenn einer von ihm Rechenschaft begehre.

„Er stieg von der Rednerbühne herab", schloß Epidius seine Schilderung des merkwürdigen Tages, „und ging zu Fuße, nur von seinen Anhängern begleitet, durch eben jenen Pöbel, der ihm vor acht Jahren das Haus geschleift hatte, nach seiner Wohnung zurück. Er zeigte eine Heiterkeit, als sei er ein Timoleon, der den Syrakusanern ihre Freiheit wiederschenke. Einem Jüngling, der ihn mit Schmähworten bis zu seinem Hause begleitete, sagte er gelassen, daß er einen Abschreiber brauche, um mit seinen Memoiren fertig zu werden; wenn sich seine Wuth gelegt habe, möge er in sein Haus kommen und sich bei ihm melden lassen, er wolle ihm etwas zu verdienen geben."

„Sulla weiß recht gut, wie schrecklich sein bloßer Name wirkt, und daß in Italien immer noch hundertzwanzigtausend Veteranen stehen, die unter ihm gedient haben", warf Cäsar geringschätzig ein. „Seine Verzichtleistung auf die Dictatur ist Komödie, durch die sich Niemand blenden läßt. Ich fühle mich in Bithynien immer noch sicherer als in Rom, solange Sulla lebt. Denn wer bürgt mir dafür, daß er dort nicht eines Tages einem der zehntausend Freigelassenen, die sich bei ihm die Tagesparole holen, winkt, mich um

einen Kopf kürzer zu machen, trotzdem er sich ins Privatleben zurückgezogen und seine Trabanten entlassen hat? Nein, Epidius, ich bleibe hier und schlage mich lieber für meinen königlichen Freund Nikomedes mit Mithridates herum, der die Grenzen wieder unsicher macht, als daß ich mich mit den von Sulla ausgeschickten Mördern raufe. Aber laß mich noch etwas von Rom hören. Du sprachst von einer Erhebung der Sklaven; wie war es möglich, daß sie um sich griff?"

„Das fragt sich alle Welt", antwortete Epidius. „Der Prätor Claudius Pulcher ließ sich gleichsam herab, den zusammengelaufenen Schwarm, der unter der Anführung eines thrazischen Fechters aus Capua hervorgebrochen war und sich durch eine Handvoll Seeräuber verstärkt hatte, die ein Kappadocier befehligte, mit dreitausend Soldaten zu verfolgen. Bald waren die Flüchtlinge eingeholt; Spartacus zog sich mit dem Kappadocier auf den Gipfel des Vesuvs; von einem zehnfach stärkern Feinde umzingelt, schienen beide hier nur zwischen dem Hungertode und der sichern Niederlage wählen zu können. Aber die List rettete sie. Indessen unsere Soldaten sorglos in ihrem Lager schlafen, lassen sich die Eingeschlossenen in den Höhlen des ausgebrannten Bergs an zusammengeflochtenen Weinreben hinunter, rüsten sich dann erst mit den Waffen, die sie

auf ihrer Wanderung in die Tiefe nachschleiften, und überfallen unversehens unsere Krieger. Diese fallen oder fliehen, Lager und Waffen gerathen in die Hände des kühnen Angreifers, der sich aus einem verfolgten Räuberhauptmann plötzlich in einen siegreichen Feldherrn verwandelt sieht. Von allen Seiten her sammeln sich um ihn entflohene Sklaven, Fechter, verarmte Landleute, gedrückte, mißvergnügte, nach Freiheit oder Beute strebende Apulier und Piraten, die das Meer langweilig finden und nach Abenteuern auf dem Lande dürsten. Aus Flechtwerk, aus den Fellen geschlachteter Thiere werden Rüstungen zubereitet, aus geraubtem Eisen Waffen geschmiedet, erbeutetes Zugvieh vertritt die Stelle von Streitrossen und heute befehligt der ehemalige Fechter von Capua ein Heer von dreißigtausend Mann und droht Campanien mit einem furchtbaren Menschenstrom zu überschwemmen. Wilder noch als er treibt es aber sein Unterfeldherr, den man nur den Kappadocier nennt, weil er unter diesem Namen schon zur See bekannt war."

„Auch ich glaube ihn zu kennen", sagte Cäsar vor sich hin, und ein Bedauern beschlich ihn, daß er Urbilia's Bitte nachgegeben und dem Kappadocier das Leben geschenkt habe.

Denn er zweifelte keinen Augenblick, daß der von

ihm Begnadigte derselbe war, der mit dem Sklavenführer Spartacus gemeinschaftliche Sache gemacht.

Der Gedanke, sich an den Römern empfindlich zu rächen, nachdem ihm ein römischer Bürger so arg mitgespielt, war ein so natürlicher, daß ihn Cäsar dem Kappadocier ohne weiteres zutraute.

Epidius sah sich in der Ausführung seiner Geschäfte in Bithynien durch die Unterstützung, welche ihm Nikomedes angedeihen ließ, sehr gefördert.

Andererseits diente sein Erscheinen dazu, um die Dinge sich in Cäsar's Sinne noch rascher entwickeln zu lassen, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Epidius, der seine Tochter wiedergefunden hatte und dem Märchen, welches ihm dieselbe über die Art, wie sie nach Bithynien gekommen, zum Besten gab, um so williger Glauben schenkte, als sich Myrsa auf Cäsar's Bitte herbeigelassen hatte, einzelne Umstände zu bestätigen, machte Miene, Urbilia wieder mit sich nach Rom zu nehmen.

Nikomedes, der Gefahr lief, das Mädchen, an das er sein Herz gehängt, zu verlieren, faßte den Entschluß, seinen Thron mit der Kaufmannstochter zu theilen.

Urbilia, welche kein Verlangen trug, an der Seite eines mürrischen Vaters in einer licht- und luftlosen

Straße Roms hinzuvegetiren, nachdem sie einmal von Allem gekostet hatte, was das Leben Schönes und Prächtiges hatte, lieh der Werbung ein geneigtes Gehör, und Epidius versöhnte sich schnell mit dem Gedanken, sein Kind in Bithynien in so guten Händen zurückzulassen.

„Nun hast Du, wonach Du immer dürstetest — Glanz und Pracht", sagte er zu Urbilia, als sie ihn mit ihrem Entschlusse bekannt machte, dem alten Schattenkönig die Hand zu reichen.

Cäsar aber sagte eines Tages zu der königlichen Braut:

„Ich habe Dir einmal einen Wunsch erfüllt und mir dafür das Recht vorbehalten, bei passender Gelegenheit eine Bitte an Dich stellen zu dürfen. Diese Gelegenheit ist jetzt gekommen. Du wirst die Gemahlin des Nikomedes: mögest Du als Königin ebenso glücklich sein, als Du es als Geliebte des Römers warst. Mögest Du Dich auch", fuhr Cäsar fort, als Urbilia die Augen niederschlug, „als Königin von Bithynien erinnern, daß Du eine Römerin bist. Daran knüpfe ich meine Bitte. Du kannst auf dem Posten, auf welchen Dich die gütigen Götter gestellt haben, Rom einen großen Dienst erweisen, wenn Du bei Deinem Gatten den Gedanken, sein Reich den Römern zu vermachen,

nährst. Ich habe ihm diesen Gedanken bereits nahe gelegt, er ist mit ihm vertraut und braucht nur Jemand, der ihm die Erinnerung an den schon gefaßten Vorsatz stets wach hält und ihn davor bewahrt, andern Plänen, mit denen man sein Ohr vielleicht belagern wird, Aufmerksamkeit zu schenken. Kann ich in dieser Beziehung auf Dich rechnen, Urbilia?"

„Ich werde Dir beweisen, daß ich auch in meiner neuen Stellung eine Römerin geblieben bin", entgegnete Urbilia fest.

„Dann magst Du Dich auch stets erinnern, daß Du in Cäsar Deinen wärmsten und aufopferndsten Freund hast!" rief Cäsar lebhaft. „Gelingt das Werk, das Du zu fördern Dich so eben verpflichtet hast, so wird es meine Sorge sein, daß Rom nie vergißt, wem es den neuen Provinzzuwachs zu verdanken hat."

Epidius verließ kurze Zeit nach der Vermählungsfeier, welche mit dem größten Pompe in Scene gegangen war, Bithynien.

Cäsar begab sich zum Heere des Nikomedes und kämpfte mit Glück gegen Mithridates, von dem Gedanken beseelt, daß er eigentlich für Rom kämpfe, indem er Bithynien gegen den König von Pontus vertheidige.

Er hatte sich bereits daran gewöhnt, Bithynien als

eine römische Provinz zu betrachten, da er sich auf die Geschicklichkeit und den guten Willen seiner weiblichen Bundesgenossin, die er bei Nikomedes zurückgelassen, verließ.

Als er aus dem Feldzuge zurückkehrte, war eben die Nachricht von Sulla's Tode in Bithynien angelangt.

Cäsar jauchzte auf, als er erfuhr, daß sein Feind nicht mehr sei.

Jetzt sah er seine Zeit gekommen und beschloß unmittelbar nach Rom zurückzukehren.

Wollte er dort auch vorerst nur die Rolle eines aufmerksamen Beobachters spielen, ohne werkthätig in die Action einzugreifen, so lebte doch die Zuversicht in ihm, daß mit ihm der Geist des Marius in Rom einziehen werde, um vorerst im Stillen, dann aber bei sich ergebender Gelegenheit mit Eclat gegen die am Ruder befindliche Sullanische Adelspartei zu reagiren.

Er gönnte dem todten Feinde die glänzende Leichenfeier, die ihm Rom veranstaltete, wie er ihm sein erbärmliches Ende gegönnt hatte.

Sulla's Körper war bei lebendigem Leibe in Fäulniß übergegangen.

Ungeziefer, in so unsaglichem Uebermaße erzeugt, daß kein noch so häufiges Baden, keine noch so kräftige

Arznei es zu vertilgen im Stande war, wuchs aus seinem Körper hervor und verzehrte ihn.

Die Fabel, die er den über den Mord an Ofella entrüsteten Römern erzählt, hatte sich mit ihrer Pointe nemesisartig gegen ihn gewendet.

Als sich nämlich Ofella, einer von Sulla's vorzüglichsten Unterfeldherren, gegen dessen ausdrückliches Verbot um das Consulat beworben hatte, ließ ihn Sulla auf dem Wahlplatze durch einen Centurio niederstechen.

Das Volk, das den Zusammenhang nicht kannte, führte den Mörder mit Ungestüm und Rachegeschrei vor Sulla's Richterstuhl.

Dieser gebot, nicht blos den Centurio loszulassen, sondern erzählte den Leuten nachfolgende, wenig tröstlich klingende Fabel:

„Ein Bauer ward von vielem Ungeziefer hart geplagt; zweimal säuberte er seine Kleider, niemals half es. Endlich ungeduldig darüber, warf er beim dritten Male sie ganz ins Feuer. Römer, hütet Euch vor diesem dritten Male!"

Die Fabel war ihm verhängnißvoll geworden.

Aber wie glänzend wurde der vom Ungeziefer durchwühlte Körper des Dictators bestattet! Als ob er ein Vater des Vaterlandes gewesen wäre, so wurde

er unter Begleitung eines ganzen Heeres von alten Kriegern und durch ihn neugebackenen Bürgern, sowie in Begleitung aller Senatoren, Ritter, Priester, kurz alles dessen, was in Rom groß, schön und edel war, auf das Marsfeld geführt.

Auch das schöne Geschlecht strömte in solcher Menge zu seinem Leichenbegängniß, brachte in so überschwänglichem Maße die kostbarsten Spezereien zu demselben, daß man sie in zweihundertundzehn Körben der Leiche nachtrug und aus dem feinsten und duftendsten Zimmt und Weihrauch zwei Bilder in Lebensgröße machte, von denen das eine den Dictator selbst, das andere einen seiner Lictoren vorstellen sollte.

Ja, man sah es als einen Beweis seines noch im Tode ihn nicht verlassenden Glücks an, daß am Tage seiner Bestattung ein mit Wolken überzogener Himmel allaugenblicklich mit Regen drohte, dieser aber gleichwohl nicht herabfiel, bis der Leichnam ganz verbrannt war, worauf es dann den ganzen übrigen Tag wolkenbruchartig regnete.

Cäsar blieb nun noch so lange in Nikomedia, bis er das Testament des Königs, in welchem dieser sein Reich den Römern vermachte, in der Hand hatte.

Mit diesem wichtigen Document in der Tasche vertraute er sich in einem mit vier Ruderern bemannten

Nachen dem Meere an, weil eben kein großes Schiff ausgerüstet im Hafen lag und auch kein Handelsschiff eben seinen Curs gegen Rom nahm.

Als er auf so schwanker Unterlage dahinglitt, kam ihm einmal der Gedanke, daß er verloren wäre, wenn er diesmal den Seeräubern in die Hände fiele, da sich die Nachricht von dem Strafgerichte, das er über die Leute des Kappadociers verhängt hatte, gewiß längst unter den Piraten verbreitet hatte.

Und kaum war ihm die Sorge aufgestiegen, als er in der Ferne Piratenschiffe zu entdecken glaubte.

Das kleine Gefolge Cäsar's erschrak, nur ihn selbst verließ der Muth nicht.

Er entledigte sich der Toga, legte die Hand an den Dolch, mit dem seine Hüfte umgürtet war, und fuhr dreist den vermeintlichen Seeräubern entgegen, bereit, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn es zum Aeußersten kommen sollte, immer aber noch hoffend, daß ihn die Korsaren in seinem Aufzuge für einen der Ihrigen halten und unangefochten ziehen lassen würden.

Und das Glück begünstigte seine Dreistigkeit.

Was man von weitem für Masten und Segelstangen gehalten, das erwies sich, als man näher kam, als eine Baumgruppe, die aus einer kleinen Insel emporragte.

Er kam glücklich nach Rom, aber er kam an dem Tage, als man sich in Rom erzählte, daß der Prätor Varinius Glaber, den man zuletzt gegen Spartacus ausgeschickt, diesem mit Mühe entkommen sei und sein Roß, sein Kriegskleid und seine Lictoren in den Händen des an der Spitze von siebzigtausend Mann gegen Rom marschirenden Spartacus habe zurücklassen müssen, der diese Trophäen nun als Ehrenzeichen benutzte, mit denen er das Zutrauen seiner Krieger stärkte.

Sechstes Kapitel.

In der Vorhalle des Pompejanischen Hauses.

Im Vorsaale des von Pompejus bewohnten Hauses drängt sich eine bunte Menschenmenge sprechend, gestikulirend, lachend, flüsternd, je nachdem es das Thema der Unterhaltung und der Stand derer, welche da auf einander stoßen, mit sich bringt.

Denn Vornehm und Gering sind hier vertreten, nur daß der Geringere länger warten muß, bis er vorgelassen wird.

Während der Senator oder der Consular gravitätisch die Menge durchschreitet und geradezu auf die Thür zum Empfangszimmer losgeht, muß der niedriggestellte Bittsteller oft stundenlang dem Nomenclator um den Bart gehen, damit er ihn melde.

In diesem Augenblick ist der Nomenclator nicht

sonderlich in Anspruch genommen und kann dem Mädchen zu Willen sein, welches die Frauengemächer verlassen hat, um sich das bunte Gewühl in den Vorhallen anzusehen.

Hier kann das Mädchen, welches eben erst vom Lande in die Stadt gekommen ist, halb Rom kennen lernen, denn wer würde nicht seinem Oheim Pompejus die Aufwartung machen wollen?

Mit hellem braunem Auge mustert die fünfzehnjährige Pompeja die auf und nieder wogende, hier zu Gruppen zusammenschießende und dort wieder ehrfurchtsvoll einem hochgestellten Manne Platz machende Menge und winkt dann den Nomenclator zu sich.

„Wer ist der vornehme Mann, dem die Lictoren da so eben den Weg ebnen?“ fragt sie den Ansager.

„Das ist der Proconsul Lucullus, Herrin. Er ist gekommen, sich von Deinem Oheim zu verabschieden, weil er sich in seine Provinz Cilicien begibt, um dem Mithridates das Leben sauer zu machen. Der König kennt und fürchtet ihn schon, denn Lucullus hat ihn schon einmal geschlagen, und wie geschlagen! Mit zwei Legionen vernichtete er ihm ein Heer von zweimalhunderttausend Mann und bestrafte ihn so für ein Witzwort, das er, auf seine Uebermacht bauend, kurz vor der Schlacht zum Besten gab, indem er sagte:

Der Römer sind als Gesandte zu viele, als Krieger zu wenig!"

„Ist das derselbe Lucullus, dem mein Großvater Sulla seine Memoiren gewidmet hat?" fragte das Mädchen neugierig.

„Derselbe", nickte der Nomenclator mit dem Kopfe. „Siehst Du den Mann, der ihm so finster nachsieht und ihn um das Vorrecht beneidet, unangemeldet bei Deinem Oheim eintreten zu dürfen? Das ist Cethegus, der Volkstribun. Er denkt: Thor, der ich war, daß ich dem Lucullus zu der Provinz Cilicien verhalf! Jetzt sieht er mich nicht an!"

„War Cethegus nicht ein Feind des Lucullus?" warf das Mädchen ein. „Ich glaube es im Hause meines Vaters gehört zu haben."

„Du hast recht gehört", fiel der Nomenclator ein. „Und doch ist es ganz und gar Cethegus, dem Lucullus Cilicien zu danken hat. Das kam so. Cethegus, selbst ein Mann von ausschweifenden Sitten, hat die Präcia zur Geliebten, ein ebenso schönes als schlaues Weib, aber sonst in ihrem Betragen nichts mehr und nichts weniger als eine schamlose Buhlerin. Als nun Lucullus sein Auge auf das Proconsulat in Cilicien geworfen hatte, fand er es nicht unter seiner Würde, durch Geschenke und Liebkosungen diese Präcia und durch sie

wieder den Cethegus zu gewinnen. Dieser unterließ nun nicht, bei jeder Gelegenheit den Lucullus höchlich zu preisen, verschaffte ihm wirklich fast ganz allein durch seinen Einfluß beim Volke die Provinz Cilicien, erhielt aber auch dafür den Lohn, der seiner würdig war. Denn kaum hatte Lucullus, was er begehrte, so kannte er weder den Cethegus noch die Präcia mehr."

„Nenne mir nun jenen Mann von vornehmem Aussehen, der so edle Formen in Wuchs und Antlitz zur Schau trägt und Jedermann so herablassend grüßt", sagte die junge Pompeja zu dem Nomenclator, indem sie auf einen Mann zeigte, der Miene machte, auf das Empfangszimmer des Pompejus loszugehen, sich aber immer wieder vom Eintreten abgehalten sah, weil ihm Jedermann die Hand drücken wollte.

„Das ist Crassus, der reichste Römer", beschied der Nomenclator. „Sieh nur, wie sie ihn umlagern! Sie wissen es, daß er das beste Gedächtniß von der Welt hat, sich alle ihre Namen merkt und sie in den nächsten acht Tagen insgesammt zur Tafel laden wird."

„Also ist er großmüthig und freigebig?"

„Man sagt es. Wenigstens steht sein Haus und seine Tafel allen Fremden offen, die nach Rom kommen,

und zu seinen Gastmählern ladet er oft die geringsten Bürger ein. Gerichtshändel, die zehn Sachwalter abgewiesen haben, übernimmt er mit Bereitwilligkeit, und man sagt auch von ihm, daß er noch nie ein Darlehn verweigert und keinen Dienst unvergolten gelassen habe."

„Hat er nicht seinen Reichthum meinem Großvater Sulla zu verdanken?" fragte Pompeja.

Der Nomenclator nickte mit dem Kopfe und sagte: „Crassus wäre aber, trotzdem ihn Dein Großvater sehr begünstigte, doch nicht der reichste Mann Roms geworden, dem heute ganze Heere von Sklaven dienen und der mit stolzem Selbstbewußtsein sagen kann, er halte Keinen für reich, der nicht aus seinem Privatvermögen ein Kriegsheer zu unterhalten im Stande sei, wenn er nicht sein eigenes Genie zu Hülfe genommen hätte. Er ist bei jeder Feuersbrunst; noch glimmt es in der Asche auf der Brandstätte und schon kauft Crassus die Brandstelle. Er sieht nicht auf den Preis, denn er baut umsonst. Tausend thrazische, afrikanische und spanische Sklaven schleppen das Eisen, das seinen Anfangsbuchstaben trägt, an den Beinen nach und führen, von den Peitschenhieben ihrer Wärter angefeuert, dort Paläste auf, wo noch gestern rauchende Schutthaufen die Luft verpesteten. Er füttert auf den

Ebenen um Rom dreißigtausend Schweine und viertausend Stierpaare, und seine Villen haben nicht ihresgleichen. Will er den Seewind aus erster Hand haben, so geht er auf seine Villa bei Neapel; will er sich an dem Anblick der Wasserfälle ergötzen, so sucht er sein Landhaus bei Rivoli auf und lechzt er in den heißesten Monaten nach kühlem Baumschatten, so zieht er sich in sein Haus bei Albano zurück."

„Hieß es nicht in den letzten Tagen, daß Crassus zum Heer abgehen werde?" warf Pompeja hin.

„Allerdings, er wird gegen Spartacus kämpfen; war er doch der Einzige, der sich in den letzten Tagen der bangen Angst, welche die Zeiten Hannibal's wiederzuspiegeln schienen, zur Prätur meldete. Wie vor hundert Jahren das Schreckenswort: Hannibal ist vor den Thoren! unsere Matronen mit aufgelösten Haaren und gerungenen Händen zu den Altären der Götter jagte, so ließ vor vierzehn Tagen die verhängnißvolle Nachricht, Spartacus habe in zwei Schlachten an zwei auf einander folgenden Tagen zwei römische Heere überwunden und marschire gegen Rom, selbst unsere Männer erbeben."

„Ist es wahr, daß Spartacus die gefangenen Römer zwang, bei der Leichenfeier seines gefallenen Unterfeldherrn Crixus, Fechtern gleich, am Scheiterhaufen zu

kämpfen und sich wechselseitig niederzumetzeln?" flüsterte das Mädchen, während Schamröthe ihr Antlitz bedeckte.

„Leider ist es so, aber Crassus wird es ihm heimzahlen", rief der Nomenclator. „Freilich wären wir bald ohne Prätor und ohne einen Feldherrn geblieben, denn so groß war der Schrecken, daß Crassus der einzige Bewerber um die vacante Prätur blieb, weil die Gewißheit, daß dem neugewählten Prätor das Commando gegen Spartacus zufallen würde, Jeden von der Candidatur abhielt."

„Glaubst Du, daß Crassus dem Spartacus gewachsen ist?" fragte das Mädchen besorgt.

„Die Siegeszuversicht ist der halbe Sieg!" entgegnete der Ansager. „Crassus ist so fest überzeugt, daß er siegen wird, daß er dem Volke für den Tag seines Triumphs den zehnten Theil seines Vermögens und zehntausend Freitische auf dem Forum versprach. Dann setzt er vielleicht auch seinen Strohhut in den Ruhestand."

Die letzten Worte waren mit Humor gesprochen und von einem Lächeln begleitet.

„Was sprichst Du von einem Strohhute?" forschte Pompeja.

„Ich habe dort an der Säule den Grammatiker

Gnypho entdeckt und mich an den berühmten Strohhut des Crassus erinnert. Gnypho weiß von diesem Strohhute zu erzählen. So verschwenderisch Crassus im Großen ist, so sparsam ist er in kleinen Dingen. Er liebt es, sich mit Gnypho zu unterhalten, und ladet ihn oft auf seine Villa bei Rom. In seinem Zimmer hängt ein Strohhut; diesen borgt er dem Philosophen wenn er mit ihm einen Spaziergang durch den Park macht. Nach dem Spaziergang muß ihn Gnypho wieder zurückstellen. Cicero kann Recht haben, wenn er sarkastisch meint, daß ein Mann, der seinen Hut so sehr schont, nicht das Zeug dazu habe, die Welt zu beherrschen."

„Wer ist Cicero?" erkundigte sich Pompeja.

„Jener junge Mann von gespensterhafter Magerkeit, der jetzt mit Gnypho spricht. Man würde nichts von ihm wissen, wenn er nicht den seltenen Muth gehabt hätte, Deinem Großvater Sulla eines Tages furchtlos die Zähne zu zeigen."

„Wie ist das gekommen?" fragte Sulla's Enkelin neugierig.

„Chrysogon, dem Dein Großvater sehr wohlwollte, sündigte auf seine Gunst und klagte den Roscius Amerinus, den er schon seines väterlichen Erbes beraubt hatte, zum Ueberflusse auch noch des Vater-

mordes an. Obwohl die Unschuld des Beklagten offenbar war, so konnte man doch keinen Vertheidiger finden, denn Niemand mochte es mit Sulla verderben. Da übernahm der junge Cicero die Vertheidigung. Er hatte noch nie vor Gericht gesprochen, führte aber seines Clienten Sache siegreich durch. Das Urtheil, welches der berühmte Redner Apollonius Molo auf Rhodus, bei dem Cicero die Beredtsamkeit erlernt, über seinen Schüler fällte, bewährte sich glänzend."

„Was sagte Molo von dem jungen Cicero?" forschte Pompeja, welcher der Mann, der selbst ihren gewaltigen Großvater nicht gefürchtet hatte, ungewöhnliche Theilnahme einflößte.

„Als Molo den jungen Cicero reden hörte", entgegnete der Nomenclator, „und alle ihn lobten, schwieg er erst eine Weile, umarmte ihn dann und rief zuletzt aus: Dich rühme ich allerdings, Griechenland aber bedaure ich. Denn nun verliert es durch Dich seinen letzten Vorzug, den Ruhm der höchsten Beredtsamkeit!"

Pompeja hörte nur noch mit halbem Ohre zu, denn ein junger Mann, edel von Antlitz und Haltung, freundlich in seinen Mienen, herablassend in seinem Betragen, hatte seit einer Weile ihre volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Sein Kommen hatte unter den Anwesenden eine gewisse Bewegung veranlaßt, welche um so allgemeiner wurde, je weiter der neue Ankömmling vordrang, überall gefällige Worte ausstreuend, hier einen Bürger begrüßend, dort einen andern freundlich beim Namen nennend, weiter einen dritten bei der Hand fassend und dabei geneigten Ohres die etwas weitschweifige Rede eines vierten anhörend.

„Sage mir noch, wer dieser junge Mann ist, dann will ich Dich Deinen Functionen nicht länger entziehen", flüsterte Sulla's Enkelin, den Jüngling, der ungewöhnlich interessant aussah, vom Kopf bis zu den Füßen musternd und nicht müde werdend, ihn zu betrachten.

„Das ist das Gegenstück zu Crassus, Herrin", entgegnete der Nomenclator lächelnd. „Du hast Roms größten Schuldenmacher vor Dir. Man schätzt seine Schulden schon heute auf zwanzig Millionen Sesterzien. Seit er aus Kleinasien zurück ist, wo er, obgleich in Rom verheirathet, mit der Tochter des Königs von Bithynien ein Liebesverhältniß unterhalten haben soll, führt er das glänzendste Hauswesen. Seine Tafel und seine Börse stehen jedem dürftigen Mitbürger, jedem Fremden von Rang und jedem Schwelger überhaupt offen. Er versäumt keine Gelegenheit, dem Volke reichliche Geschenke zu spenden. Er hat ein

Heer von Fechtern angeworben uud baut sich im nemorensischen Gebiete eine Villa, welche die berühmten Landhäuser des Crassus in Schatten stellen soll."

„Warum geht er nicht zum Heer? Dort wäre doch eigentlich in diesem Augenblick, wo 'die Feinde Rom bedrohen, der Platz, auf dem er stehen sollte", warf Pompeja ein.

„Er will nicht unter Generalen dienen, die zur Partei Deines Großvaters gehören", sagte der Nomenclator. „Als Neffe des Marius trägt er sich mit großen Plänen und glaubt sich für die Zukunft reserviren zu müssen. Er hat den Krieg mit den Freunden Deines Großvaters Sulla bereits begonnen, indem er den Dolabella der Erpressung anklagte. Siehst Du den Mann in Lumpen, der dort eben mit Hortensius daherkommt und dem Alles ausweicht? Das ist Dolabella! Hortensius vertheidigt ihn — aber verzeihe, ich sehe so eben Crassus und Lucullus aus dem Zimmer Deines Oheims Pompejus gehen und muß eilen, ihm die Namen derer anzusagen, die seine Thür belagern, ohne das Recht zu haben, unangemeldet eintreten zu dürfen, wie die Consuln, Prätoren und Senatoren."

Der Nomenclator eilte von dannen und ließ das Mädchen allein, welches noch eine Weile dem Treiben

in der Vorhalle zusah und sich dann in seine Gemächer zurückzog.

Unfern von Dolabella, der sich mit seinem Anwalt Hortensius unterhielt und geduldig auf den Augenblick wartete, wo ihn Pompejus, den er für sich zu stimmen versuchen wollte, empfangen würde, stand eine Gruppe von Bürgern, die das Ereigniß des Tages, die Anklage des von Sulla so unverantwortlich begünstigten Statthalters von Macedonien, besprach.

„Hat er wirklich so große Geldsummen unterschlagen?“ fragte einer der Bürger.

„Cäsar sagt es und behauptet, dafür Zeugnisse mehrerer griechischen Städte zu haben“, antwortete man dem Frager.

„Es ist ein Glück für ihn, daß ihn Hortensius vertheidigen wird, den man den König vor Gericht nennt“, meinte ein dritter. „Gegen den gewiegten Hortensius wird der jugendliche und unerfahrene Ankläger einen schweren Stand haben.“

„O, Cäsar kann auch sprechen!“ rief ein vierter dazwischen. „Er hat nicht umsonst den berühmten Grammatiker Gnypho zum Lehrer gehabt.“

„Alle Achtung vor dem gallischen Findelkinde Gnypho“, bemerkte der, welcher früher gesprochen hatte, „aber ich glaube doch nicht, daß es sein Schüler mit Hortensius

wird aufnehmen können. Seit mehr als zwanzig Jahren spricht Hortensius fast täglich öffentlich. Reichthum der Gedanken, Zierlichkeit im Ausdruck, Planmäßigkeit in der Anordnung und lieblicher Ton im Vortrag bilden bei ihm einen Reigen von Vorzügen, der sich bei keinem zweiten Redner findet. In jeder Geberde seines Angesichts, in jeder Bewegung seiner Hand liegt so viel Anmuth, so viel Verstärkung dessen, was seine Lippe spricht, daß sogar unsere berühmtesten Schauspieler Roscius und Aesopus fleißig vor seiner Rednerbühne erscheinen, um von ihm zu lernen."

„Was Cäsar an Uebung fehlt, wird er durch schlagende Geistesgegenwart zu ersetzen wissen", wandte der Vertheidiger Cäsar's ein. „Wie treffend hat er kürzlich den Lucullus abgetrumpft, als sich dieser etwas gegen ihn herausnahm und ihm hochmüthig drohte, er wolle sich der Gewalt seines Amtes gegen ihn bedienen. Auf die Schmeicheleien und Bestechungen anspielend, die Lucullus an die Präcia verschwendet, sagte Cäsar lächelnd: Wohl nennst Du es Dein Amt, Lucullus, weil Du mit Deinem baaren Gelde es kauftest."

„Eine gute Antwort", mußte der Parteigänger des Hortensius zugeben. „Aber mit der feinen Art, wie Hortensius den Pompejus und Crassus beschämte, als sie in den Comitien das Aufwandsgesetz in Vorschlag

brachten, kann sie sich doch nicht messen. Hortensius that angesichts des von den beiden reichsten und am luxuriösesten lebenden Männern Roms eingebrachten Aufwandsgesetzes nichts, als daß er mit verstellter Bewunderung die Pracht ihrer eigenen Paläste lobte. Und dann sein immenses Gedächtniß! Erinnerst Du Dich nicht dessen, was man sich erst kürzlich in allen Thermen von diesem merkwürdigen Gedächtniß des Hortensius erzählte? Durch eine Wette mit dem Sisenna herausgefordert, wohnte Hortensius einen ganzen Tag hindurch einer öffentlichen Versteigerung bei und konnte am Abend aus dem Gedächtniß angeben, wie hoch jedes einzelne Stück weggegangen sei. Das schriftliche Verzeichniß traf Ziffer für Ziffer zu."

Das Gespräch der die Verdienste des jungen Cäsar und des um Vieles ältern Hortensius mit vieler Lebhaftigkeit gegen einander abwägenden Bürger wurde durch einen Lärm an der Thür unterbrochen, der dadurch entstanden war, daß der Pförtner einen Clienten des Pompejus, der eine durchlöcherte Toga hatte, nicht in das Atrium einlassen wollte.

Der arme Mann, der vielleicht vor Tagesanbruch aufgestanden war, um sich die Sohlen zu flicken, und das Loch in seiner bereits einige hundertmal gewaschenen und ganz fadenscheinigen Toga übersehen hatte,

wäre auch kaum durchgeschlüpft, wenn nicht ein paar Sänftenträger die Aufmerksamkeit des Pförtners von ihm ab und auf den neuen Ankömmling gelenkt hätten, der mit vieler Grandezza aus der Sänfte stieg, wobei ihm die rothbemäntelten Träger behülflich waren.

Der Pförtner ließ, sobald er des Ankömmlings ansichtig wurde, von dem Clienten ab und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen den Neuangekommenen.

„Da kommt der Freigelassene Calvisius!“ sagte der Philosoph Gnypho zu seinem Nachbar Hortensius, mit dem er sich eben freundschaftlich unterhielt, obwohl sein Schüler Cäsar den Hortensius durch die gegen Dolabella erhobene Anklage in die Schranken gefordert hatte. „Ein drolliger Kauz! Auf seinem Körper siehst Du noch die Striemen, die ihm der Sklavenaufseher einst in die Haut gerissen, aber seine Hände sind voll von Ringen, die fast so schwer sind wie die Ringe an den Füßen, die er als Sklave getragen. Warst Du nie zu Gast bei ihm?“

Hortensius verneinte.

„Glücklicher Hortensius!“ rief Gnypho. „Dann kennst Du auch seine purpurnen Sophaüberzüge und Scharlachpolster nicht, die er jedem Gast zeigt, beifügend, daß

sie aus Aegypten seien. Dann hast Du ihn auch nicht achtmal während der Tafel die Kleider wechseln sehen und ihn auch nicht bei Tische schnarchen hören. Er liebt es, eine Menge Clienten einzuladen, aber er gibt ihnen gemeine Soldatenkost, während er sich in den köstlichsten Weinen berauscht. Er ißt und trinkt von Gold, die ärmern Gäste läßt er aber aus irdenen Gefäßen trinken. Er überißt sich an Prachtfischen, die in feinstem Oel gesotten und mit Riesenspargel garnirt sind, dem Clienten läßt er einen gemeinen Tiberfisch reichen, der nach Lampenöl riecht. Der Client muß mit steinhartem, verschimmeltem Brode fürlieb nehmen, die Sklaven tractiren ihn mit Grobheiten, statt mit Speisen, und drohen ihm, wenn er einen Wunsch zu äußern wagt, mit dem Hinauswerfen."

„Du kennst den guten Calvisius in- und auswendig", unterbrach Hortensius die drastische Schilderung, welche der Philosoph von der Aufgeblasenheit des reichen Emporkömmlings entworfen hatte. „Da kommt er selbst; er scheint ein Anliegen an Dich zu haben."

In der That näherte sich der reiche Freigelassene dem Philosophen, grüßte ihn herablassend und sagte zu ihm:

„Guter Gnypho, möchtest Du nicht den Unterricht meines Söhnchens übernehmen? Wann willst Du zu mir kommen, daß wir die Sache abmachen?"

„Meine Schüler müssen zu mir kommen", sagte Gnypho.

„Gut denn, so will ich mit dem Jungen zu Dir kommen. Was verlangst Du für den Unterricht?"

„Du weißt, daß ich nie für einen bestimmten Lohn lehre, sondern es auf die Freigebigkeit meiner Schüler ankommen lasse", entgegnete Gnypho trocken.

Der Abgefertigte machte ein verdrießliches Gesicht und meinte spitzig:

„Ich erinnere mich noch der Zeit, wo Du minder stolz warst, Gnypho, wo Du vor Tagesanbruch, früher als der Schmied und Weber, aufstandest und den Dunst der Lampen athmetest, welche die Knaben auf die Plattform des Daches mitbrachten, das Dir zur Schulstube diente, in welcher Du ganz wacker den Rohrstock und die Lederpeitsche gegen die ungerathenen Jungen schwangst."

„Ganz recht", warf der Philosoph gelassen ein. „Es ist zwar schon lange her, aber auch ich erinnere mich der Zeit genau. Ich weiß noch wie heute, daß Du einmal — Du hattest damals eben die Freiheit erlangt und das Geschäft eines Auctionators angetreten, das

Dich später so reich machte — mich vorwitzig mit einer Anspielung auf die Gründlichkeit meiner Methode fragtest, wie es komme, daß aus schwarzen wie aus weißen Bohnen gelbe Brühe komme. Was gab ich Dir doch damals zur Antwort, Calvisius?"

Der Gefragte schwieg verwirrt und verlegen.

„Wenn ich mich recht erinnere, that ich Dir die Gegenfrage, wie von schwarzen und weißen Riemen gleichermaßen schwarze Striemen entstehen", sagte der Philosoph ruhig, während der reiche Freigelassene sich wie ein begossener Hund entfernte.

„Den hast Du schön zugedeckt", meinte Hortensius lächelnd.

„Ich habe nur noch gewartet, daß er mich fragt, wem er seine mannbare Tochter geben solle", bemerkte Gnypho. „Ich weiß, daß er hoch hinaus mit dem Mädchen will, das einen Spiegel benutzt, der mehr werth ist als die Aussteuer mancher Ritterstochter. Er sucht einen Senator für sie, eben darum hätte ich ihm gerathen, sie einem Auctionator zum Manne zu geben, weil das Geschäft, wie er aus eigener Erfahrung wisse, das einträglichste sei."

Während Philosoph und Anwalt noch ihre Glossen über den Emporkömmling machten, hatte sich dieser bereits einem Manne genähert, der mit einer Liste aus

dem Kabinet des Pompejus herausgekommen war und das Abzeichen des Hauses trug.

Es war Anthemus, der erst kürzlich vom Leiter der Gladiatorenspiele zum Tafelaufseher avancirt war.

„Kannst Du mich nicht auf die Liste der auf heute Geladenen setzen, Anthemus?“ fragte Calvisius den Tafelaufseher in vertrautem Tone.

„Ich habe zwar viel von Dir herumgeredet, während Pompejus die Liste der Gäste zusammenstellte, ich sehe aber nicht, daß er Dich darauf gesetzt hätte“, sagte Anthemus.

„Du kannst ja meinen Namen auf Deine Gefahr hinzuschreiben“, proponirte der Freigelassene. „Ich will mich bescheiden beiseite halten und an das unterste Ende der letzten Tafel setzen. Es ist mir nur darum zu thun, sagen zu können, daß ich bei Pompejus gespeist habe.“

„Ich weiß nicht, ob das angehen wird“, murmelte der Tafelaufseher mit wichtiger Miene.

„Ich will Dir gern fünftausend Sesterzien in Gold zuschicken, lieber Anthemus!“ drängte der Freigelassene schmeichelnd.

„Ich will sehen, was sich thun läßt“, sagte dieser. „Schicke die sechstausend Sesterzien — waren es nicht sechstausend?“

„Meinetwegen sechstausend."

„Schicke also die sechstausend Sesterzien und erscheine vor der Tafelstunde hier im Atrium; ich werde Dich so vortheilhaft zu placiren suchen, daß Pompejus keine Ahnung davon haben soll, daß Du sein Gast bist."

Calvisius entfernte sich mit strahlendem Gesicht und stieß im Weggehen auf einen Mann, vor dem sich der Pförtner tief verneigte und den der Nomenclator sofort meldete und einließ.

Der Letztangekommene war der Arzt des Pompejus, ein Aegypter, dessen Einkommen man auf viermalhunderttausend Sesterzien schätzte.

Er galt in Rom als eine der ersten medicinischen Celebritäten und ein Schwarm von Schülern folgte ihm auf allen Wegen und selbst zu seinen Patienten.

Kaum daß der Respect vor Pompejus die Jüngerschaar abhielt, sich auch bei diesem einzudrängen.

Der Aegypter hatte seine Laufbahn gleichsam von der Pike auf gemacht.

Er hatte nichts nach Rom gebracht, als was man im guten wie im schlimmen Sinne den Nationalcharakter des Aegypters nannte: Geist und Scharfsinn, schlagfertigen, beißenden, mitunter zu obscöner

Possenreißerei sich versteigenden Witz, Aufgeblasenheit und Insolenz, Frechheit und Unverschämtheit.

Die letztern Eigenschaften insbesondere waren ihm sehr zu statten gekommen, als er seine ersten Operationen in einer offenen Bude vornahm, die er echt charlatanmäßig mit elfenbeinernen Büchsen, silbernen Schröpfköpfen und Messern mit vergoldeten Griffen ausstaffirt hatte.

Später hatte er die Augen von Tausenden dadurch auf sich gelenkt, daß er besonders schwierige Operationen im Theater vornahm.

Den größten Kundenkreis schuf er sich im Lager der Freigelassenen, indem er sich wie kein Zweiter darauf verstand, Brandmale, die an die Sklavenzeit des Freigelassenen mahnten, so geschickt aus der Haut herauszuschneiden und herauszuätzen, daß auch nicht die leiseste Spur zurückblieb.

Den Reichen, die sich fürchteten, von Erbschleichern vergiftet zu werden, präparirte er Gegengifte, besonders Theriak; endlich ließ er gewisse theure Medicamente, deren Bezugsquellen ihm allein bekannt waren, aus Aegypten kommen und Collegen und Patienten mußten sie um theures Geld von ihm beziehen.

Das Vertrauen des Pompejus hatte er sich er-

obert, indem er ihn durch eine heroische Kaltwasserkur aus einer argen Krankheit rettete.

Das Erscheinen des Aegypters war für Cäsar, der sich mit Pompejus unterhalten hatte, das Signal, das Kabinet des letztern zu verlassen.

Siebentes Kapitel.

Bei Cäsar.

Eine Schaar von Clienten empfing Cäsar, als er den Palast des Pompejus verließ.

Sie waren mit ihm gekommen und hatten sich, während er dem Pompejus seinen Besuch abgestattet hatte, vor dem Palaste des letztern herumgetrieben.

Jetzt setzten sie sich in Trab und machten in belebten Gassen von ihren Ellenbogen Gebrauch, um der Sänfte Cäsar's den Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Sie begleiteten Cäsar nach dem Marsfelde und vertheilten sich hier in die Lorbeer- und Platanenalleen und die mit Statuenbildern und Teppichen reich geschmückten Säulenhallen, während Cäsar sich in das Gewühl der auf dem grünen Boden des Marsfeldes Reitenden, Fahrenden, Ball und Reifen Schlagenden mischte.

Hier gesellte sich einer jener Müßiggänger zu ihm, die überall und nirgends sind.

Er hatte heute schon einer Bekleidung mit der Männertoga in einem befreundeten Hause beigewohnt, war dabei gewesen, als in einer andern Familie das zum ersten Mal geschorene Haar eines Lieblingssklaven feierlich aufbewahrt wurde, und hatte zuletzt einer Verlobung beigewohnt.

Jetzt sah er sich nur flüchtig auf dem Marsfelde um, um dann zu einer Verlobung und von dieser hinweg zu einem reichen Freunde zu eilen, der ihn eingeladen hatte, sein Testament mit zu untersiegeln.

Aber trotz dieser vielen Geschäfte hatte er noch Zeit, Cäsar zu erzählen, daß Crassus eine Legion, die sich von Spartacus hatte schlagen lassen, zur Decimirung verurtheilt habe, und daß an fünfhundert Mann auf diese Art gezehntet und von ihren eigenen Kameraden erschlagen worden.

Dann theilte er Cäsar auch noch mit, daß er so eben gehört habe, daß in Oberägypten Regen gefallen sei und daß ein Convoi von dreiunddreißig Handelsschiffen aus Afrika in den Tiber eingelaufen sei, ohne von den Seeräubern behelligt worden zu sein.

Vom Marsfelde ließ sich Cäsar von der Schaar

seiner Clienten nach den prachtvollen Thermen begleiten, die er sich selbst in der Nähe seines Palastes gebaut hatte.

Ein außerordentlicher Luxus herrschte hier. Gewöhnliche Marmorarten sah man gar nicht daselbst, der grüne lakonische Marmor rahmte die großen Flächen des bläulichroth gefleckten synnadischen Marmors in langen Leisten ein. Dazwischen glänzten Felder von gelbem numidischem und schneeweißem phönizischem Marmor.

Die glänzenden Wölbungen schmückten Bilder aus Glasmosaik und das durch Kuppeln breit einfallende Sonnenlicht verbreitete überall reichliche Helle.

Aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken, und durch das von Marmor eingefaßte Bassin war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man den bloßen Marmorboden zu sehen glaubte.

Aus dem Bade folgten die Clienten ihrem Patron Cäsar nach seinem Palaste, wo ihrer eine köstliche Bewirthung harrte.

Vor Cäsar's Palaste brauchten sich die Clienten nicht mit groben Sklaven, die ihnen den Eingang verwehrten, herumzuzanken.

Die Clienten Cäsar's waren vielfach beneidete Leute, die nicht ein Jahr lang warten mußten, bis ihnen einmal ein alter Mantel, eine zehnmal gewaschene

Toga oder eine Einladungsmarke zur Tafel verabreicht wurde.

Da war stets freier Zutritt und offene Tafel, und es bedurfte keiner Bestechung des Pförtners, um zugelassen zu werden.

Bei Tische wurde den Clienten nichts Schlechteres verabreicht, und die Mohrenknaben, welche die bevorzugten Tische der speciell geladenen Gäste im Auge zu halten hatten, trugen die Schüsseln auch zu den Tischen der Clienten, und Cäsar selbst ließ sich die Speisen, die zu den untern Tischen gingen, vorlegen, um sich zu überzeugen, daß man seinen ärmern Gästen nichts Schlechteres vorsetze.

Diese tranken auch von dem Falerner, von welchem der Senator trank, der an der Spitze der obersten Tafel zu Gaste saß, und hinter den Sophas der Clienten standen keine Aufpasser, die verhindern sollten, daß nicht ein oder der andere silberne Becher in die Taschen eines herabgekommenen Bürgers sich verliere.

Darum war aber auch Cäsar der Abgott seiner Clienten und diese wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Jetzt ergossen sie sich an dem mit einem Rohrstabe bewaffneten Pförtner vorbei in das säulengetragene Atrium, dessen Wände von Marmor und mit Ahnenbildern bedeckt waren.

Zwischen den Säulen standen altersgraue Erzbilder, die halbverwischten Gemälde auf den Wänden zeigten die Viergespanne der Triumphatoren, in Schränken waren auch geschwärzte Wachsmasken der Ahnen aufbewahrt.

Inschriften verkündeten Namen, Titel und Thaten erlauchter Vorfahren.

Die Ahnentafel des Hauses sprach von siebzehn Consulaten, zwei Dictaturen, fünf Censuren, drei großen und zwei kleinen Triumphen.

Sobald der Tafelmeister das Zeichen gegeben hatte, vertheilten sich die Gäste in dem ungeheuren Raume des Speisesaals, in welchem Cäsar täglich weit über tausend Personen bewirthete.

In diesem Saale reichten die Marmorsäulen bis zu dem vergoldeten Deckengetäfel, dessen Zierrathen in einer Höhe prangten, daß sie der vom Aufblicken ermüdete Blick kaum festzuhalten vermochte.

An Citrustischen, deren Tafelflächen auf elfenbeinernen Füßen ruhten, nahmen die Gäste Platz.

Die bevorzugtern saßen auf Speisesophas, die golddurchwirkte Ueberzüge hatten, während die übrigen auf Purpurkissen lagen.

Kostbare goldene und krystallene Trinkgefäße bedeckten die Tische, und Mohren, die mit weißseidenen

Tunicas bekleidet waren, standen jedem Gaste zu Diensten.

Der Aufseher der Krystallgefäße war unermüdlich im Herbeischaffen kostbarer Becher, welche auf jene Tafeln wanderten, wo der Vorrath der edelsteinbesetzten goldenen und silbernen Becher sich als unzulänglich erwies.

An der Tafel, an welcher Cäsar saß, waren außer ihm noch acht Personen von den verschiedensten Rangstufen.

Ihm zur Rechten saß der Dispensator der Republik Bassäus.

Er war eine wichtige Person in Rom und verwaltete den Schatz.

Durch seine Hände ging der tägliche Bedarf der Armeen, die Erfordernisse für die Getreideaustheilungen in Rom, für Bauten von Tempeln und Wasserleitungen, für den Schmuck der Paläste, für Götterstatuen und Münzen.

In seine Kassen floß der Ertrag der dalmatinischen Goldbergwerke, der afrikanischen und ägyptischen Ernten, der Perlenfischereien der östlichen Meere, der numidischen Wälder und des indischen Elfenbeins, sowie der alexandrinischen Krystallglasfabriken.

Zur Linken Cäsar's lehnte eine andere kaum weniger einflußreiche Persönlichkeit.

Es war Sylvius, der das Amt der Depeschen und Briefe verwaltete.

Seines Amtes war es, die Befehle der Consuln nach allen Weltgegenden zu entsenden, die Botschaften von den verschiedenen Armeen, die in Spanien, Kleinasien, Italien, Afrika standen, entgegenzunehmen, die von den Consuln verfügten Beförderungen im Heere bekannt zu machen, die Nachrichten einzufordern, ob die Nilüberschwemmung für die Ernte hinreichend gewesen, ob in Afrika ausgiebiger Regen gefallen sei.

Des Bassäus Nachbar war der Philosoph Gnypho, während dem Sylvius der Senator Apulejus zur Seite saß, dem Cäsar sein Vermögen so eben erst auf die senatorische Höhe ergänzt hatte, um es ihm zu ermöglichen, im Senate zu bleiben.

Der sechste Gast in der Reihe war der Pragmatiker Flavius, dessen sich Cäsar als juristischen Beistandes bei seinem Auftreten gegen Dolabella bediente.

Der Pragmatiker, der Cäsar bei seinen Angriffen gegen den ehemaligen Günstling Sulla's durch sein positives juristisches Wissen unterstützen sollte, hatte den Leibarzt Cäsar's, einen Syrier, zum Nachbar.

Den Schluß der Tafelrunde machten zwei Philosophen untergeordneten Ranges, Philostratus und Petronius.

Sie waren gewaltige Zecher und disputirten gern. Da sie entgegengesetzte Principien vertraten, so kamen sie einander oft in die Haare und trugen so zum Ergötzen der Gesellschaft bei.

Die Gäste hatten sich kaum niedergelassen, als ein Choralgesang ertönte, dem eine Production auf der Lyra folgte.

Darauf tanzten auf einer halb in der Luft schwebenden Bühne Andalusierinnen nach dem Takte der Castagnetten einen üppigen, sinneberauschenden Tanz.

„Ich danke Dir, Cäsar", nahm Gnypho während einer Pause das Wort, „daß Du uns Tänze und keine Vorlesungen zum Besten gibst. Ich zähle die Vorlesungen neben den Feuersbrünsten und Häusereinstürzen zu den größten Calamitäten in Rom."

„So sprichst Du, Gnypho, Du, selbst ein Mann der Vorlesungen!" warf Cäsar lächelnd ein.

„Das kommt daher, weil ich nicht einmal mir selbst schmeichle", entgegnete Gnypho.

„Dann bist Du eine Ausnahme von der Regel, Gnypho", meinte Cäsar. „Wer wäre heutzutage nicht ein Schmeichler! Ich kenne einen Mann, der einen Schuster zum Sklaven hatte, welchen er seiner Unbrauchbarkeit wegen verkaufte. Pompejus kaufte den guten Schuster. Nun solltest Du sehen, Gnypho, wie

der ehemalige Herr des Schusters diesem um den Bart geht. Jüngst begegnete er ihm einmal und sprach ihn so an: Was macht mein wackerer Drusillanus? Ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten! Seit ich mich von ihm getrennt habe, will mir Niemand mehr meine Sandalen zu Danke machen."

Die Gäste lachten und der Syrier nahm das Wort.

„Gestern stand ich an dem Sterbebette eines Mannes", sagte er, „der die Schmeichler ausgezahlt hat. Oppius Pansa verstand es, sich in dem Geruche zu erhalten, daß er reich sei. Er war kinderlos und somit von Erbschleichern umlagert. Wie hat er es verstanden, sie im Athem zu erhalten! Er ließ sie glauben, daß das Meer mit Handelsschiffen bedeckt sei, die ihm gehörten, und daß er unermeßliche Besitzungen in Afrika habe. Er machte monatlich ein Testament, hüstelte, als ob sein Ende bevorstehe, und nahm mit gleichgültiger Miene die Geschenke in Empfang, welche ihm die Erbschleicher aufdrangen, um sich eine Erwähnung in seinem Testamente zu sichern. Nun ist er todt und hat in Wahrheit gar nichts hinterlassen."

„Das ist in der That eine gute Lection für die, welche täglich die Wahrsager überlaufen, um sie zu fragen: Wann werde ich diesen oder jenen beerben?" meinte Cäsar heiter.

Petronius hatte am untern Ende des Tisches inzwischen dem mit Falerner gefüllten vierschnäuzigen Trinkgefäße, welches Cäsar nach ihm die Petronische Flasche zu nennen pflegte, so zugesprochen, daß er sich in gehobener Stimmung befand und Cäsar zutrank.

„Wenn ich von Cäsar und von Jupiter zugleich zu Tische geladen wäre", rief der Philosoph, seinen langen Bart streichend, mit Emphase, „so würde ich keinen Augenblick schwanken, zu Cäsar zu kommen, selbst wenn der Olymp näher und Cäsar's Palast weiter wäre."

„Ich danke Dir, edler Petronius, für Deine Freundschaft", sagte Cäsar, Rührung affectirend. „Ich habe Dir eine goldene edelsteinbesetzte Gürtelschnalle zugedacht; laß sie Dir nach Tische von meinem Aufseher der Krystallgefäße und Kleiderschnallen ausfolgen."

Die Schnalle ließ den zweiten Philosophen nicht ruhen und er sagte:

„Du hast mir einmal, edler Cäsar, eine Toga geschenkt. Du wirst Dich dessen kaum erinnern —"

„Doch, doch!" fiel Cäsar Philostratus in die Rede. „Du hast die Toga in einer Ode besungen, die Du mir überreichtest."

„Ganz recht, Cäsar! Jene Ode galt der neuen Toga, jetzt habe ich die Toga noch einmal in abgenutztem Zustande besungen. Willst Du das Gedicht hören?"

„Ich danke Dir, guter Philostratus", sagte Cäsar mit einer abwehrenden Handbewegung. „Bemühe Dich nicht, sieh, es wird so eben eine Pantomime aufgeführt. Uebrigens werde ich dem Aufseher meines Schlafgemachs sagen, daß er Dir eine meiner Togen verabreiche."

Die Pantomime veranschaulichte eine Lustspielscene, in welcher ein Herr einen Sklaven peitschen läßt und über die Stimme des heulenden Sklaven so entzückt ist, daß er beschließt, aus ihm einen Sänger zu machen.

Der Pantomime folgt eine reichliche Geldvertheilung an die Clienten, worauf die hundertköpfige Schaar dieser letztern höchlich befriedigt auseinanderstob, um Cäsar's Lob in alle Straßen Roms zu tragen.

Achtes Kapitel.

Im Senat.

In der Gegend der Curia Hostilia, dieses schon von Tullus Hostilius auf einem Theile des heutigen Vaticans für die Senatssitzungen errichteten Gebäudes, herrscht ein reges Leben, obwohl die Sonne kaum aufgegangen ist.

Das Volk hat sich vor dem Senaculum ungewöhnlich zahlreich eingefunden, weil es eine interessante Senatssitzung erwartet, obwohl die an den Mauern klebenden Edicte, durch welche der Senat einberufen wurde, den auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand nicht verrathen.

Aber man weiß, daß heute im Senate die Anklage Cäsar's gegen Dolabella zur Verhandlung kommen wird und daß dabei die beiden großen Parteien in Rom aufeinanderplatzen dürften.

Das Volk hielt es mit Cäsar, der Senat war in seiner Sullanischen Zusammensetzung dem Neffen des Marius nicht hold und sympathisirte mit dem Manne, den Cäsar anklagte.

So früh es auch an der Zeit war, die Thüren des Senaculums standen bereits offen und das Volk brandete, die Stufen des über dem Vulcanal belegenen Comitiums in hellen Haufen herabsteigend, bis dicht an die Thüren des Sitzungssaals, durch welche ihm zwar der Blick in den Saal offenstand, deren Schwellen es jedoch nicht überschreiten durfte.

Noch war Niemand im Saale zu sehen als die Senatsdiener, ein paar Schreiber und Notare und einige Viatoren und Lictoren.

Aber schon kam der erste Senator die Treppe herauf und wurde von dem Volke mit halb ironischen Zurufen empfangen.

Man kannte ihn und sein präcises Erscheinen war in Rom sprichwörtlich.

Während sich die übrigen Senatoren Zeit ließen, war er immer pünktlich zur Stelle und sein Kommen traf immer genau mit der Stunde zusammen, auf welche der Senat einberufen war.

Infolge dieses präcisen Erscheinens hatte er aber

auch Zeit, sich vor Beginn der Verhandlungen die Zeit mit Lectüre zu vertreiben.

Er hatte übrigens noch nicht lange Platz genommen, als auch schon andere Collegen erschienen und sich, nachdem sie vor dem Altare des Vulcan, dem der Ort geweiht war, Wein und Weihrauch geopfert und ein kurzes Gebet verrichtet hatten, theils auf die Plätze begaben, die sie gewöhnlich einzunehmen pflegten, theils im Mittelraume zu Gruppen zusammentraten.

Es bildeten sich zwei Hauptgruppen, von denen die eine aus Freunden Dolabella's, die andere aus Gegnern des Angeklagten bestand.

Waren die Senatoren bisher alle zu Fuß gekommen, wie es vorgeschrieben war, diejenigen, welche einmal consularische oder prätorische Würden bekleidet hatten, von Lictoren begleitet, so erregte jetzt das Erscheinen einer Sänfte, welcher das Volk ehrerbietig auswich, Aufsehen.

Ein blinder Senator saß in derselben; er hatte das Recht, sich in die Sitzung tragen lassen zu dürfen.

Es mochten ungefähr hundert Senatoren versammelt sein, als Cäsar mit seinem Anhange vor dem Senaculum erschien.

Heiter wie gewöhnlich grüßte er nach allen Seiten die ihn mit Zurufen empfangende Menge, drückte

diesem und jenem die Hand und verabschiedete sich in leutseligster Weise von dem heute vollzählig erschienenen Heere seiner Clienten, das sich lärmend über den Platz verbreitete und in den Gängen des Senaculums Posto faßte, sodaß es seine Ohren fast im Sitzungssaale hatte.

Cäsar war zwar nicht selbst Senator — er konnte dies bei seiner Jugend nicht einmal sein — aber seine Stellung als Flamen dialis vermittelte ihm den Eintritt in den Senat.

Durch den Einfluß seines Oheims Marius war Cäsar nämlich bereits mit vierzehn Jahren zum Priester Jupiter's (flamen dialis) ernannt worden, und diese bevorzugte Stellung gab ihm das Recht, die senatorische Toga prätexta mit dem breiten Purpurstreifen, die Tunica laticlavia und den senatorischen Schuh zu tragen, sich des curulischen Stuhls zu bedienen und im Senate das Wort zu ergreifen.

Cäsar wurde im Saale von seinen Freunden lebhaft begrüßt.

Wohl war das Häuflein derselben weit kleiner als die Schaar derer, die es mit Dolabella hielten, aber es war trotz dieser augenfälligen Minorität, in der er sich zu befinden schien, sowohl auf seinem wie auf dem Gesichte seiner Freunde eine Siegeszuversicht

zu lesen, der es freilich vorläufig an jeder greifbaren Begründung zu fehlen schien, die aber doch ihre Motive haben mußte, da selbst die Freunde Dolabella's von Zeit zu Zeit unruhig nach der ihre Meinung im Flüstertone austauschenden Gruppe hinüberblickten.

Jetzt kam auch der Angeklagte mit seinem Advocaten Hortensius.

Er war noch in jene Lumpen gekleidet, in denen er bis zum Tage des Gerichts die Straßen Roms durchzogen hatte, um von Thür zu Thür das Mitleid seiner Richter anzuflehen.

Der Mann, der das Consulat bekleidet und unter seinem Beschützer Sulla wegen einiger gegen die Thrazier errungenen Vortheile durch einen Triumph geehrt worden war, mußte jetzt vor der Thür der hohen Versammlung, deren Mitglied er als gewesener Consul von Rechtswegen war, Halt machen und sich auf das Bänkchen der Angeklagten setzen.

Es war dasselbe Bänkchen, auf welchem noch vor hundertfünfzig Jahren die Volkstribunen gesessen hatten, als ihnen noch nicht das Recht zustand, in den Sitzungssaal selbst eintreten zu dürfen.

Um den Senat bei seinen Berathungen zu controliren, hatten sie vor der offenen Thür auf einem Bänkchen Platz genommen.

Heute saß Dolabella auf dieser historischen Bank, und die Clienten Cäsar's, die ihn umwogten, flüsterten sich lachend die Anekdote von den vierzehn Monaten zu, in welche Dolabella als Statthalter von Macedonien das Jahr eingetheilt habe, um gewisse Abgaben, die monatlich entrichtet werden mußten, vierzehnmal statt zwölfmal zu erhalten.

Er hatte den sich über die willkürliche Maßregel Beschwerenden die höhnische Bemerkung entgegengehalten, daß November und December dem Wortlaute nach den neunten und zehnten Monat bedeuteten und daß es nothwendig noch zwei weitere Monate geben müßte.

Es war dies eine der Hauptgrundlagen für die von Cäsar gegen Dolabella erhobene Anklage.

Dolabella's Sachwalter Hortensius hatte kaum Zeit gehabt, einige zweifelhafte Senatoren zu begrüßen, um sie für seinen Clienten zu stimmen, als der Consul des Monats, der den Senat auf heute einberufen hatte, unter Vorantritt der Lictoren erschien und sich auf dem für ihn bestimmten erhöhten Platze niederließ.

Die übrigen Consuln und Prätoren des Jahres setzten sich auf ihre curulischen Stühle, die Tribunen nahmen ihre Sitze, die Senatoren, welche kraft ihrer einmal oder mehrmals verwalteten consularischen, prä-

torischen, ädilischen oder quästorischen Würden dasaßen, den Halbkreis um den Vorsitzenden ein, und die übrigen Senatoren erstiegen die Bänke, wobei sich eine Gruppirung nach Parteien bemerkbar machte, sodaß, wie die Sachen heute lagen, unschwer ein Sieg Dolabella's vorherzusehen war.

Ein Senator, der mit dem Consul gekommen war und den Auspicien beigewohnt hatte, welche in dessen Hause anläßlich der ausgeschriebenen Senatssitzung vorgenommen worden waren, näherte sich Cäsar und flüsterte ihm zu:

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Dir sage, daß das geschlachtete Opferthier kurz, ehe es verendete, mit menschlicher Stimme gesprochen hat."

„Ich danke Dir für den wohlgemeinten Wink", sagte Cäsar lächelnd und erhob sich bald darauf zu dem Antrage, die Senatssitzung unter freiem Himmel abzuhalten, was so viel bedeutete, als sie zu vertagen, weil das Opferrind mit menschlicher Stimme geredet habe.

Der Consul, der das Opfer abgehalten, stellte das Phänomen zwar in Abrede, da sich jedoch der Senator, der Cäsar den betreffenden Wink gegeben hatte, als Zeuge erhob und erklärte, daß das Rind wirklich Laute von sich gegeben habe, die mit der menschlichen Stimme

große Aehnlichkeit gehabt, so blieb dem Consul nichts übrig, als das Augurncollegium zu berufen.

Dieses schien jedoch mit Dolabella zu sympathisiren, und da es den Senat in einer dem Angeklagten günstigen Zusammensetzung erblickte und den Grund des Einwurfs Cäsar's gegen die Gültigkeit der Sitzung durchschaute, so erklärte es nach Anhörung des Priesters, der den Opferact vorgenommen hatte, daß das geschlachtete Opferthier nicht mit menschlicher Stimme geredet habe und der Abhaltung der Sitzung nichts im Wege stehe.

Die Freunde Dolabella's richteten höhnische Blicke auf die Gegenseite, als sich Cäsar unter lautloser Stille erhob und begann:

„Wo ist der Censor, daß er nicht sein Amt verwaltet? Warum hält er nicht die senatorische Lesung? Ich sehe hier eine erkleckliche Anzahl Männer, die nicht in diese Versammlung gehören und nur einem Mißbrauche es verdanken, daß sie hier sitzen!“

Die Aufregung, in welche diese Worte den Senat versetzten, der alsbald im Klaren darüber war, wohin der Sprecher ziele, war geradezu unbeschreiblich.

Viele Senatoren verließen ihre Plätze und rannten von Bank zu Bank, um sich mit ihren Collegen zu besprechen.

Cäsar fuhr, sobald sich der erste Lärm gelegt hatte, unerschrocken fort:

„Ich sehe dort zwei Senatoren sitzen, die unter Sulla gemeine Soldaten gewesen sind. Wer ist's wohl, der nicht mit mir übereinstimmte, wenn ich sage, daß es sich nicht ziemt, wenn der, welcher einmal als gemeiner Soldat gedient und Schanzkörbe und Holzbündel geschleppt hat, später Senator wird? Gilt noch das alte Herkommen, das unsern Vätern heilig gewesen, oder gilt die Sullanische Vergewaltigung?"

„Sprich in ehrfurchtsvollerem Tone von Sulla, junger Mann!" rief ein Consular, der Stimmung der Sullanischen Adelspartei ungestüme Worte leihend, sodaß diese Beifall klatschte.

„Widerlege mich, wenn Du kannst!" beharrte Cäsar. „Ich nenne vorläufig Niemand, aber ich fordere den Censor auf, sein schon lange vernachlässigtes Amt ernstlich zu handhaben. Ich sehe neben ehemaligen gemeinen Soldaten hier Freigelassene sitzen, deren einziges Verdienst der Reichthum ist. Ich sehe unter den Männern, die ihre Ernennung zu Senatoren der Großmuth Sulla's verdanken, Persönlichkeiten, die den Senatorenstand entehrt haben, indem sie ihre Töchter mit Söhnen reicher Freigelassener verheiratheten. Ich sehe hier Senatoren, die zehnmal mehr Schulden haben als die gesetzlichen

zweitausend Drachmen, und wieder andere, die Geld- und Handelsgeschäfte treiben und Wucherzinsen nehmen. Ich sehe andererseits wieder Männer in den Reihen des Senats, die durch ihre Knickerei die Senatorenwürde in den Staub getreten haben. Dort sitzt ein gewesener Prätor, dem man auf der Straße nach Tibur begegnete, von nur fünf Sklaven begleitet, die mit Kochgeschirren bepackt waren; in der Stadt hat er kurz vor dem ersten Juli, dem Haupttermin des Wohnungswechsels, ein Gartenhaus bezogen, um später eine freigebliebene Wohnung billiger miethen zu können. Und auch Barbaren sehe ich im Senate! Seit wir Kleinasien erobert haben, ist es nicht anders, als ob der Orontes aus Syrien seine Wogen in den Tiber wälzte. Welches Vorrecht bleibt noch unserm Adel und den aus Latium gebürtigen Senatoren, wenn die Söhne der asiatischen Barbaren, die von unsern Heeren besiegt worden sind, sich auf diese Bänke setzen dürfen? Ist es denn so gar nichts, daß unsere Jugend die Luft des Aventin geathmet hat? Sollen wir zuletzt wohl gar Menschen nachstehen, welche mit demselben Winde nach Rom gekommen sind, welcher die Damascener Pflaumen und die syrischen Feigen nach Rom gebracht hat?"

Cäsar hatte den Protest gegen die Invasion barbarischer Elemente in den Senat, zu welchem er seinen

Angriff gegen die von Sulla herrührende Zusammensetzung des Senats zugespitzt, mit so gehobener Stimme gesprochen, daß das vor den Thüren des Senaculums angesammelte Volk jedes Wort hörte und jauchzend einstimmte.

Das Volk haßte die Fremden, und schon oft hatten anonyme Anschläge die Römer aufgefordert, den neuen Senatoren nicht den Weg in die Curie zu zeigen, und auf dem Marsfelde und vor den Thermen sang das Volk:

„Leute, die Sulla im Triumphe aufführte, führte er später in die Curie ein; vor kurzem trugen sie noch Hosen, jetzt blähen sie sich mit dem breiten Purpurstreife."

Die Aufregung im Senate hatte den höchsten Grad erreicht.

Alle, die sich durch Cäsar's Rede getroffen fühlten, saßen mit bleichen Gesichtern auf ihren Plätzen.

Die unselbstständigen Elemente gruppirten sich um die tonangebenden Persönlichkeiten und holten sich bei diesen ihre Inspirationen.

Blicke voll Haß fielen auf Cäsar, drohende Worte gegen ihn, einzelne Heißsporne ließen sich zu Anträgen hinreißen, man möge den frechen jungen Mann zu ewigem Stillschweigen im Senate verurtheilen.

Da erhob sich der Volkstribun und sagte feierlich:

„Ich nehme Cäsar in meinen Schutz; er ist der Dolmetscher der Volkswünsche gegen die Clique, die hier volksfeindlich herrscht. Das Volk ruft durch unsern Mund dem Censor zu: Thue Dein Amt, halte eine Senatorenlesung!"

„Eine Senatorenlesung! Eine Senatorenlesung!" stimmten die mit Cäsar gehenden Senatoren ein.

Der Censor mußte der dringenden Forderung nachgeben und die Namen der Senatoren verlesen, etwas, was seit fünfzehn Jahren nicht geschehen war, da Sulla das Censorenamt in Rom ganz lahm gelegt hatte, sodaß es kein Censor wagte, den Senat zu purificiren.

Während die Namen verlesen wurden, hatte jeder Senator und Tribun das Recht, Bemängelungen gegen die einzelnen Persönlichkeiten vorzubringen, und über die auf diese Art angefochtenen Senatoren mußte der Censor eine Systemaluntersuchung einleiten, welche über die Frage entschied, ob die Betreffenden auch fernerhin berechtigt wären, im Senat zu bleiben.

Bis über diesen Punkt definitiv entschieden war, mußten sie sich der Abstimmung in der Versammlung enthalten und durften überhaupt nicht das Wort ergreifen.

Nicht weniger als vierundsechzig Senatoren erhielten bei der Namenlesung das Zeichen der Zweideutigkeit und waren somit mundtodt.

Da die Zweideutigen insgesammt Sullanische Creaturen und für Dolabella gewonnen waren, so sah dieser seinen Anhang mächtig schwinden und die beiden Parteien waren einander jetzt so ziemlich gleich, ja es schien sogar, als ob die Cäsarianer in der heutigen Sitzung die Oberhand hätten, nachdem sie sich so vieler Gegner mit einem Schlage entledigt hatten.

Hortensius, der die Chancen seines Clienten im Sinken sah, sagte zu einem Dolabella befreundeten Senator:

„Wenn wir sicher gehen wollen, müssen wir die mit und ohne Urlaub abwesenden Freunde einberufen. Cäsar's Leute sind alle da, von den unsern sind aber viele in Sicilien. Sie können zurück sein, wenn der Consul die Sitzung auf zehn Tage vertagt."

Der Consul verstand den Wink und ließ den Ruf: „Der Senat ist unvollständig!" ertönen.

Die Aufregung, die sich nach Beendigung der Namenlesung kaum erst ein wenig gelegt hatte, warf wieder höhere Wogen, und Gegenrufe ertönten, welche die Vollständigkeit des Senats behaupteten.

„Der Senat ist vollständig!“ rief Cäsar. „Wenn das Gesetz bei Geldbewilligungen für Spiele nur die Anwesenheit von hundertfünfzig und bei Beschlüssen des Senats über Dispensationen von Gesetzen nur die Anwesenheit von zweihundert Senatoren erfordert, so werden, um über eine Anklage zu richten, doch auch zweihundert Senatoren genügen? Ich wiederhole, der Senat ist vollständig!“

„Er ist nicht blos vollständig, er ist sogar in Anbetracht der zu verhandelnden Angelegenheit in großer Vollzähligkeit beisammen“, ließen sich Stimmen vernehmen.

Während noch die Rufe der sich gegenüberstehenden Parteien in Betreff der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit des Senates bunt durcheinander schwirrten, zerhieb ein Senator den Knoten durch den Antrag:

„Zähle!“

„Ja, zähle!“ schlossen sich viele Stimmen an.

Der Vorsitzende ging auf den Zählungsvorschlag ein und sagte:

„Wer den Senat für vollzählig ansieht, trete auf die rechte, wer ihn für unvollzählig ansieht, auf die linke Seite.“

In fünf Minuten war mit hundertdrei gegen hunderteine Stimme entschieden, daß der Senat vollzählig sei.

Die Spannung auf den Ausgang des Processes wuchs, als es bei dieser Vorabstimmung klar geworden war, daß eine oder zwei Stimmen den Ausschlag geben würden.

Cäsar begründete nun, als der Senat förmlich constituirt war, seine Anklage in einer so beredten und schlagenden Weise, daß Hortensius Mühe hatte, ihn zu entkräften.

Und nun kam es unter lautloser Stille zur Abstimmung.

Zuerst gab der princeps senatus seinen Wahlspruch ab, er lautete auf Freisprechung.

Dann wurden die Senatoren, die kraft der consularischen, prätorischen, ädilischen und quästorischen Würden, die sie einmal bekleidet hatten, hier saßen, um ihre Meinung befragt. Sie waren meistens durch Sulla's Einfluß zu ihren Würden gekommen und einer nach dem andern antwortete auf die Frage des Vorsitzenden:

„Ich spreche den Angeklagten frei!"

Unter den einfachen Senatoren, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, überwog die Unbefangenheit und in diesen Reihen ertönte das verhängnißvolle: „Ich verurtheile den Angeklagten!" häufiger, so häufig zuletzt, als die compacte Masse von Cäsar's Freunden an die

Reihe kam, daß Dolabella auf seinem Bänkchen vor der Thür des Senaculums Blut schwitzte.

Endlich waren alle Stimmen abgegeben und gezählt — Dolabella erschien mit kaum nennenswerther Majorität freigesprochen.

„Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Erfolge!“ sagte Cäsar lächelnd zu Hortensius, indem er geschlagen den Senat verließ.

Hinter ihm mischte sich schadenfrohes Lachen mit den Worten des Vorsitzenden, der mit der stereotypen Formel: „Wir halten Euch nicht länger auf, versammelte Väter“, den Senat auflöste.

„Wir haben eine Niederlage erlitten“, sagte Cäsar draußen zur Clientenschaar, „aber der Augenblick wird kommen, wo wir es ihnen heimzahlen werden.“

Er hatte den Satz kaum beendet, als man ihm eine Depesche brachte. Indem er sie las, heiterten sich seine Züge auf und er sagte:

„Der Augenblick der Heimzahlung ist früher gekommen, als ich dachte! Ihr werdet morgen von mir hören, meine Freunde; findet Euch bei Zeiten auf dem Capitol ein und sagt zu dem, den Ihr als Freund Cäsar's erkennt, daß er auch dahin kommen möge.“

Cäsar verließ, nachdem er den Brief, der ihm den Tod des Königs von Bithynien gemeldet hatte, wieder

zu sich gesteckt, den Vulcanal, um seine Vorbereitungen für den folgenden Tag zu treffen.

Und als dieser Tag anbrach, da sah man auf dem Capitol die von Sulla umgestürzten Trophäen des Marius wieder aufgerichtet.

Die goldglänzenden und mit großer Kunst gearbeiteten Bildnisse des Marius mahnten in ihren wiederhergestellten Inschriften an die Siege über Jugurtha, über Cimbern und Teutonen.

Ein Schrei freudiger Ueberraschung ging bei der Kunde, daß der Neffe des Marius das Andenken an seinen großen Oheim wieder zu Ehren gebracht habe, durch Rom.

Die geheimen Parteigänger des Marius strömten in hellen Haufen zum Capitol und jubelten dort Cäsar und Marius zu.

Die alten Soldaten, die unter Marius gedient, lockte die Kunde von dem Geschehenen zu Tausenden nach dem Capitol, wo die Invaliden aus den afrikanischen und cimbrischen Kriegen Thränen vergossen, als sie unerwartet und gegen das bestehende Verbot an der alten Stelle die verehrten Züge des Helden sahen, die sich goldglänzend von der Marmorunterlage loslösten.

Die weißhaarigen Soldaten erinnerten sich ange-

sichts des geliebten Bildes des berühmten Wortes, mit dem Marius die für sich und ihre Brüder, die Teutonen, Ländereien heischenden Cimbern abgefertigt hatte. „Eure Brüder, die Teutonen, haben bereits Ländereien, die sie auf ewig behalten werden", sagte er lächelnd zu den Abgeordneten der Cimbern, die noch keine Ahnung von der Niederlage der Teutonen hatten, welche Marius so eben in fürchterlicher Feldschlacht überwunden und in die Rhone gejagt hatte; „Ihr sollt auch Ländereien zu demselben Preise erhalten."

Und auf den Lippen der Veteranen schwebte neben dem Namen des Marius der Name Cäsar und Tausende erklärten den jugendlichen Neffen des Marius für dessen würdigen Nachfolger.

Zum ersten Male hob die Woge der Volksgunst den kühnen jungen Mann, der sich ruhig die Huldigungen der Menge gefallen ließ, während der Senatsbote von einer Senatorwohnung zur andern flog, um die Väter der Stadt zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufen, in welcher über das unerhörte Geschehniß berathen werden sollte.

Cäsar erschien selbst im Senate und wollte eben unbefangen seinen Platz einnehmen, als ihm Catulus, dessen Vater Marius allerdings auf dem Gewissen hatte, zornig zurief:

„Unbesonnener junger Mann, gehst Du denn 'mit Gewalt darauf aus, die Republik zu stürzen? Begnügst Du Dich nicht damit, sie heimlich zu untergraben? Willst Du öffentlich und bei hellem Tage Sturm gegen sie laufen?"

„Welche unbesonnenen Worte führst Du gegen mich, Catulus?" vertheidigte sich Cäsar ruhig, indem er das Testament des Nikomedes aus der Tasche zog. „Ist das ein Feind der Republik, der an der Vergrößerung dieser Republik arbeitet? Laß Dir sagen, Catulus, daß vor wenigen Tagen Bithyniens König, der dritte Nikomedes, kinderlos und blos mit Hinterlassung einer jugendlichen Wittwe, die ich dem Wohlwollen Roms empfohlen wissen will, gestorben ist und sein schönes Reich der Republik hinterlassen hat! Und fragst Du, Catulus, wer den Nikomedes bestimmt habe, so günstig für Rom über sein Reich zu verfügen, so zwingst Du mich, alle Bescheidenheit beiseite zu setzen und Dir zu sagen, daß ich das Testament des Nikomedes aus Bithynien nach Rom gebracht habe. Hier lege ich es in des Consuls Hand, damit er auf Grund desselben die Ansprüche der Republik auf Bithynien verfechte. Ich aber frage Dich nochmals: ist das ein Feind der Republik, der seine Freunde bestimmt, ihre Reiche dieser Republik zu vermachen?"

So schlagend war Cäsar's Argumentation, daß es Niemand mehr wagte, neue Vorwürfe gegen Cäsar zu schleudern.

Es wurde auch kein Antrag gestellt, die Trophäen des Marius, die Cäsar eigenmächtig zu Ehren gebracht, wieder beseitigen zu lassen; standen doch vor dem Senaculum Tausende, welche Cäsar zuriefen:

„Fürchte Dich nicht, Cäsar, wir lassen Deinen Oheim nicht wieder beschimpfen! Fürchte Dich nicht, wir schützen Dich, mit unserer Hülfe wirst Du über Deine Nebenbuhler siegen. Mit der Unterstützung des Volkes, dessen Lieblingshelden Du so eben wieder zu Ehren gebracht hast, wirst Du den ersten Rang in der Republik einnehmen! Geh muthig vorwärts, Cäsar, Dein ist die Zukunft, denn mit Dir ist das Volk!"

Neuntes Kapitel.

Der Parther. — Der Kriegsrath.

Bei Venusia, da wo die Appische Straße die Provinzen Apulien und Lucanien trennt, steht das Zelt des Spartacus.

Der kühne Thrazier ist auf dem Punkte, vor dem Heere des römischen Feldherrn Crassus den Rückzug antreten zu müssen.

Noch steht er zögernd da und wendet den Blick sehnsuchtsvoll nach der Samniter und Sabiner gebirgigen Ländern.

Dort winkt die Freiheit, und wäre es nach seinem Sinne gegangen, so hätte er der Sklaven täglich wachsendes Heer an Rom vorüber durch das Gebirge nach Umbrien und Gallien geführt, dem sichern Freiheitshafen entgegen.

Aber seine Offiziere und Soldaten hatten seine Pläne gekreuzt.

Sie wollten nicht die Freiheit, sie wollten nur Beute.

Sie konnten sich von der herrlichen Appischen Straße nicht trennen, längs welcher es so viele glänzende Städte gab, die man brandschatzen und plündern, so viele reich ausgestattete Paläste, die man ausrauben konnte.

Antium mit seinen großartigen, bis ins Meer hineingebauten Palästen lockte sie ebenso wie Terracina, Salernum und der Dianatempel von Arricia, der von kostbaren Sachen strotzte, welche römische Frauen, die Diana ein Gelübde zu lösen gehabt, seit Jahrhunderten in festlichen Aufzügen, Kränze in den Haaren und Fackeln in den Händen, dahin getragen.

Jetzt freilich war die Appische Straße, sonst das Stelldichein der eleganten Bevölkerung Roms, leer.

Keine Molosserhunde mit großen Halsbändern, wie sie die vornehmen Römer immer so sehr liebten, sprangen an den seidenen Vorhängen der Sänften empor, in welchen sich schöne Frauen nach ihren am Meer gelegenen Villen tragen ließen; keine Luxuswagen rollten die öde Straße entlang, deren Pflaster nur von dem schweren Schritte der Soldaten des Crassus widerhallte.

Soweit diese ihre Reihen ausdehnten, fühlte man sich sicher, darüber hinaus herrschte Schrecken auf der

sonst so beliebten Verkehrslinie, denn selbst die Bettler, welche dieselbe in guten Tagen, zu förmlichen Colonien organisirt, zu bevölkern pflegten, hatten zum Räuberhandwerk gegriffen und bildeten gleichsam die Avantgarde des Sklavenheeres, das jetzt, den Fuß schon zum Rückzug erhoben, das Angesicht aber noch auf Bajä gerichtet, dastand.

Das von prächtigen Landhäusern, reichen Städten und wohlhabenden Dörfern umrahmte Bad Bajä hätten die Soldaten des Spartacus gar zu gern in ihre Gewalt bekommen, und sie knirschten vor Wuth, als ihnen Crassus in dem Augenblick den Weg dahin verlegte, wo sie Bajäs Paläste bereits im Meere sich spiegeln, wo sie die purpurgeschmückten Barken und Galeeren der Reichen im Hafen sich tummeln sahen, wo die üppigen Gesänge derer, die auf diesen Barken tafelten, an ihr Ohr drangen.

In seinem Zelte saß Spartacus trüben, nachdenklichen Gesichts neben einem Manne von athletischen Formen, welche in einem Schuppenpanzer glänzten, wie ihn die Parther zu tragen pflegten.

Der Parther war der Einzige im Heere des Spartacus, der unbedingt mit dem Sklavenführer ging.

Ihn gelüstete es nicht nach Beute; er hatte die

Freiheit frühzeitig verloren und dürstete danach, sich dieselbe für immer zu erobern.

Gleich Spartacus sah er in Italien kein Heil für sich und seine Kameraden ab, weil er wie sein Feldherr von der Ansicht ausging, daß Roms Heere früher oder später des Aufstandes Herr werden würden.

Darum war auch seine Losung: Auf, auf nach Gallien!

Mit fünf Brüdern war er als Jüngling in blutiger Schlacht von den Römern gefangen worden.

Sorgfältige Pflege hatte die Wunden aller geheilt und eine Fechterschule, die des Lentulus, hatte sie aufgenommen.

Von allen Brüdern war er allein übrig, als die Fechterschule des Lentulus unter der Anführung des Spartacus ausbrach.

Alle fünf waren sie eines elenden Sklaventodes gestorben und der sechste dachte an ihr Schicksal, wenn seine Kameraden von einem Zuge gegen Rom faselten.

Der eine hatte in der Fechterschule, nachdem er sich drei Jahre hindurch mit Bravour verhalten, das Stockrappier als Zeichen der Befreiung vom Auftreten in der Arena erhalten und war nahe daran, den Hut und mit ihm die gänzliche Freilassung sich zu erwerben, als ihm sein Herr gegen alle Ordnung ansann, noch einmal öffentlich aufzutreten.

Und zwar war es ein Mohr, den er bekämpfen sollte.

Als er sich dessen weigerte und auf sein ehrenvoll verdientes Stockrappier hinwies, hatte ihn sein Herr in der Gladiatorenschule in die Erde eingraben und verhungern lassen.

Der Parther hatte von dem sterbenden Bruder die prachtvollen, künstlich verzierten Waffen, die Helme mit wallenden Federbüschen, die bunten goldgestickten Kleider, die Palmzweige und Ehrenketten, die derselbe in seiner mehrjährigen Fechterlaufbahn als Siegeszeichen erhalten, übernommen, um sie ewig in Ehren zu halten.

Der zweite Bruder hatte es womöglich in sieghafter Unerschrockenheit dem ersten zuvorgethan und sich zum Liebling der Frauen emporgeschwungen.

Er war ein Mann von außergewöhnlicher Schönheit, und die üppige Kost, bei welcher man die Fechter großzog, hatte seine Muskulatur so entwickelt, daß er in der Arena nicht seinesgleichen hatte.

Dichter besangen ihn, weil sie sich dadurch den Frauen gefällig erwiesen; er wurde auf Töpfen und Schüsseln, Lampen, Gläsern und Siegelringen abgebildet und in mehr als einem Atrium fand man sein Bild von Frauennägeln auf die Wand gekritzelt.

Eines Tages überfiel den Aermsten das Heimweh

so, daß kein Trosteswort der Brüder dagegen aufzukommen vermochte.

Er sehnte sich zu sterben, und so oft ihn der düstere Schall der Tuben zum Gefecht rief, glühte sein Auge in fanatischer Todeslust.

Aber weder das Schwert noch der Dolch, weder der Dreizack noch das Netz der Gegner vermochte ihm etwas anzuhaben, er schien gegen den Tod gefeit.

Da verband er sich in wahrer Todesfreundschaft mit einem Kameraden, der freigeboren sich als Fechter hatte anwerben lassen, um einer drückenden Schuldenlast zu entgehen.

Der Freigeborne hatte es in etwas versehen und den Unmuth des Gebieters wachgerufen, der ihn zur Geißelung verurtheilte.

Der freigeborene Fechter mußte sich die entehrende Strafe zähneknirschend gefallen lassen, denn er hatte beim Eintritt in die Fechterschule geschworen, sich mit Ruthen hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen tödten lassen zu wollen.

Aber er dürstete nach Rache und fand in dem jungen lebensmüden, heimwehverzehrten Parther einen willkommenen Verbündeten.

Die Beiden, denen man nach jedem Auftreten in der Arena die Waffen wegnahm, um Selbstmorde zu

verhüten, erwürgten sich eines Tages gegenseitig mit bloßen Händen.

Der älteste Bruder nahm dem Todten die längliche viereckige Marke mit dem Datum des ersten Auftretens vom Halse und hing sich dieselbe selbst um.

Es lebten ihm also nur noch drei Brüder.

Einer von ihnen nahm sich den Tod seines Bruders so zu Herzen, daß er unfähig war zu fechten.

Sein Herr, der hinter diesem Widerstreben freventliche Tücke witterte, ließ ihn auf einem Karren zwischen Wachen in die Arena fahren.

Der junge Fechter stellte sich, als wenn er vom Schlaf überwältigt einnickte, ließ endlich den Kopf so tief sinken, daß er ihn zwischen die Radspeichen bringen konnte, und hielt sich in dieser Stellung so lange, bis ihm die Umdrehung des Rades das Genick brach.

Der vierte war von seinem Herrn zum Abrichten wilder Thiere verwendet worden.

Er hatte damit anfangen müssen, Hausthiere zu Schauspielen, Opfern und Processionen zu putzen, Ochsen weiß anzustreichen, Schafe mit Purpur und Scharlach, Strauße mit Zinnober zu färben, den Löwen die Mähnen zu vergolden, die Opferthiere mit breiten bunten Schärpen und mit Goldblech zu behängen.

Dann hatte er wilde Stiere gelehrt, auf den Hin-

terfüßen zu stehen, Knaben auf sich tanzen zu lassen, zu schwimmen und auf schnellfahrenden Zweigespannen als Wagenlenker unbeweglich zu stehen.

Hirsche hatte er gelehrt, auf sein Commando dem Zügel zu gehorchen, Panther, im Joche zu gehen.

Er hatte Elephanten abgerichtet, daß sie tanzten, die Cymbel schlugen und schrieben; er hatte Löwen gezähmt, daß sie Hasen fingen; als er aber einmal zwei Antilopen, die ihm zur Zähmung übergeben worden waren, so hart hatte an einander rennen lassen, daß sie sich gegenseitig mit den Hörnern spießten, war sein Herr zornig geworden und hatte ihn an einen Pfahl binden lassen und den Löwen zum Fraße hingestellt.

Der letzte der fünf hatte bei einem öffentlichen Schauspiel, das Lentulus veranstaltete, als Orpheus verkleidet aus einer Versenkung aufsteigen müssen, als ob er aus der Unterwelt zurückkehre.

Es war Großartiges für die Ausstattung geschehen; die Natur schien von seinem Spiele bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, da plötzlich stürzten aus vier Grotten ebenso viele Löwen herbei, und der Pseudo-Orpheus mußte seine Geschicklichkeit zeigen und sich mit den bloßen Händen gegen die vier blutdürstigen Ungeheuer wehren.

Er schlug glücklich eins derselben durch einen wohlgezielten Faustschlag auf die Stirn nieder, entging aber trotz aller Bravour nicht dem Schicksal, von den übrigen zerrissen zu werden.

So jammervoll hatten die fünf Brüder des Parthers geendet, und es war natürlich, daß bei ihm der Wunsch, dem verhaßten Italien für immer den Rücken zu kehren, eine Uebereinstimmung mit den Anschauungen des Feldherrn herbeiführte.

Wie die Beiden so in ziemlich düsterer Stimmung nebeneinander standen und wohl schon Manches, was auf die Gefährlichkeit der gegenwärtigen Lage Bezug hatte, in ernster Rede erwogen haben mochten, sagte Spartacus zu dem Parther:

„Ich hätte ihnen gern Bajä gegönnt, wenn sie nun einmal Rom nicht haben können, aber jetzt ist's aus damit. Gegen des Crassus Legionen vermögen wir nicht anzurennen, und die Götter mögen geben, daß es noch nicht zu spät ist, auf meinen alten Plan zurückzukommen."

„Du hoffst das Heer des Crassus umgehen zu können?" warf der Parther ein.

„Ich werde im Kriegsrath in diesem Sinne meine Stimme erheben", sagte Spartacus. „Die einzige Rettung scheint mir darin zu liegen, Crassus durch

eine Scheinbewegung gegen Pästum westwärts zu locken und uns dann, während er uns auf dem Marsche nach Lucanien glaubt, mit aller Schnelligkeit über Luceria nach dem Lande der Picener zu werfen und so Ariminum und Gallien zu gewinnen. Ich fürchte nur den Kappadocier und seinen Anhang. Meine Soldaten hören mehr auf ihn als auf mich; es war keine gute Stunde, in welcher er ins Lager kam, so tapfer er sonst auch ist."

Spartacus winkte dem Parther, ihm in die Versammlung der Offiziere zu folgen, in welcher über die nächsten Operationen Beschluß gefaßt werden sollte.

Spartacus hatte sich nicht getäuscht, der Kappadocier war zur Stelle und der Kriegsrath empfing den bisher siegreichen Feldherrn mit einem Schweigen, das nichts Gutes ankündigte.

Auch als er seinen Plan entwickelte, das Heer des Crassus und Rom zu umgehen und sich gegen Gallien zu wenden, löste sich dieses unheimliche Schweigen nicht, bis der Kappadocier unter dem beifälligen Gemurmel der Unterbefehlshaber das Wort nahm und sagte:

„Alle Ehrfurcht vor Deinem Urtheil und Deiner Kriegserfahrenheit, Spartacus, aber Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, Deine Soldaten seien von dem

Wunsche beseelt, Gallien möglichst schnell zu erreichen. Rom ist der Punkt, der sie anlockt, nach Rom wollen sie, die Herren derer wollen sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, werden, deren Sklaven sie so lange gewesen. Wenn sie die Paläste ihrer ehemaligen Herren geplündert und dem Erdboden gleichgemacht haben, dann magst Du sie zu dauernder Freiheit nach Gallien führen."

„Jawohl, nach Rom führe uns vor allem!" stimmten die Offiziere dem Kappadocier bei, während ihre Augen vor Raublust und Haß gegen Rom funkelten.

„Eure Gier nach den Schätzen Roms wird zu Eurem Verderben ausschlagen", sagte Spartacus. „Glaubt Ihr in offener Feldschlacht gegen Crassus siegen zu können? Und wenn Ihr seine Reihen durchbrecht und vor Rom gelangt, so werdet Ihr dieses noch nicht gestürmt haben und schon wird ein neues römisches Heer vor Euch stehen, Euch zwischen sich und die Stadt klemmen und Euch vernichten."

„Wenn Du daran verzweifelst, uns nach Rom zu bringen, der Kappadocier führt uns dahin!" schrie ein Offizier.

„Ja, der Kappadocier weiß ein unfehlbares Mittel, uns Rom in die Hände zu spielen", fielen drei, vier Unterbefehlshaber gleichzeitig ein.

Spartacus wandte sich mit Gelassenheit gegen den

Kappadocier und forderte ihn auf, seinen Feldzugsplan zu entwickeln.

„Wenn Du mir folgst, Spartacus, so läßt Du Dich mit Crassus in keine Schlacht ein“, nahm der Kappadocier das Wort. „Du wendest Dich nach Lucanien und Bruttien und von dort, die Meerenge übersetzend, nach Sicilien. In Sicilien fallen Dir ohne Schwertstreich hunderttausend Sklaven zu und Du bringst Dein Heer auf das Doppelte. Mit diesem verstärkten Heer segelst Du geradeswegs nach Rom, und während Crassus sich erst nach Schiffen umsehen wird, um Dir nach Sicilien zu folgen, wirfst Du Dich auf Rom und nimmst es durch einen kühnen Handstreich.“

„Vortrefflich!“ jauchzten die Unterbefehlshaber Beifall.

„Wie aber kommen wir nach Sicilien, wie von Sicilien nach Rom?“ wandte Spartacus ein.

„Auf den Schiffen der Piraten“, entgegnete der Kappadocier. „Hast Du vergessen, daß ich Pirat war, ehe ich zu Euch kam, vom Hasse gegen Rom geleitet? Ich wollte mit Euch kämpfen, wollte mich überzeugen, ob Ihr die Macht und den Willen habt, große Schläge gegen das stolze Rom zu führen. Ich habe Euch gefunden, wie ich Euch wünschte; jetzt will ich Euch die Hülfe meiner Freunde zuführen.“

„Werden Dir Deine ehemaligen Kameraden willig folgen?“ fragte Spartacus besorgt.

„Du würdest keinen Augenblick daran zweifeln, wenn Du die Satzungen der Piraten kenntest“, entgegnete der Kappadocier. „Dem bedrohten Kameraden weigert kein Piratenkapitän den erbetenen Beistand, wenn er jenen auch gar nicht kennt; der mit einem von uns abgeschlossene Vertrag wird von der ganzen Gesellschaft unweigerlich anerkannt und jede einem einzelnen zugefügte Unbill von allen geahndet. Mir aber hat ein römischer Bürger eine Unbill zugefügt und Rom soll dafür büßen. Führe das Heer nach Bruttien und laß mich ausziehen, Dir eine Flotte zu holen. Ich kenne die Signalplätze der Piraten, ich bin in den abgelegensten Verstecken der unwegsamen und gebirgigen lycischen, pamphilischen und cilicischen Länder zu Hause. Ich kenne die Felsschlösser, in welchen meine Kameraden, während sie selbst die Meere befahren, ihre Weiber, Kinder und Schätze versteckt halten. Ich weiß, wo im nordwestlichen Winkel des rauhen Cilicien, am nördlichen Abhang des Tauros, in einem mit prachtvollen Eichenwäldern bedeckten Labyrinth von steilen Bergrücken, zerklüfteten Felsen und tiefeingeschnittenen Thälern der geheimnißvolle Schlupfwinkel unseres ersten Häuptlings liegt. Ein Wink von

ihm und tausend schnellsegelnde Barken setzen sich zu Deiner Unterstützung gegen Bruttiens Küsten in Bewegung und bringen Dein Heer zuerst nach Sililien und von da nach Rom. Dieses hat Dir keine Schiffe entgegenzustellen. Es fürchtet ja die Piraten so sehr, daß es kaum mehr wagt, Getreide aus den Provinzen nach Italien zu führen, daß es nur zitternd Geld und Reisende in die See stechen sieht und daß seine Kaufleute lieber die ungünstige Zeit mit ihren gefährlichen Stürmen zu ihren Fahrten übers Meer wählen, als daß sie sich zu guter Fahrzeit der Gefahr aussetzten, den Piraten in die Hände zu fallen. Laß nun die Piraten mit Deinen Soldaten sich verbinden, und Rom ist verloren. Wir wollen die römischen Tempelschätze so gründlich heben, daß Apollo in Rom, trotzdem er der am reichsten beschenkte unter den römischen Göttern genannt wird, doch so arm werden soll, daß, wenn die Schwalbe bei ihm zu Besuch sein wird, er ihr von allen seinen Schätzen auch nicht ein Quentchen Gold mehr wird vorzeigen können."

Die Rede des Kappadociers hatte die Offiziere so entzündet, daß Spartacus, selbst wenn er seine ganze Nüchternheit bewahrt hätte, gegen die allgemeine Stimmung nichts ausgerichtet haben würde.

So aber hatten die Worte des Kappadociers selbst

auf ihn eines gewissen Eindrucks nicht verfehlt, und der Gedanke, in Verbindung mit den mächtigen und wohlorganisirten Piraten zu manövriren, erschien ihm nicht so absurd, daß er nicht hätte auf ihn eingehen können.

So wurde der Aufbruch der Sklavenschaaren nach Bruttien beschlossen und der Parther bestimmt, die Avantgarde zu führen.

Zehntes Kapitel.

Der Pirat und die Königswittwe.

Seit Hannibal hatte sicherlich Niemand die Römer so grimmig gehaßt wie der Kappadocier.

Alle seine Gedanken drehten sich nur um den einen Pol, Rache an Rom, Rache an Cäsar zu nehmen.

Er betrieb die auf die Erreichung seiner weitschweifenden Ziele gerichteten Anstalten mit einem wahrhaft fanatischen Feuereifer.

Im leichten Mauskahne flog er von einer Piratenstation zur andern und die Signale spielten nach allen Richtungen, um die Geschwader der Piraten nach einem Sammelpunkte hinzulenken.

Auf den Werften von Sida in Pamphilien, welche Stadt den Piraten gestattete, Schiffe zu bauen und die gefangenen Freien auf ihrem Markte feil zu bieten,

herrschte ein reges Leben wie nie zuvor, denn man arbeitete auf des Kappadociers Anregung an hundert neuen Schiffen, welche ein Heer von Piraten in das goldene Meer und aus diesem nach Bruttiens und Siciliens Küsten bringen sollten.

Wie ein offenes Geheimniß ging es von einer Küstenstadt zur andern, daß die Piraten einen großen Schlag gegen Rom vorbereiteten, und was es in Italien, Spanien und Kleinasien an zersprengten Abenteurern, an abgehetzten Flüchtlingen, an desertirten Soldaten, an elenden und verwegenen Elementen gab, das sammelte sich in den Werbeplätzen der Piraten, herbeigezogen durch die verlockende Aussicht auf eine Plünderung Roms.

Um noch mehr einheitliche Leitung in die Vorbereitungen zu bringen, ließ es sich der Kappadocier nicht verdrießen, die Schlupfwinkel der Piratenfürsten in Cilicien zu bereisen und einen nach dem andern für das Unternehmen zu gewinnen.

Einmal in Cilicien, beschloß er einen Abstecher nach seiner Heimat, dem benachbarten Kappadocien zu machen.

Dort kannte ihn jedes Kind, dort konnte er tausend verwegene Gesellen um sich sammeln, wenn er ihnen einen Beutezug nach Italien vorspiegelte.

In Kappadocien erreichten ihn Nachrichten, die seinem Nachestreben neue Zielpunkte gaben.

Er hörte, daß sich eine Verbindung zwischen der Wittwe des Nikomedes und jenem Galaterfürsten vorbereite, der noch bei Lebzeiten des Nikomedes um dessen Tochter gefreit hatte.

Wohl hatte Nikomedes Bithynien den Römern vermacht und es ging die Sage, daß seine jugendliche Gemahlin Urbilia aus Gefälligkeit für ihren ehemaligen Geliebten Cäsar viel dazu beigetragen habe, Nikomedes in dem von Cäsar in ihm angeregten Gedanken zu ebstärken, sein Reich den Römern zu hinterlassen; aber es hieß auch, daß Urbilia, seit sie Wittwe geworden und sich von Cäsar's Einflusse befreit fühle, die Dinge mit andern Augen ansehe als früher und Gefallen am Herrschen gefunden habe.

Andererseits fühlte sich der Fürst von Galatien durch den Gedanken beunruhigt, die mächtigen Römer als Gebieter Bithyniens zu unmittelbaren Nachbarn zu bekommen.

Er ahnte, daß dann auch Galatiens Stunde bald schlagen könnte, und arbeitete an dem Zustandekommen eines Bundes der kleinasiatischen Provinzen gegen Rom, dem er dadurch einen greifbaren Kern und Mittelpunkt geben wollte, daß er Galatien mit Bithynien eng verband.

Eine Heirath mit der Wittwe des Nikomedes erschien ihm als der sicherste Weg zur Verwirklichung seiner Pläne, und er sah sich insoweit vom Glück begünstigt, als von Urbilia auf seine Anfrage keine unbedingt abschlägige Antwort erfolgte.

Urbilia fand in der Aussicht, als königliche Pensionärin ihre Tage in Rom zu beschließen, nichts besonders Reizendes; sie konnte es sich gefallen lassen, wenn ihr der Galatier anders gefiel, Fürstin von Galatien zu werden.

Was ging es sie an, daß ihr Gemahl, der auf Grund der Heirath Erbansprüche auf Bithynien machte, dieselben mit Gewalt der Waffen gegen Rom geltend machte?

Sie hatte sich daher vorgenommen, den Eindruck, den der Galater persönlich auf sie machen würde, entscheiden zu lassen.

In Ancyra, der unfern von der Grenze Bithyniens gelegenen Hauptstadt Galatiens, sollten Urbilia und der Fürst der Galater zusammentreffen, und die zukünftige Gestaltung der Dinge wurde davon abhängig gemacht, ob beide Theile Wohlgefallen an einander finden würden.

Das waren die Neuigkeiten, welche der Kappadocier in seiner Heimat erfuhr und sofort in seinem Sinne auszubeuten beschloß.

Er hatte sich einmal vermessen, eine Königstochter heirathen zu wollen, und Cäsar war zuerst insofern hindernd dazwischen getreten, als er die eigentliche Königstochter seiner Gewalt entzog.

Denn in den Tagen seiner schmählichen Gefangenschaft in Bithynien war ihm der ganze Zusammenhang klar geworden, er hatte erkannt, daß er statt der Königstochter eine Sklavin gefreit.

Wäre Myrsa aber damals in seinen Händen geblieben, so hätte sich der Irrthum doch endlich aufgeklärt und er hätte die Königstochter freien können.

Cäsar war an allem Uebel schuld, das ihm zugestoßen, an seiner Gefangennehmung und beispiellosen Demüthigung, wie daran, daß ihm Myrsa entschlüpfte.

Cäsar aber, den er begreiflicherweise über Alles haßte, empfindlich zu treffen, bot ihm die gegenwärtige Sachlage die beste Gelegenheit; wußte er doch, daß Cäsar daheim eine Gemahlin hatte, der es nicht angenehm sein könnte, von den Beziehungen zu erfahren, die zwischen Cäsar und Urbilia bestanden hatten und die im Uebrigen ein so offenkundiges Geheimniß waren, daß man sich davon selbst in von Rom entlegenen Gegenden, wie in Bithynien und Kappadocien, als von etwas Allbekanntem erzählte.

Aber ehe er sich an Cäsar rächte, wollte er sich selbst Genugthuung verschaffen.

Lag doch in dieser Genugthuung schon eine Art Anfang des Rachewerks gegen Cäsar.

Die Königstochter war ihm entgangen, er wollte zur Ausgleichung die Hand nach der Königswittwe ausstrecken.

Die ehemalige Geliebte Cäsar's, die Wittwe des Nikomedes sollte sein Weib werden, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Den einmal gefaßten Entschluß verfolgte er mit einer Energie, die vor keinen Hindernissen zurückschrak.

Er fing damit an, den verwegenen Heimatgenossen, die er für den Piratenzug angeworben hatte, für die Zeit, um welche die Reise der bithynischen Königswittwe nach Ancyra stattfinden sollte, ein Stelldichein auf einem Punkte zu geben, der die von Bithynien nach Galatien führende Straße beherrschte.

Als er auf diesem Punkte die fast tausend Köpfe starke Schaar seiner Parteigänger um sich hatte, war es ihm ein Leichtes, dieselben unter Zusicherung königlichen Lohns zu bestimmen, den Zug Urbilia's zu überfallen.

Er behielt sich nur das Verfügungsrecht über die Königswittwe vor; was diese und deren Umgebung

an Gold und Kostbarkeiten mit sich führten, das sollte als Beute den an dem Ueberfalle Betheiligten zufallen.

Das verwegene Unternehmen gelang vollständig.

Während der Galaterfürst seiner Braut auf der Heerstraße mit großem Gefolge entgegenzog, wurde die gefangene Urbilia auf Gebirgspfaden durch das Land der Galater nach dem benachbarten Kappadocien und von da nach den an Schlupfwinkeln reichen Gebirgen Ciliciens geschleppt, wo sich der Kappadocier eines Tages mit offener Werbung der Königswittwe gegenüberstellte, die sein Antrag nicht wenig entsetzte.

Nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, stellte sie dem Kappadocier vor, daß sie es gewesen, die ihm in Nikomedia, wo er im Käfig dem Hungertode hätte verfallen sollen, das Leben gerettet.

Einen Augenblick schien es, als ginge eine menschliche Regung durch des Kappadociers Herz.

Eine gewisse Bewegung malte sich in seinen Zügen, als er Urbilia ansah, aber in der nächsten Sekunde schon war die schwächliche Anwandlung überwunden.

Den Kopf zurückwerfend, sagte er mit einem grausamen Lächeln:

„Du hast Dir den Kappadocier für Dich selbst erhalten. Wer des Cäsar Geliebte und des welken Nikomedes Weib gewesen, der kann auch den Kappadocier

beglücken. Glaube mir, es waren Tage, wo ich mich mit Dir nicht begnügt hätte, wo mein Sinn höher stand, wo ich mein Blut mit königlichem mischen wollte. Du bist wohl die Wittwe eines Königs, aber kein königliches Blut rollt in Deinen Adern. Und wenn ich dennoch mit Dir fürlieb nehme, so magst Du nur jeden fruchtlosen Widerstand aufgeben. Cäsar's Geliebte und Nikomedes' Wittwe wird mein Weib — das ist festbeschlossene Sache. An Dir ist's, Dich klug darein zu schicken!"

Und wie's der Kappadocier ausgesprochen, so geschah es.

Seinen Sinn beugte nichts; Thränen und Bitten rührten ihn ebenso wenig, wie ihn ein verunglückter Versuch Urbilia's, sich das Leben zu nehmen, umstimmte.

Kaum aber hatte er das Beilager mit der Königswittwe gefeiert, als er sich wieder mit der alten Energie dem ursprünglichen Plane zuwandte, Spartacus die Piratenflotte zuzuführen.

Er fand die zu der Expedition bestimmten Schiffe an der Westspitze Ciliciens bei Coricus versammelt, und fügte die von ihm in Kappadocien geworbenen Tausend der Bemannung bei.

Zwischen Kreta und Rhodus hindurch ging es gegen

Bruttiens Küsten, die in Purpur und Gold glänzende Barke des Kappadociers immer voran.

Als die Flotte die Gestade Bruttiens zur Rechten und jene Siciliens zur Linken vor sich hatte, näherte sich der Kappadocier seiner Gemahlin und sagte zu ihr:

„Wir werden uns trennen, Urbilia! Ich gebe Dich auf, aber damit nicht auch meine Rechte auf Dich. Du hast mich nie geliebt und ich habe auch nie Liebe von Dir verlangt. Die Trennung wird Dir also nicht schwer werden. Aber was ich noch jetzt von Dir beanspruche, wie es auch bisher das Einzige war, was Du mir bieten konntest, das ist Gehorsam."

„Wohin schickst Du mich?" fragte Urbilia kalt.

„Nach Rom!"

„Zu wem?" forschte Urbilia unruhig.

„Zu Cäsar's Gemahlin, zu Cornelia!"

Urbilia's Züge drückten Schrecken und Ueberraschung aus.

„Ich habe eine Rechnung mit Cäsar zu begleichen", fuhr der Kappadocier in gemessenem Tone fort. „Dich brauche ich dazu. Mit Dir geht ein Brief. Die Männer, die Dich begleiten sollen, werden die Ueberbringer desselben sein!"

„Was steht in dem Briefe?" fragte Urbilia.

„Du wirst es von Cornelia erfahren! Ich aber

warne Dich vor jedem Versuche, Deinen Begleitern entfliehen zu wollen. Es würde Dir doch nicht gelingen. Du weißt aus Erfahrung, wie mächtig und schlau die Piraten sind und wie sie überall Freunde finden. Füge Dich also in Dein Schicksal und gehorche. Der Preis des Gehorsams wird Dir vielleicht gefallen. Bringen mir meine Kameraden, die ich Dir zur Begleitung mitgebe, die Botschaft, daß Du nichts gethan hast, was meinem Willen entgegen wäre, so verspreche ich Dir, daß Du mich nie wiedersehen sollst und daß ich meine Rechte auf Dich nie wieder geltend machen will. Du hast es dann nur noch mit Cornelia zu thun und ein Weib findet sich leicht mit dem andern ab!"

Der geringschätzige Ton, in welchem der Kappadocier geredet hatte, schlug wieder in einen ernsten um, als er fortfuhr:

„Eins noch behalte im Gedächtniß. Es würde Dir nichts frommen, wenn Du es auf dem Wege so machen wolltest wie in Cilicien, als ich Dir ansann, mein Weib zu werden. Zehn Augen bewachen Dich, und es würde Dir nicht gelingen, sie zu täuschen und Hand an Dich zu legen. Und selbst wenn es Dir gelänge, verwundet oder todt sieht Dich Cornelia. Sie wird Dich vor Augen haben, wenn sie den Brief lesen wird, den ich Deinen Begleitern mitgebe, und mir, das magst

Du glauben, genügt es, wenn sie, ihn lesend, Dich vor sich hat, ob als Lebendige, ob als Leiche, das gilt mir gleich. Du hast mich gehört Urbilia, Du magst nun gehen!"

Einige Stunden später entfernte sich auf einer jener kleinen, offenen, schnellsegelnden Barken, deren sich die Piraten bei kleinern Streifzügen zu bedienen pflegten und die sie Mauskähne nannten, eine Handvoll Bewaffneter von der Flotte, die eine Frau in ihrer Mitte hatten.

Es war Urbilia, die zagenden Herzens einer ungewissen Zukunft entgegen ging, weil sie ahnte, daß der Brief des Kappadociers Cornelia in das Geheimniß ihrer Beziehungen zu Cäsar würde blicken lassen.

In welchem Lichte stand sie aber dann vor Cäsar's Gemahlin, welcher gegenüber sie auf Catilina's Villa bei Eretum Unbefangenheit und Harmlosigkeit geheuchelt?

Elftes Kapitel.

Die Schlacht um den Graben.

In Bruttien standen inzwischen des Spartacus Heerhaufen und sahen sehnsuchtsvoll nach dem Meere, woher ihnen einzig Rettung kommen konnte, denn das feste Land bot ihnen keine.

Crassus hatte sie eingeschnürt und hielt sie in der schmalen bruttischen Halbinsel, die sie kaum länger zu ernähren im Stande war, festgebannt.

Weil er es nicht wagte, seine Legionen in offener Feldschlacht gegen sie zu führen, zog er von der Krathismündung einen Graben von neun Meilen Länge und schnitt dadurch Bruttien vollständig von dem übrigen Italien ab.

Längs des Grabens legte er Wälle an und von der Höhe derselben wollte er zusehen, wie die Sklaven drüben verhungerten.

Was half es diesen nun, daß sie sich eine Reiterei gebildet, indem sie in Unteritalien alle Pferdeheerden aufgegriffen hatten? Sie konnten mit ihren Pferden nicht gegen Wall und Graben anstürmen, und es dauerte wohl nicht lange, so ging ihre Cavallerie zu Fuß und schlachtete die Pferde, auf denen sie in bessern Tagen gesessen.

Aber eines Tages gefror das übermüthige Lächeln, mit dem Crassus aus seinen unangreifbaren Verschanzungen nach Bruttien hinübersah.

Spione hatten ihm die Nachricht zugetragen, daß eine Piratenflotte in Sicht sei und Miene mache, mit dem Heere des Spartacus zu fraternisiren.

Mit einem Male wurde es Crassus klar, warum sich Spartacus nach der Südspitze Italiens gezogen, und daß er nur nach Bruttien gegangen, um Sicilien so nahe als möglich zu sein.

Schrecken erfüllte das Herz des römischen Feldherrn.

Wenn ihm Spartacus entschlüpfte, so war es mit seinem Kriegsruhm und seiner staatsmännischen Laufbahn für immer vorüber.

Pompejus, der nur auf eine große Schlappe lauerte, die sein Feind Crassus erleiden würde, löste ihn dann im Commando ab.

Er sank dann zur Unbedeutendheit herab und mußte

sich, nachdem er Höheres angestrebt, mit dem Ehrgeize begnügen, der Besitzer der gefülltesten Geldkasse in Rom zu sein.

Die Piraten durften sich nicht mit Spartacus verbinden, das war sofort fest beschlossene Sache bei Crassus.

In seiner gefüllten Geldkiste besaß Crassus das unfehlbare Mittel, diese Verbindung zu hindern.

Er bedachte sich keinen Augenblick, sein immenses Vermögen seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen.

Er wollte Alles hergeben, was er sich erworben, und von neuem anfangen zu arbeiten.

Was ihm die großartigen Bauten eingetragen, die er in Compagnie mit seinen Freigelassenen unternommen, was er in seinem Geschäfte als Banquier und Sachwalter gewonnen, was ihm die Güterkäufe zur Zeit der Aechtungen eingetragen, er wollte seiner Feldherrnehre zu Liebe Alles in die Schanze schlagen.

Seine Boten flogen nach Rom, um gemünztes und ungemünztes Gold centnerweise herbeizuschaffen, während andere mit den Piraten unterhandelten, um sie zum Rückzug zu bewegen.

Im Lager des Spartacus herrschte noch ungemessener Jubel über die Rückkehr des Kappadociers und über die Ankunft der Piratenflotte.

Während die Soldaten jauchzten, beriethen Spartacus und der Kappadocier, wie der Uebergang über die Meerenge am schnellsten und sichersten bewerkstelligt werden könnte.

Darüber vergingen einige Tage, welche der Kappadocier am festen Lande fern von der Flotte zubrachte.

Als er sich nach derselben zurückbegeben wollte, waren die weißen Segel verschwunden.

Einige wenige Schiffe waren zurückgeblieben und ihre Führer benachrichtigten ihn, daß sie das Weite gesucht hätten, weil sie sich vor den römischen Strandschiffen fürchteten.

„Eine Flotte soll es nicht mit einem Dutzend Strandschiffen aufnehmen können?“ schrie der Kappadocier wüthend. „Eitle Ausflüchte, hinter welchen ich des Crassus Goldstangen funkeln sehe!“

Signalbarken flogen hin und her, vergebens, die Flotte der Piraten war nicht zur Umkehr zu bewegen.

Zum ersten Male hatten die Seeräuber einen Kameraden im Stiche gelassen und ein Unternehmen aufgegeben, zu welchem sie sich untereinander verpflichtet hatten.

„Tausend Flüche über sie!“ schrie der Kappadocier wüthend in das brausende Meer hinaus, als ihm die verzweifelte Lage klar wurde. „Sie werden für ihre

Treulosigkeit büßen und das Gold, durch das sie sich haben bestechen lassen, wird ihnen nichts nützen. Die Piraterie ist von diesem Augenblick an eine verlorene, sterbende Sache, mein Fluch weiht sie dem Untergang."

„Bringe uns nach Sicilien!" heulten die Schaaren des Spartacus dem seine Kameraden Verfluchenden in die Ohren. „Bringe uns nach Sicilien, Du hast es uns versprochen!"

„Ich bringe Euch aus Bruttien heraus!" wandte sich der Kappadocier zu den Soldaten. „Ob es uns jetzt noch gelingt, Sicilien zu erreichen, wer weiß es? Jedenfalls wollen wir Alles daran setzen. Geht es aber nicht, so überspringe ich mit Euch den Graben des Crassus, ich schwöre es!"

„Wir glauben Dir, führe uns!" schrieen die Soldaten, und wieder war der Kappadocier der factische Feldherr und Spartacus mußte sich begnügen, neben ihm einherzuwandeln.

Der Kappadocier ließ nun, was an Holzwerk aufzutreiben war, zu Flößen zusammenbinden.

Aber als sich die Soldaten auf diesen improvisirten Fahrzeugen einschiffen wollten, rissen die Flöße in der Mitte entzwei und man sah, daß man nur Zeit verloren habe.

„Glaubst Du auch jetzt noch auf dem Umwege über

Sicilien nach Rom zu kommen?" fragte Spartacus den Kappadocier, als er die letzte Anstrengung, den Seeweg zu forciren, an der gewaltigen Meeresströmung scheitern sah, welche gerade die schmale Meerenge, die Sicilien von Bruttien trennte, so unsicher und gefährlich machte.

Es war mehr Schmerz als Zorn, was aus der Stimme des Sklavenführers heraustönte, als er die bange Frage an den Piraten richtete, der sich Sinne und Gemüther der Soldaten so unterthan zu machen verstanden, daß ihm diese williger und opferfreudiger gehorchten als ihrem erprobten Feldherrn, der sie aus der Fechterschule des Lentulus zu welterschütternden Siegeszügen geführt.

„Jetzt heißt es den Stier an den Hörnern fassen!" entgegnete der Kappadocier trotzig. „Wenn wir nicht über Sicilien nach Rom gelangen können, so müssen wir den Weg durch Lucanien und Campanien einschlagen. Denn Rom muß unser werden!"

„Unsinniger!" rief Spartacus. „Siehst Du den Graben nicht, der uns, fünfzehn Fuß breit und ebenso tief, vom Heere des Crassus trennt, das uns hinter hohen Mauern, geschützt durch Thürme und Bollwerke aller Art, erwartet?"

„Der Graben darf uns kein Hinderniß sein, unsere

braven Fechter werden ihn im stürmenden Anlauf überspringen!" sagte der Kappadocier. „Laß uns das Heer in drei Haufen trennen und Crassus gleichzeitig auf drei Seiten angreifen. Führe Du das Centrum, laß den Parther den einen Flügel befehligen, mich aber die gefährlichste Stelle für mich selbst aussuchen. Wir kommen hinüber, ich bürge dafür!"

„Es wäre nur recht und billig, wenn Du uns hinüberbrächtest, nachdem uns Deine Rathschläge in diese schlimme Lage versetzt und viel unersetzliche Zeit gekostet haben", bemerkte Spartacus ernst. „Aber ehe es geschehen, laß mich immerhin an der Möglichkeit des Gelingens zweifeln."

Spartacus mochte jedoch immerhin zweifeln, das Heer glaubte an den Kappadocier.

Das Zauberwort Rom elektrisirte die Schaaren und ließ sie das Leben nicht achten.

Was lag daran, wenn Tausende sich an den Wällen, hinter welchen das Heer des Crassus stand, den Kopf zerschellten, den Ueberlebenden gehörten die unerschöpflichen Schätze Roms!

Wie ein Taumel ergriff es die Massen, daß sie auf des Kappadociers Commando in zweitägiger Schlacht immer von neuem gegen die römischen Bollwerke stürmten, um sich stets Tod und Verderben zu holen.

Als der Kappadocier am Abend des zweiten Tages den Kampf einstellte, weil die Streiter vor Müdigkeit nicht weiter konnten, deckten fünfzehntausend Leichen das Schlachtfeld.

„Glaubst Du noch nach Rom zu kommen?“ fragte Spartacus in der Nacht mit zitternder Stimme den Kappadocier.

„Gewiß!“ entgegnete dieser funkelnden Auges. „Laß die Soldaten ausschlafen, ich will indessen den Wall recognosciren und seine schwache Stelle ausfindig machen.“

„Bedenke eins!“ sagte Spartacus düster. „Noch zwei solche Schlachttage wie die letzten, und wir haben kein Heer mehr.“

„Ich habe es wohl bedacht!“ antwortete der Kappadocier. „Aber ich sage Dir, wir kommen hinüber und selbst die fünfzehntausend todten Kameraden, welche das Feld bedecken, sollen uns dabei helfen! Unterhandle mit Crassus, daß er uns gestattet, unsere Gefallenen aus den Gräben zu holen und zu beerdigen. Errichte zum Scheine Scheiterhaufen, als ob wir die Leichen verbrennten, in Wahrheit aber sammle sie zu einem riesigen Haufen und halte Dein Heer bereit, daß es in jedem Augenblicke nach dem Punkte aufzubrechen im Stande ist, den ich jetzt ausfindig machen will.“

Der Kappadocier verließ das Lager und blieb zwei Tage aus.

Als er am dritten Morgen wiederkehrte, sagte er:

„Ich habe gefunden, was ich suchte. Sechs Meilen von hier ist eine schwach vertheidigte Stelle. Dorthin laß mich heute Nacht mit drei Viertheilen des Heeres insgeheim aufbrechen. Laß mich den ganzen Troß, die Pferde, die Stiere, die Gefangenen und die Gefallenen mitnehmen. Du beschäftige hier indessen den Feind und halte ihn in dem Glauben, daß er unsere ganze Macht vor sich habe. Wenn zehn Stunden nach meinem Ausmarsche vorüber sind, dann greife ihn zum Scheine an. Du wirst weiter von mir hören!"

„Ich will mich Dir noch einmal unterordnen!" sagte Spartacus, dem die wilde Energie des Kappadociers Achtung und Bewunderung abzwang, wenngleich er sich nach den bisherigen verunglückten Versuchen wieder kein Resultat versprach.

Der Kappadocier schien vom Himmel begünstigt zu werden, denn die Nacht, welche anbrach, war eine so stürmische, daß Crassus nicht glauben konnte, der ermüdete Feind würde sie zu einem Unternehmen benutzen.

Arglos hütete der römische Feldherr seine Schanzen, während der Kappadocier mit vierzigtausend Mann

fünfzehntausend Leichen, fünftausend Gefangenen, sechstausend Pferden und doppelt so viel Rindern auszog, um an einer sechs Meilen entfernten Stelle den Uebergang zu forciren.

Es war ein schauerlicher Zug und er ging nur langsam von statten, denn fast jeder zweite Lebendige trug einen Todten auf den Schultern.

Abwechselnd mußten die Gefangenen die Todten schleppen, oder man setzte die Leichen den Reitern vors Gesicht auf die Pferde.

Jetzt hatte man die schwachbewehrte Stelle des Walls erreicht.

Das Erste, was die Leute des Kappadociers thaten, war, daß sie die fünfzehntausend Leichen in den Graben warfen.

Aber dieser war damit noch nicht bis zum vierten Theile gefüllt.

Wohl aber war die Besatzung drüben alarmirt und ein wilder Kampf entspann sich.

Dieser durfte nicht so lange dauern, daß den Römern Succurs kommen konnte, in einigen Stunden mußte Alles beendet sein.

„Erwürgt die Gefangenen!" befahl der Kappadocier.

Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte man fünftausend neue Leichen, den Graben zu füllen.

Aber noch immer klaffte er tief und weit, mochte man auch Alles, was man von Reisig und Holz mitgeschleppt, hineinwerfen.

„Tödtet die Pferde, wir kommen zu Fuße auch nach Rom!" schrie der Kappadocier.

Die Soldaten gehorchten zögernd, aber sie gehorchten.

Rom stand ja auf dem Spiele.

Besser, zu Fuße nach Rom kommen, als hier verderben. Der Kappadocier hatte Recht.

In einer Stunde lagen sechstausend blutige Pferdeleichen im Graben.

Aber dieser war noch immer nicht so, daß man ihn passiren konnte, ohne sich zu lange den verderblichen Geschossen des römischen Detachements auszusetzen, das drüben in Waffen stand und schon kleine Verstärkungen an sich zu ziehen anfing.

Wehe, wenn erst Crassus kam!

Seine Vorpostenlinien mußten bereits alarmirt, Boten, ihn aufzujagen zu forcirtem Marsche, unterwegs sein.

Jetzt war ein Moment gekommen, wo selbst dem Kappadocier der Muth sank und er verzweifelnd um sich blickte.

Sein Blick traf die dichtgedrängten Reihen des Zugviehs.

„Kameraden", rief er, „als Ihr aus der Fechterschule auszogt, führtet Ihr keine Stiere mit Euch, und Ihr siegtet und verschafftet Euch Tausende von Rindern. Wenn Ihr diese jetzt in die Schanze schlagt, so ersetzen Euch Lucaniens und Campaniens blühende Gefilde morgen tausendfach den Verlust! Auf! Bedenkt Euch keinen Augenblick, stecht die Stiere nieder, sie werden uns gerade den Graben füllen und ihn zur Brücke machen, die uns nach Rom führt!"

Und das Schlachtfeld wurde zur Schlachtbank.

Der Graben füllte sich mit zehntausend Rinderkörpern.

Was der Troß an Gepäck, was der einzelne Mann an Entbehrlichkeiten hatte, flog auch noch in letzter, äußerster Anstrengung in den Graben, selbst Rüstungen pflasterten ihn — er klaffte nicht mehr, er nahm die Tausende des Kappadociers auf, die sich wie ein brausendes Meer über ihn ergossen, die römischen Verschanzungen erstiegen und mit dem Morgengrauen auf lucanischem Boden und im Rücken des Crassus standen, der sie nicht anzugreifen wagte.

Er mußte zusehen, wie der Kappadocier den unter Spartacus' Befehl zurückgelassenen Heerestheil an sich

zog, aus dem mit Menschen- und Thierleichen, mit Gepäck, Holzwerk und Rüstungen gefüllten Graben herausholte, was er brauchen konnte und sich dann anschickte, die nun unbeschützt vor ihm liegenden Thäler Lucaniens und Campaniens zu überfluten.

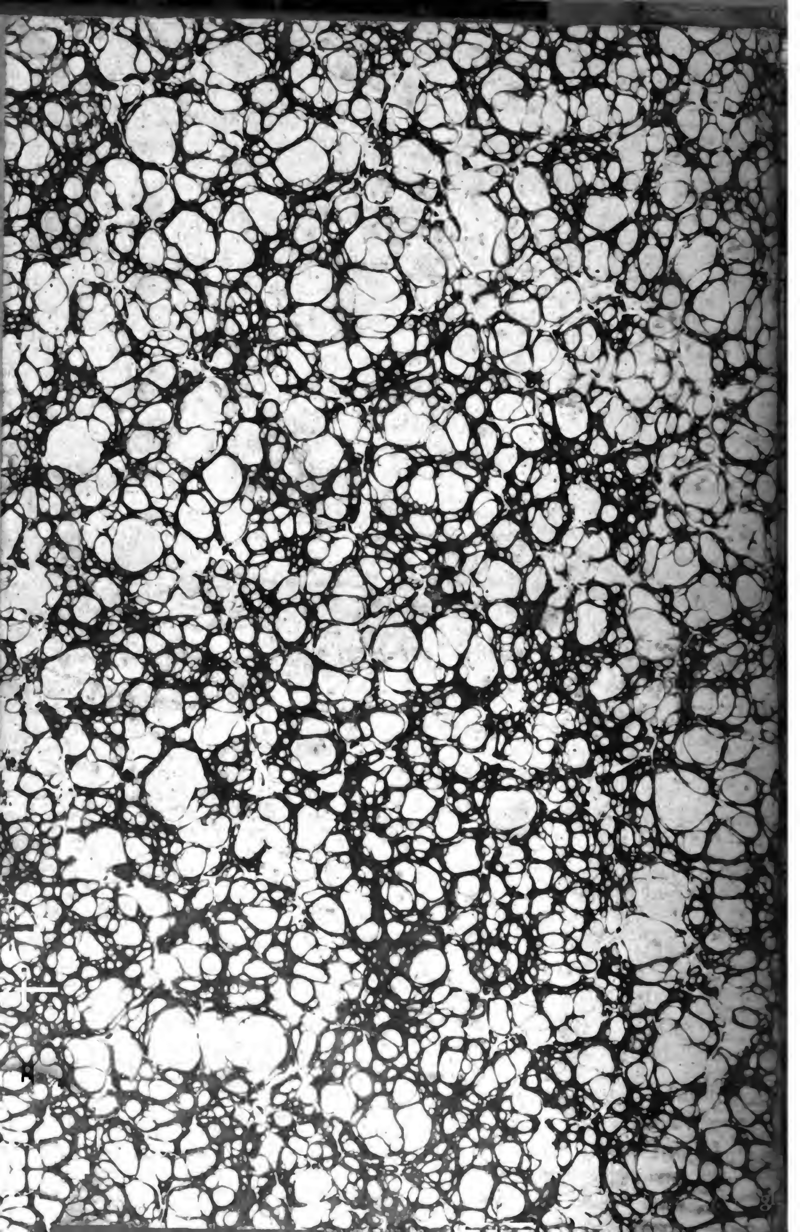
Der Weg nach Rom stand den Schaaren des Spartacus jetzt wirklich offen.

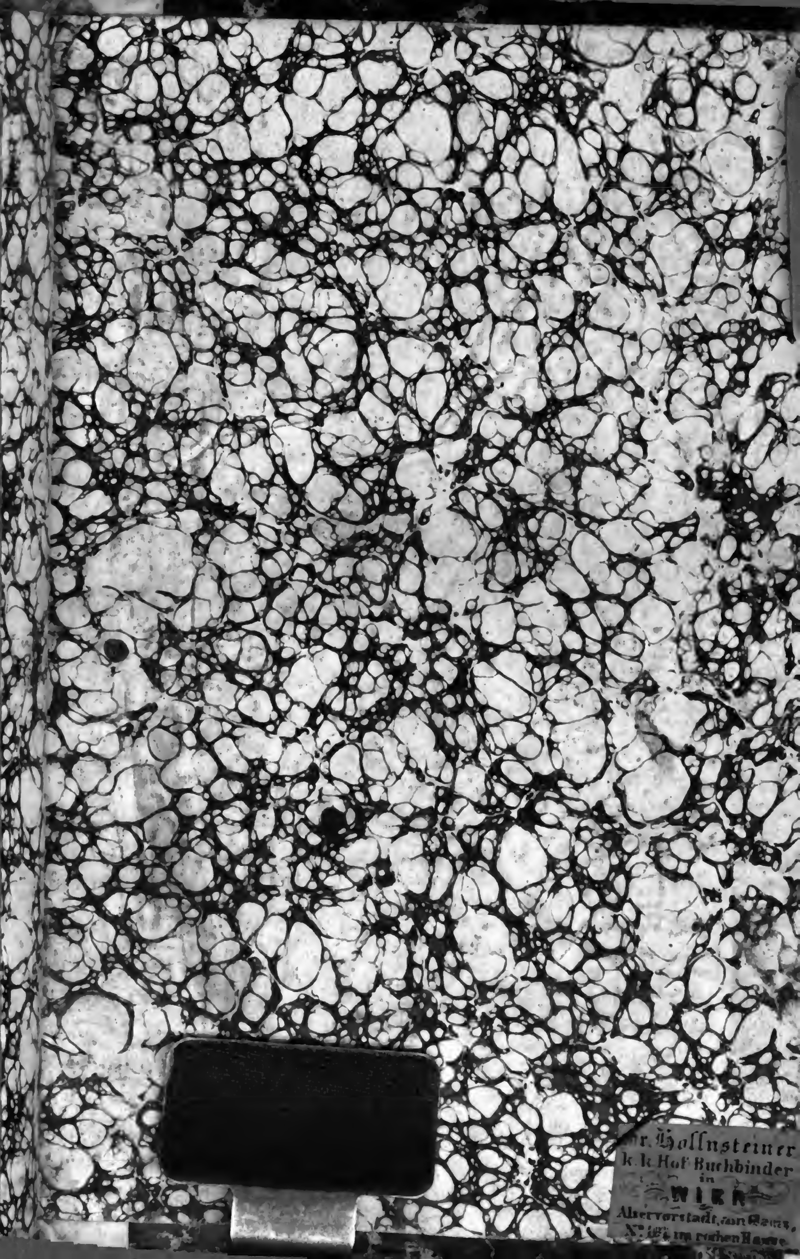
Der Kappadocier hatte sein Wort glänzend gelöst und sein geschädigtes Ansehen war in glorreicher Weise wiederhergestellt.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.






r. Hollnsteiner
k. k. Hof Buchbinder
in
WIEN
Alservorstadt, am Glacis,
im rothen Hause

